Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

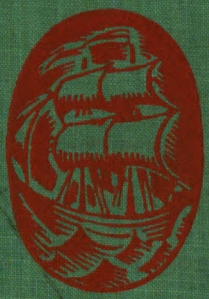
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DAS INSELSCHIFF



1927

ACHTER JAHRGANG

Digitized by Google

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*

ACHTER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1927

Digitized by Google

AP30
.I63
v.8

572019

LIBRARY
SMITHSONIAN INSTITUTION

Digitized by Google

INHALT

LITERARISCHER TEIL

Anderson, Sherwood, Die Entscheidung 158
Anekdote 228
Anekdoten aus dem Mittelalter 259
Apulejus, Geschichte von einem treulosen Weibe 37
Bertram, Ernst, Der Rhein. – Weingrenze. – 240
Braun, Felix, Gedanken eines Unmusikalischen über Musik . . 263
Buber, Martin, Zwei Malergeschichten 8
Carossa, Hans, Ein Brief 221
–, –, Gedicht-Faksimile 227
Der Arme und der Reiche 206
Der Spiegel 73, 228, 302
Diettrich, Fritz, Zwei Gedichte 50
Frisch, Efraim, Zwei französische Romane 216
Gide, André, Ein Brief 152
Fränkel, Jonas, Rilke und Spitteler 126
Geistesleben im Mittelalter 53
Gobineau, Arthur Graf, Stendhals Werk. Ein Nachruf . . . 25
Goethe, Aphorismen 60
–, Der Bräutigam 169
Gorki, Maxim, Jemeljan Piliaj 243
Junghanns, Paul, Herodot und unsere Zeit 190
Kassner, Rudolf, Erinnerungen an Rainer Maria Rilke 119
Korrodi, Eduard, Rainer Maria Rilkes Begräbnis 142
Lawrence, D. H., Ein Brief an das Inselschiff 285
Lerbs, Karl, Zwei Anekdoten 36
Lernet-Holenia, Alexander, Auf Rainer Maria Rilkes Tod . . . 131

Digitized by Google

Mell, Max, Aus dem „Apostelspiel“ 9
Michelangelo, Sonette 276
Mitteilungen des Verlags 78, 229, 307
Nachrufe auf Rainer Maria Rilke 144
Rainer Maria Rilke zum Gedächtnis 81
Rilke, Rainer Maria, An seinen Verleger über die Beendigung der „Duineser Elegien“ 118
–, –, Aus Briefen an einen jungen Dichter 134
–, –, Die Turnstunde 294
–, –, Gedichte aus dem Nachlaß 109
–, –, Gedicht-Faksimiles 95
–, –, Michelangelo-Übertragungen 276
–, –, Übertragung des „Fragments zum Narziß“ von Paul Valéry 1
–, –, Widmung in ein Exemplar des „Stunden-Buchs“ 117
Rychner, Max, Paul Valéry und sein „Herr Teste“ 170
Schaeffer, Albrecht, Hölderlins Heimgang 153
–, –, Kleist 233
Scheffler, Karl, Aus dem „Jungen Tobias“ 198
–, –, Der Lokomotivführer 3
Schurig, Arthur, Stendhals erster Leser in Deutschland. . . . 300
Timmermans, Felix, Meine treuen Helfer 209
Ullmann, Regina, Der Dichter 94
Valéry, Paul, Brief von Frau Emilie Teste 175
–, –, Die klassische Kunst 268
–, –, Fragment zum Narziß 1
Verhaeren, Emile, Zwei Gedichte 63
Vermeylen, August, Ahasverus und der Nazarener 41
Verse aus „Eisherz und Edeljaspis“ 23
Zweig, Stefan, Menschlichkeit 282
–, –, Stunden mit Emile Verhaeren 69

BILDERTEIL

Sherwood Anderson. Nach einer Photographie . . . nach S. 160
Rainer Maria Rilke. Nach einer Photographie aus dem Jahre 1906 vor S. 81
Rainer Maria Rilke. Bronzebüste von Fritz Huf . . . nach S. 120
Das Schlößchen Muzot. Raron im Rhônetal. Nach Photographien. nach S. 144

Digitized by Google

Paul Valéry. Nach einer Photographie . . . . . nach S. 272
Prozession der Geißler. Miniatur aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts . . . . . nach S. 56
Doré, Gustave, Zwei Holzschnitte zu Balzacs „Contes drolatiques" 197, 215
Kubin, Alfred, Zeichnung zu der „Reitergeschichte" von Hugo von Hofmannsthal 189
Masereel, Franz, Emile Verhaeren. Holzschnitt 71
—, —, Zwei Holzschnitte 43, 47
Titelblatt zu Stendhal, Histoire de la peinture en Italie 33

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Inselschiff

Eine Zeitschrift

Neunter Jahrgang · Erstes Heft
Weihnachten 1927

*

Wie herrlich wäre es um die Litteratur bestellt, wenn sie nicht der Mode unterworfen wäre und wenn die wenigen Menschen, für die sie bestimmt ist, sich freundlichst um sie kümmern würden!
Stendhal, Einleitung zu dem Buch „Von der Liebe".

DREI ALTE WEIHNACHTSLIEDER

TAULERS ADVENTSLIED

Es kumpt ein schiff geladen
recht uff sin höchstes port,
Es bringt uns den sune des vatters,
daz ewig wore wort.

Uff ainem stillen wage
kumpt uns das schiffelin,
Es bringt uns riche gabe,
die heren künigin.

Maria, du edler rose,
aller sälden ein zwy,
Du schöner zitenlose,
mach uns von sünden fry.

Daz schifflin daz gat stille
und bringt uns richen last,
Der segel ist die minne,
der hailig gaist der mast.

---

uff sin höchstes port: bis an seinen höchsten Rand. — wage: Woge, Wasser. — aller sälden ein zwy: alles Glückes ein Zweig.

Digitized by Google

SAINT JOSEPH AVEC MARIE

St. Joseph avec Marie
Tous deux s'en vont voyager
St. Joseph avec Marie;
Ah! Noël, Noël.
Tous deux s'en vont voyager;
Noël, Noël. Alleluia!

Arrivés dans la bourgade
Nul ne veut les abriter,
Ah! Noël, Noël.
N'y eut qu'une pauvre veuve
Dans l'étable à les loger;
Noël, Noël. Alleluia!

Merci Dame Marguerite
De l'honneur que tu nous fais;
Ah! Noël, Noël.
Jamais toi ni ta famille
De rien, jamais manquerez;
Noël, Noël. Alleluia!

La Vierge s'en est allée
Emportant son nouveau né;
Ah! Noël, Noël.
Ils rencontrent un bonhomme
Qui vient de semer son blé;
Noël, Noël. Alleluia!

Où courez-vous belle dame
Qui si bel enfant portez?
Ah! Noël, Noël.
Ah! Dites moi mon brave homme
Le voudriez-vous cacher?
Noël, Noël. Alleluia!

Mettez-le sous ma capote,
Nul ne le pourra trouver;
Ah! Noël, Noël.
Retourne à ton champ brave homme,
Va t'en moissonner ton blé;
Noël, Noël. Alleluia!

Digitized by Google

Est-il possible, Madame,
Tout n'est pas encore semé;
Ah! Noël, Noël.
Va t'en chercher ta faucille,
Tu pourras le moissonner;
Noël, Noël. Alleluia!

Le blé en moins d'un quart d'heure
En épi vite est monté;
Ah! Noël, Noël.
Encore un autre quart d'heure
Il fut prêt à moissonner;
Noël, Noël. Alleluia!

A la première faucille
Rendit cent boisseaux de blé;
Ah! Noël, Noël.
A la deuxième javelle
On ne le put renfermer;
Noël, Noël. Alleluia!

Survint la cavalerie
Des Juifs par l'enfer poussés.
Ah! Noël, Noël.
Viens-t'en par ici bonhomme
Toi qui moissonnes ton blé;
Noël, Noël. Alleluia!

As-tu vu passer Marie
Emportant son nouveau né?
Ah! Noël, Noël.
Oui . . . au beau temps des semailles
Lorsque je semais mon blé;
Noël, Noël. Alleluia!

Alors retournons brigade,
Il parle de l'an passé!
Ah! Noël, Noël.
Alors retournons brigade,
Il parle de l'an passé;
Noël, Noël. Alleluia!

Digitized by Google

THE HOLLY AND THE IVY

The holly and the ivy,
Now both are full well grown,
Of all the trees that are in the wood
The holly bears the crown.
O the rising of the sun,
The running of the deer,
The playing of the merry Organ,
Sweet singing in the quire.
Sweet singing in the quire.

The holly bears a blossom,
As white as lily-flower;
And Mary bore sweet Jesus Christ,
To be our sweet Saviour.
O the rising of the sun, etc.

The holly bears a berry,
As red as any blood;
And Mary bore sweet Jesus Christ,
To do poor sinners good.
O the rising of the sun, etc.

The holly bears a prickle,
As sharp as any thorn;
And Mary bore sweet Jesus Christ,
On Christmas Day in the morn.
O the rising of the sun, etc.

The holly bears a bark,
As bitter as any gall,
And Mary bore sweet Jesus Christ,
For to redeem us all.
O the rising of the sun, etc.

The holly and the ivy,
Now both are full well grown,
Of all the trees that are in the wood,
The holly bears the crown.
O the rising of the sun, etc.

Digitized by Google

DEUTSCHE MEISTER

Später als andere Völker haben die Deutschen in dem Jahrhundert der historischen Besinnung, das auch die Kunstgeschichte entstehen sah, sich des Erbes einer großen nationalen Kunst erinnert, deren Spuren zuerst durch den Bilderſturm, zu zweit und fast noch gründlicher durch eine neue Welle antikischen Formgeistes, der Europa seit dem 16. Jahrhundert überflutet hatte, verwischt worden waren. Es war den deutschen Meistern kein Vasari erstanden, der ihre Lebensschicksale und Werke aufzuzeichnen für eine würdige Aufgabe erachtet hätte. Kein Geschichtsschreiber berichtet von den Bildhauern, deren steinerne Schöpfungen für immer namenlos von den Gewänden und Portalen der Dome in Bamberg und Straßburg, in Halberstadt und Naumburg herniederschauen, und wenn mühselige Forschung aus den Rechnungsbüchern und Kirchenregistern in alten Archiven wenigstens die Namen von Malern und Bildschnitzern enträtseln konnte, die im 15. Jahrhundert die Kirchen mit Altären geschmückt haben, so genügte doch selten die dürftige Kunde, das Gerippe spärlicher Daten mit dem lebendigen Fleisch und Blut einer menschlichen Persönlichkeit zu umkleiden.

Aber auch sie, auch jene Meister, die man Handwerker zu nennen liebt, weil ihre Kunst in den Rahmen zunftmäßiger Satzungen gespannt war, sind Menschen gewesen, die lebten und litten, sie glichen nicht Schustern und Schneidern, sondern sie waren Künstler, und es möchte wohl lohnen, ein wenig mehr von ihrem irdischen Dasein, von Art und Wesen, von Wollen und Kämpfen dieser Meister zu erfahren. Wer etwa war jener merkwürdige Maler, der sich Lukas Moser nannte, der in seltsam arabeskenhaft verschnörkelten Buchstaben auf den Rahmen seines Altarbildes im Jahre 1431 das Wort schrieb: „Schrei, Kunst, schrei, und klag dich sehr, deiner begehrt jetzt niemand mehr!“? Wer ist er gewesen, was hatte er gesehen, was erlebt, ehe er die anmutigen Bildchen der Magdalenenlegende für das abgelegene Kirchlein in Tiefenbronn schuf? War es melancholische oder war es cholerische Stimmung, die ihm jene merk-

Digitized by Google

würdigen Worte eingab, aus denen ein Leiden spricht, dessen tiefere Gründe zu enträtseln wohl niemals gelingen wird?

Fünfundsiebzig Jahre später schrieb Dürer jenen anderen Stoßseufzer, der zu einem geflügelten Worte wurde, von Venedig an den Freund Pirckheimer in Nürnberg: „Wie wird mich nach der Sonnen frieren, hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer." Er hatte es erlebt, wie Italien seine Meister ehrte, die gleich Fürsten lebten, die mit den Großen ihrer Zeit, als Gleiche mit Gleichen verkehrten, und wenn er sich auch wieder in der Enge fühlte, als er in die Heimat zurückgekehrt war und an dem großen Altar für den Kaufmann Heller mühsame Arbeit verrichten mußte, so hatte er doch gelernt, künstlerisches Selbstbewußtsein zur Schau zu tragen, und dünkte sich nicht mehr geringer als seine gelehrten Freunde, fühlte sich selbst als Persönlichkeit von historischer Bedeutung, da er daran ging, seine eigene Lebensbeschreibung zu verfassen.

Die Zeit Dürers brachte den großen Umschwung, da humanistische Denkungsart die Ideale der Renaissance nach dem Norden verpflanzte. Christoph Scheurl, der in der berühmten Universitätsstadt Bologna den Empfang miterlebt hatte, den die Künstlerschaft dem Nürnbergischen Meister bereitete, widmete in seinem Libellus de laudibus Germaniae dem „durchaus rechtschaffenen Künstler" Lobesworte, die ihn mit Zeuxis, Apelles und Parrhasios verglichen, und er hat ein andermal die Kunst des Lukas Cranach ausführlich gewürdigt, indem er die Anekdoten, die Plinius erzählt, auf den Wittenberger Maler bezog. Aber Scheurl fühlte nicht den Drang und nicht den Beruf, ein Geschichtsschreiber deutscher Kunst zu werden, wenn er Lobreden auf seine großen Zeitgenossen verfaßte, da er ihr Schaffen vielmehr mit den Vorläufern echter Kunst, wie er sie meinte, in Italien und vor allem mit der Antike zu verknüpfen trachtete, und auch der Nürnberger Schreibmeister Johann Neudörfer, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts seine „Nachrichten von Künstlern und Werkleuten" verfaßte, verdient nicht den Namen eines deutschen Vasari, da er nicht mehr als ein paar trockene und zumeist nichtssagende Notizen zu den Namen, die er aufzeichnete, zu geben wußte.

Digitized by Google

Als aber Joachim Sandrart im Jahre 1665 seine „Teutsche Akademie" erscheinen ließ, war die große Zeit deutscher Kunst schon eine fast sagenhafte Vergangenheit. War doch ein Meister vom Range Matthias Grünewalds schon nahezu in Vergessenheit geraten. Es verbanden sich mit seinem Namen höchst schwankende Vorstellungen, und es verdient, angemerkt zu werden, daß erst zweihundert Jahre nach Sandrart die Klärung sich anbahnte, die allmählich zur Wiederentdeckung eines der größten deutschen Maler aller Zeiten geführt hat. Wurde doch lange Zeit der Isenheimer Altar auf Grund einer Namensverwechslung für ein Werk des Hans Baldung Grien gehalten, während als Schöpfungen Grünewalds eine Reihe großer Altäre angesehen wurde, die in Wahrheit der Werkstatt Lukas Cranachs entstammen.

Romantische Schwärmerei hat vor hundert Jahren das deutsche Mittelalter wieder entdeckt, nachdem der junge Goethe mit seinem Hymnus auf Erwin von Steinbach vorangegangen war. Aber erst die methodische Forschung der ihrer wissenschaftlichen Aufgabe bewußten Kunstgeschichte unserer Zeit hat das gewiß oft noch schattenhafte Bild der Meister wiederbeschworen, deren Andenken jahrhundertelang in Vergessenheit versunken gewesen ist. Lange Zeit hatte die deutsche Kunstforschung, die Winckelmann als eine Wissenschaft von der Antike begründet hatte, den klassischen Boden Italiens als ihr einzig würdiges Arbeitsfeld betrachtet, aber seit einem Menschenalter allmählich heimkehrend sind ihr im eignen Lande die schönsten Entdeckungen gelungen.

Man brauchte nicht in der Erde zu graben wie in Griechenland, man brauchte nur sehenden Auges in den Kirchen und Rathäusern, ja selbst in den Museen umherzuwandern, um die Schätze der Vergangenheit wiederzufinden. Meisternamen wurden von neuem lebendig, insofern wenigstens, als sich die Vorstellung einer persönlichen Kunstform mit ihnen verband, so Meister Bertram und Meister Francke in Hamburg, Konrad Witz und Hans Multscher, Hinrik Funhof und Friedrich Herlin, Bernhard Strigel und Rueland Frueauf, und Namenlose selbst erhielten Gestalt wie die Kölnischen Meister des Marienlebens und des heiligen Bartholomäus, wie der Meister des Hausbuchs oder der von Meßkirch,

Digitized by Google

deren künſtleriſche Perſönlichkeit eindrucksvoll wiedererſtand, auch wenn die Spur ihres bürgerlichen Daſeins noch im Verborgenen blieb.

Die Meiſter zu ehren, indem ſie ihnen den gebührenden Ruhm wiedergibt, der durch Jahrhunderte verdunkelt geweſen, der Nation zu dienen, indem ſie ihr das Erbe einer großen Vergangenheit wiederſchenkt, die durch lange Zeit in Vergeſſenheit verſunken geweſen, iſt eine der würdigſten Aufgaben und der höchſten Pflichten deutſcher Kunſtgeſchichtsſchreibung. Dieſer ſchönſten Aufgabe zu dienen, hat ſich die Bücherreihe vorgeſetzt, deren Titel die Worte trägt: „Deutſche Meiſter."

* * *

SHIGA NAOYA

DAS VERBRECHEN DES GAUKLERS

Der Verfaſſer dieſer Novelle iſt im Jahre 1883 geboren. Nachdem er die höhere Adelsſchule beſucht hatte, abſolvierte er die philoſophiſche Fakultät der Kaiſerlichen Hochſchule in Tokio. Shiga iſt einer der glänzendſten Schriftſteller der heutigen Generation, den ſeine Romane und ſeine Novellenſammlung: Yoru no hikari, das „Licht in der Finſternis", Otsu Junkichi, Arakinu, Wakai, „Verſöhnung", in die vorderſte Reihe der „humanitären Schule" geſtellt haben, deren andere Berühmtheiten Mushakoji Saneatsu und Arishima Takeo ſind. Der Einfluß der ruſſiſchen Romanliteratur iſt bei ihm, wie bei den meiſten neuzeitlichen japaniſchen Romanſchriftſtellern, unverkennbar. Im Jahre 1922 brachte der Verleger Kaizôsha dreizehn ſeiner Novellen in einem Band unter dem Titel Suzu, „Schellen", heraus: aus dieſer Sammlung entnahmen wir „Das Verbrechen des Gauklers", deſſen japaniſcher Titel Han no hanzai, „Das Verbrechen des Han", lautet.

Während der Vorſtellung war etwas Unvorhergeſehenes geſchehen. Der chineſiſche Gaukler Han hatte ſeiner jungen Frau mit einem Meſſer die Halsſchlagader durchgeſchnitten: der Tod war auf der Stelle eingetreten. Han war ſofort feſtgenommen worden.

Zeugen dieſes Vorfalls waren der Theaterdirektor, der chineſiſche Gehilfe des Gauklers, der Anſager und mehr als dreihundert Zuſchauer ſowie der Polizeibeamte, der im Hintergrund des Saales auf einem erhöhten Sitz der Vorſtellung beiwohnte. Obgleich alle Augen auf die

Digitized by Google

Stelle gerichtet waren, wo die Tat geschah, war nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden, ob es sich hierbei um einen vorsätzlichen Mord oder um einen Unglücksfall handelte.

Das Kunststück, das Han vorführte, war dieses: Seine Frau stand mit dem Rücken gegen ein ziemlich starkes Brett gelehnt, von der Größe einer Tür; aus einer Entfernung von ungefähr vier Metern warf der Gaukler laut schreiend Messer, die in einem Kranz im Abstand von fünf Zentimetern um den Körper der Frau einschlugen und ihn mit einer Kette von Punkten umgaben.

Der Richter verhörte zunächst den Theaterdirektor.

„Ist dieses Kunststück besonders schwierig?"

„Nein, einem geübten Darsteller bietet es keine besonderen Schwierigkeiten, doch verlangt es von dem Ausführenden vollkommene Selbstbeherrschung und angespannteste Aufmerksamkeit."

„Also könnte man selbstverständlich in einem Fall wie diesem die Möglichkeit eines Unglücks in Betracht ziehen?"

„Selbstverständlich, denn dürfte man die Ausführung dieser Nummer erlauben, wenn man nicht annehmen müßte, eine solche Tat könne nur durch ein Unglück geschehen?"

„Doch glaubt Ihr nicht, daß in diesem besonderen Fall die Tat vorsätzlich geschehen ist?"

„Nein, das glaube ich nicht, und zwar aus folgendem Grund. Man muß sich klar sein, daß in einer Entfernung von vier Metern die Ausführung dieses Kunststücks eine große Geschicklichkeit und eine sozusagen intuitive Reaktion verlangt[1]: es wäre verkehrt, sich einzubilden, es würde immer mit der unfehlbaren Sicherheit einer Maschine ausgeführt. Vor dieser unglücklichen Geschichte hätte ich wirklich nie für möglich gehalten, daß ein solcher Zufall eintreten könnte. Doch angesichts der Tat habe ich es mir überlegt und bin zu der Überzeugung gelangt, man habe nicht das Recht, den Künstler zu beschuldigen."

„Wie aber erklärt Ihr den Vorfall?"

---

[1] Der Theaterdirektor gebraucht gern hochtrabende Ausdrücke, die er nicht immer versteht.

Digitized by Google

„Das ist eine Sache, die ich mir nicht erklären kann."

Der Richter war ratlos. Die Tatsache des Mordes war vorhanden, nicht aber der Beweis des Vorsatzes; vielleicht war der Mord nur ein Zufall. Wenn man die Möglichkeit des vorsätzlichen Mordes annahm, mußte man bei seinem Urheber eine beispiellose Sicherheit voraussetzen. Bevor der Richter Han verhörte, ließ er den chinesischen Gehilfen kommen und stellte an ihn einige Fragen:

„Wie war für gewöhnlich das Betragen des Han?"

„Untadelig. Er spielte nicht, trank nicht, war nicht ausschweifend; im vergangenen Jahr hatte er sich zum christlichen Glauben bekehrt; er beherrscht die englische Sprache, und sobald er eine Mußestunde hatte, las er, wie mir scheint, in einem Erbauungsbuch."

„Und seine Frau?"

„Auch ihr Benehmen war tadellos. Wie Ihr wißt, sind die Sitten der fahrenden Leute nicht immer einwandfrei; es gibt welche, die sich kein Gewissen daraus machen, das Weib ihres Nachbars zu entführen. Allein obgleich Han's Frau elegant und, wie ich glaube, sehr umworben war, hat sie solche Vorschläge nie ernst genommen und ihnen kein williges Ohr geliehen."

„Ihre Charaktere?"

„Beide waren sehr friedliebend, sehr wohlwollend, sehr selbstlos und hatten nie mit den anderen Streit."

Hier unterbrach sich der Chinese, überlegte eine Weile und fuhr dann fort:

„Ich fürchte ein wenig, meine Worte könnten gegen Han ausgelegt werden, doch um ganz gewissenhaft zu sein, muß ich sagen, daß eins merkwürdig war: die Herzlichkeit, die Sanftmut, die Selbstlosigkeit, die sie andern gegenüber zeigten, verwandelte sich bei ihnen selbst in eine gegenseitige Grausamkeit, die uns alle in Erstaunen setzte."

„Und warum?"

„Ich weiß es nicht."

„War das von Anfang an, seitdem Ihr sie kennt?"

„Nein. Vor zwei Jahren kam seine Frau nieder. Man sagt, es sei vor

Digitized by Google

der Zeit gewesen, darum sei das Kind drei Tage nach der Geburt gestorben. Ich habe beobachtet, daß ihre Beziehungen zueinander sich von da ab mit jedem Tag verschlechterten. Von Zeit zu Zeit brachen wegen der unbedeutendsten Dinge heftige Streitigkeiten zwischen ihnen aus. In solchen Augenblicken erbleichte Han plötzlich, doch er ist ein Mensch, der sich immer als erster zu schweigen zwang und sich niemals zu Tätlichkeiten gegen seine Frau hinreißen ließ, vielleicht weil seine Religion es ihm verbietet. Es konnte geschehen, daß man, wenn man ihn anblickte, den heftigen Zorn bemerkte, den er nicht verbergen konnte.

Eines schönen Tages sagte ich darum: ‚Wenn ihr euch so schlecht vertragt, warum bleibt ihr immer beisammen?' Doch Han erwiderte: ‚Es ist meine Frau, die Grund hat, die Ehescheidung zu beantragen; ich habe keinen.'[1] Han war zu eigensinnig, um jemals seine Meinung zu ändern. Es war ihm völlig unmöglich, seine Frau zu lieben, und da sie nicht von ihm geliebt wurde, hörte auch sie nach und nach auf, ihn zu lieben: das ist natürlich. Auch dieses hat mir Han erzählt. Ich glaube, wenn er anfing, die Bibel und Erbauungsbücher zu lesen, so geschah es nur, weil er Beruhigung in ihnen zu finden oder vielmehr sein Herz von dem heftigen Haß gegen seine Frau zu heilen hoffte, die diesen Haß nicht verdiente.

Auch sie war recht zu bedauern. Seit drei Jahren lebte sie mit Han. Wie alle fahrenden Leute war sie beständig unterwegs; ihr älterer Bruder, der im Heimatdorf geblieben war, ist ein Taugenichts, der die Familie ruiniert und ihr Heim zerstört hat. Wenn sie sich von Han trennen und nach Hause zurückkehren wollte, hätte sich vermutlich kein Mann gefunden, der ihr vertraute. Wer würde eine Frau heiraten, die vier Jahre lang im Land umhergezogen ist? Deshalb glaube ich, daß ihr trotz ihrer Uneinigkeit nichts übrig blieb, als bei Han auszuhalten."

„Nun, was aber denkt Ihr von der Tat selbst?"

„Ihr fragt mich, ob er es absichtlich getan hat, oder ob es ein Unglück ist?"

„So ist es."

---

[1] In Japan beantragt der schuldige Teil die Ehescheidung.

572019

Digitized by Google

„Um die Wahrheit zu sagen, habe ich nach dem Unglück die Frage von allen Seiten betrachtet; doch je mehr ich über den Fall nachdachte, um so weniger verstand ich ihn."

„Warum?"

„Das weiß ich nicht, aber es ist so. Meiner Ansicht nach kann man zu keinem anderen Schluß gelangen. Ich habe den Ansager um seine Meinung gefragt: nun, auch er sagte mir, er verstehe es nicht."

„Doch was dachtest du in dem Augenblick, da es geschah?"

„Ja, ich dachte ... ich dachte ... also doch, er hat sie getötet!"

„Wirklich?"

„Aber es scheint, daß der Ansager gedacht hat: er hat seinen Wurf verfehlt!"

„Ja? Aber hat er dies nicht vielleicht deshalb gedacht, weil ihm die täglichen Beziehungen der beiden Menschen nicht genau bekannt waren?"

„Das ist wohl möglich; auch ich habe mir später überlegt, der Gedanke, er habe sie getötet, sei mir nur gekommen, weil ich ihre Beziehungen kannte."

„Wie war Han's Benehmen im Augenblick der Tat?"

„Er stieß einen Schrei aus: ‚Ach!' Dadurch wurde meine Aufmerksamkeit erregt, und als ich hinblickte, bemerkte ich, wie ein Blutstrom aus der Kehle der Frau brach. Trotzdem hielt sie sich noch einen Augenblick aufrecht, dann fiel sie auf die Kniee, und der Körper senkte sich auf die Seite, wo das Messer sie getroffen hatte; als die Klinge herausfiel, stürzte sie vornüber. Zunächst vermochte keiner sich zu rühren, wir waren wie versteinert. Offenbar kann ich keinen genauen Bericht erstatten, da ich nicht sofort daran dachte, Han's Benehmen zu beobachten, doch war er zweifellos im ersten Augenblick ebenso betäubt wie wir. Als mir nach einer Weile der Gedanke kam, er hätte sie ermordet, sah ich, daß er totenbleich und regungslos mit geschlossenen Augen dastand. Der Vorhang wurde herabgelassen; als wir die Frau aufrichten wollten, bemerkten wir, daß sie schon tot war. Die Erregung gab Han einen fürchterlichen Ausdruck; er rief: ‚Wie konnte ich nur so ungeschickt sein!' Er warf sich auf die Kniee und betete lange schweigend."

Digitized by Google

„Sah er nicht wie ein Wahnsinniger aus?"

„Ja, er schien außer sich zu sein."

„Es ist gut; wenn ich noch etwas zu fragen habe, lasse ich Euch rufen."

Als der Richter den Zeugen entlassen hatte, rief er als letzten den Angeklagten herein. Han wurde vorgeführt; er war bleich mit gespannten Zügen; er war ein verschlagen aussehender Mensch; der Richter begriff auf den ersten Blick, daß er unter einer starken seelischen Depression stand.

„Ich habe bereits den Theaterdirektor und deinen Gehilfen verhört, nun will ich mit dir fortfahren", begann er, nachdem Han Platz genommen hatte. Han verneigte sich.

„Hast du jemals deine Frau geliebt?"

„Von dem Tage unserer Hochzeit bis zur Stunde, da sie ein Kind zur Welt brachte, habe ich sie von ganzem Herzen geliebt."

„Warum ist euer Einvernehmen so schlecht geworden?"

„Weil ich erfahren habe, daß das Kind, das meine Frau zur Welt brachte, nicht von mir war."

„Hast du erfahren, wer ihr Mitschuldiger war?"

„Ich vermute, es war ihr Vetter."

„Kennst du ihn?"

„Er war mein guter Freund. Er hat als erster von unserer Heirat gesprochen, er war es auch, der für mich warb."

„Sind die Beziehungen, die sie zu ihm hatte, älter als eure Ehe?"

„Anscheinend: das Kind ist acht Monate nach unserer Heirat zur Welt gekommen."

„Dein Gehilfe sagte mir, die Niederkunft sei vor der Zeit gewesen?"

„Ich habe dieses Gerücht verbreitet ..."

„Das Kind starb bald darauf, nicht wahr?"

„Ja, es starb."

„Woran starb es?"

„An der Mutterbrust erstickt."

„Hat deine Frau es absichtlich getan?"

„Sie hat mir gesagt, es sei ein Unglück gewesen."

Digitized by Google

Der Richter schwieg und blickte scharf beobachtend auf Han, der, den Blick gesenkt, mit erhobenem Haupt die nächsten Fragen erwartete.

Wieder begann der Richter:

„Hat deine Frau dir Bekenntnisse über ihre Beziehungen zu ihrem Vetter gemacht?"

„Sie hat mir keinerlei Bekenntnisse gemacht. Ich habe ihr auch keine Fragen gestellt; ich war der Ansicht, der Tod des Kindes sei die Sühne für ihr Vergehen, und ich müßte mich so großmütig wie möglich zeigen."

„Willst du damit sagen, es sei dir schließlich doch nicht gelungen, vollständig zu verzeihen?"

„Ja, die Empfindung blieb, der Tod des Kindes sei keine genügende Sühne für das Geschehene. Wenn ich fern von ihr alles überlegte, war ich geneigt, zu verzeihen; doch sobald ich mich in ihrer Gegenwart befand, weiß ich nicht, was mit mir vorging; ihr Anblick flößte mir sogleich ein feindseliges Gefühl ein, das ich nicht unterdrücken konnte."

„Hast du nie an eine Scheidung gedacht?"

„Ich habe oft daran gedacht, habe mich aber nie entschließen können, davon zu sprechen."

„Warum nicht?"

„Weil ich ein schwacher Mensch bin. Vielleicht auch, weil meine Frau mir sagte, von mir getrennt könnte sie nicht mehr leben."

„Also liebte sie dich?"

„Nein, sie liebte mich nicht."

„Nun, was wollte sie damit sagen?"

„Ich glaube, sie wollte einfach damit sagen, daß sie keine Existenzmittel mehr haben würde. Ihr älterer Bruder hat ihr Zuhause vollständig zerstört; nachdem sie die Frau eines fahrenden Schauspielers gewesen, hätte kein ernster Mann sie geheiratet; das wußte sie, und um zu arbeiten, hatte sie zu kleine Füße."

„Wie waren eure geschlechtlichen Beziehungen?"

„Wie bei den meisten Eheleuten, vermute ich; nichts Ungewöhnliches."

„Empfand deine Frau nicht ein gewisses Gefühl der Zuneigung für dich?"

Digitized by Google

„Nein, ich kann mir nicht vorstellen, daß sie Zuneigung für mich empfunden hätte. Im Gegenteil, ich glaube, es war eine Qual für sie, mit mir zusammen zu leben; eine Qual, so groß, daß die Fähigkeit, sie zu ertragen, für einen Mann unfaßbar ist. Mit unversöhnlich grausamen Augen betrachtete sie den Zusammenbruch meines Lebens. Ich versuchte mich zu retten; ich war wie gefoltert, aber sie, sie sah mich kalt und mit unabläßiger Feindschaft an."

„Warum hast du nicht den Ausweg ergriffen, sie völlig als eine Fremde zu betrachten?"

„Weil ich allerhand Gedanken hatte."

„Welche denn?"

„Es lag mir hauptsächlich daran, keine Schuld auf meiner Seite zu haben; doch genau betrachtet, hat dieser schöne Gedanke meine Lage nicht verbessert."

„Hast du nie den Gedanken gefaßt, deine Frau zu ermorden?"

Han antwortete nicht. Der Richter wiederholte die Frage. Han schwieg noch eine Weile. Schließlich sagte er:

„Ich dachte, es wäre ein Glück, wenn sie vorher stürbe ..."

„Soll ich verstehen, du hättest sie ermordet, wenn das Gesetz es nicht verböte?"

„Nein, wenn ich nicht daran dachte, sie zu töten, geschah es nicht aus Furcht vor dem Gesetz, sondern weil ich ein schwacher Mensch bin; wenn ich ihren Tod wünschte, geschah es, weil ich trotz meiner Schwäche den glühenden Wunsch hegte, ein wirkliches Leben zu leben."

„Doch später hast du den Plan gefaßt, deine Frau zu ermorden?"

„Nein, ich war nie dazu entschlossen, ich habe nur daran gedacht."

„Lange schon vor dem Ereignis?"

„Die Nacht, vielleicht den Morgen vorher."

„Hattet ihr einen Streit?"

„Ja."

„Worüber?"

„Ach! aus einem so unbedeutenden Grund, es lohnt sich nicht, darüber zu reden."

Digitized by Google

„Nun, versuche es mir zu erzählen!“

„Es war wegen des Essens. Ich bin leicht reizbar, wenn ich beginne hungrig zu werden. Meine Frau hatte sich mit der Zubereitung des Frühstücks nicht genügend beeilt, darüber geriet ich in Zorn.“

„Warst du heftiger als gewöhnlich?“

„Nein, doch fühlte ich mich nach dem Streit besonders niedergeschlagen. In jener Zeit befand ich mich in einem unerträglichen Zustand der Überreizung, immer aus dem Gefühl heraus, ein Leben zu führen, das dieses Namens nicht würdig war. Als ich zu Bett lag, konnte ich nicht einschlafen. Ich war erregt, und die Gedanken bestürmten mich. Ich sagte mir, es nütze mir nichts, mich im Bett herumzuwerfen; nichts würde mir die Ruhe wiedergeben, niemals würde ich das erreichen, was ich mir wünschte, niemals mich ein für allemal von dem befreien, was mir unerträglich war; ich sagte mir, dies Leben voller Zweifel sei nicht länger zu ertragen, und alles entspringe nur aus meinen Beziehungen zu meiner Frau. Ich sah kein Licht in meiner Zukunft auftauchen. Die Sehnsucht nach diesem Licht verzehrte mich; wenn ich keins finden konnte, wollte ich um jeden Preis eins entzünden. Und der Grund, weshalb mir kein Licht leuchtete, lag nur in meinen Beziehungen zu meiner Frau. Doch die Inbrunst meines Sehnens war nicht erloschen, sie brannte schmerzhaft weiter. Ich sagte mir, Groll und Leiden würden mich schließlich vergiften, und wenn sie mich überwältigt hätten, würde ich, wenn ich auch weiter lebte, ein toter Mensch sein. Und doch wollte ich noch in jenem bejammernswerten Zustand mich bemühen, alles zu ertragen. Anderseits kehrte der gemeine und abscheuliche Gedanke immer wieder, daß der Tod meiner Frau mir das Glück bringen würde. Warum hatte ich sie nicht getötet? Ach! die Folgen des Mordes hatten in jenem Augenblick keine Bedeutung für mich. Wäre ich ins Gefängnis gekommen? Das Leben im Gefängnis war nicht schlimmer als jenes, das ich führte. Allein ich sagte mir, jeder Augenblick verlange eine Anstrengung; man müsse den Schwierigkeiten des Lebens die Stirn bieten in dem Maße, wie sie uns gegenübertreten. Man versucht zu kämpfen, man führt den Kampf fort, dann tritt der Augenblick ein, da man nicht mehr kann:

Digitized by Google

doch Kampf bis zum Tod war das, was ich mein wahres Leben nannte. Ich hatte beinah vergessen, daß eine Frau bei mir war.

Ich hatte so viel gedacht, die Gedanken hatten mich schließlich müde gemacht, doch war es nicht die Müdigkeit, die den Schlaf bringt. Ich war eher stumpfsinnig geworden. In dem Maße, wie meine Nerven sich entspannten, verdunkelte sich in meinem Hirn der Gedanke, zu töten. Ein Gefühl von Einsamkeit und Trauer ergriff mich, wie nach dem Erwachen aus einem bösen Traum; mich betrübte die Schwäche meines Herzens, das einstmals so stark gewesen, und das im Verlaufe eines Abends seine ganze Kraft eingebüßt hatte. Schließlich nahm die Nacht ein Ende. Wie Ihr Euch denken könnt, hatte ich bemerkt, daß meine Frau auch nicht schlief."

„Als ihr aufstandet, wie war da euer Betragen zueinander?"

„Wir haben kein Wort miteinander geredet."

„Warum hast du nie daran gedacht, deine Frau zu verlassen?"

„Ihr wollt wohl sagen, auf diese Art hätte ich mein Ziel ebensogut erreicht?"

„Ja, so ist es."

„Für mich stellte sich die Frage anders."

Nach diesen Worten schwieg Han und blickte in das Gesicht des Richters, der mit ruhigem Ausdruck den Kopf zustimmend neigte.

„Zwischen dem Augenblick, da mir dieser Gedanke kam, und jenem, da ich wahrhaft daran dachte, sie zu ermorden, liegt eine tiefe Kluft. An jenem Abend war ich ohne sichtbaren Grund erregt. Meine Nerven zitterten in einem Zustand schmerzhafter Empfindlichkeit; sie waren ohne Widerstandskraft, ein Zeichen allgemeiner Schwäche; ich fand keine Ruhe; am frühen Morgen ging ich aus, dorthin, wo ich sicher war, niemand zu begegnen. Unaufhörlich kehrte ich zu dem Gedanken zurück, es müsse auf jeden Fall etwas geschehen. Doch der Gedanke, zu töten, den ich in der vergangenen Nacht gefaßt hatte, war aus meinem Geist entschwunden, und die kommende Aufführung bereitete mir keine Sorgen. Ja, es ist wahrscheinlich, daß ich dieses Kunststück nicht gewählt hätte, wenn mir noch solche Gedanken geblieben wären; es gibt noch viele

Digitized by Google

andere, die wir gemeinsam ausführten. Als am Abend endlich der Augenblick kam, auf der Bühne zu erscheinen, dachte ich nicht im geringsten mehr an den Mord. Um den Zuschauern wie gewöhnlich zu zeigen, wie scharf die Messer sind, zerschnitt ich Papierblätter und warf Messer in die Bretter des Fußbodens. Dann trat meine Frau auf; sie war grell geschminkt und trug ein buntes chinesisches Kostüm; ihre Erscheinung hatte nichts Außergewöhnliches. Sie begrüßte die Zuschauer mit anmutigem Lächeln und ging geradeswegs auf das Brett zu, an das sie sich lehnte. Ein Messer in der Hand, nahm ich im gewohnten Abstand von ihr Stellung. Zum erstenmal seit der Nacht begegneten sich unsere Blicke, und jetzt begriff ich die Gefahr, die darin lag, daß ich gerade diese Nummer für unsere Vorführung ausgesucht hatte; ich fühlte die Notwendigkeit, vollkommen Herr meiner selbst zu sein, um dieser Gefahr zu entgehen. Es galt um jeden Preis, meine Unruhe zu dämpfen und meine übermäßig erregten Nerven zu entspannen. Doch vereitelte die Müdigkeit, die bereits bis zu meinem Herzen vorgedrungen war, alle meine Bemühungen. Von nun an hatte ich das Vertrauen in meinen Arm verloren. Ich versuchte die Augen eine Zeitlang zu schließen, um meine innere Ruhe wiederzufinden; da fühlte ich, wie mein Körper leicht schwankte. Der Augenblick war gekommen. Zunächst warf ich ein Messer oberhalb des Kopfes. Es drang einen Zentimeter höher als gewöhnlich ein. Dann warf ich zwei Messer unter die Arme meiner Frau, die sie in Schulterhöhe ausgestreckt hielt. Als das Messer sich von meinen Fingern löste, hatte ich das Gefühl, als bliebe es an ihnen hängen, als sei es mit einer klebrigen Masse behaftet. Ich war mir bewußt, nicht mehr mit meinen Messern zielen zu können. Jedesmal, wenn ich eins schleuderte, sagte ich mir: Es geht! Und ich dachte unaufhörlich: Ich muß ruhig bleiben, ich muß ruhig bleiben! Doch je tiefer dieser Gedanke in mein Bewußtsein drang, um so störender fühlte ich die Lähmung meines Armes. Ich bohrte ein Messer links vom Hals meiner Frau ein, da im Augenblick, als ich nach der rechten Seite zielte, trat ein seltsamer Ausdruck in ihre Züge, als sei sie von namenloser Angst ergriffen. Ahnte sie, daß das Messer, das auf sie zuflog, ihren Hals treffen würde? Ich

Digitized by Google

weiß es nicht, ich fühlte nur, daß der Ausdruck dieser Todesangst sich mit derselben Heftigkeit in meinem Herzen widerspiegelte. Ein Gefühl der Ohnmacht überfiel mich. Ich verließ mich allein auf die Kraft meines Armes, und mit offenen Augen, wie in die Finsternis starrend, warf ich zuletzt, ohne zu zielen, das Messer, das ich in der Hand hielt."

Der Richter schwieg.

„Schließlich dachte ich: Ich habe sie getötet!"

„In welchem Sinn meinst du das? Willst du damit sagen, du hättest es absichtlich getan?"

„Ja, mir kam mit einemmal die Überzeugung, ich hätte mit Absicht gehandelt."

„Man sagt, du seist neben der Leiche in die Kniee gesunken und hättest ein Gebet gesprochen?"

„Das war eine List, die mir plötzlich einfiel. Ich wußte, alle Welt hält mich für einen glühenden Anhänger des christlichen Glaubens, und diese Gebärde würde mein Verhalten in dieser Angelegenheit vor den Augen der anderen kennzeichnen."

„Du warst also fest überzeugt, einen vorsätzlichen Mord begangen zu haben?"

„Unbedingt, doch ich habe sofort begriffen, es würde mir ein leichtes sein, die Menschen von einem Mord aus Unvorsichtigkeit zu überzeugen."

„Doch weshalb glaubst du, vorsätzlich gemordet zu haben?"

„Meine Seele hatte ihr Gleichgewicht verloren."

„Und du bildetest dir ein, deine List würde die Menschen täuschen?"

„Ich habe niemals ohne Schrecken daran zurückdenken können, denn ich hatte meine Angst, meine Verwirrung, meine Not offen gezeigt; ein scharfblickendes Auge hätte das Berechnete meiner Haltung bemerken müssen. An jenem Abend war ich fest entschlossen, mich freisprechen zu lassen. Ich überlegte alles mit größter Ruhe und kam zu dem Ergebnis, daß keine tatsächlichen Beweise gegen mich vorlagen. Da alle Welt unsere Uneinigkeit kannte, konnte der Verdacht, meine Tat sei vorsätzlich geschehen, nie ganz abgewendet werden; doch wenn ich behauptete, es sei ein Unglücksfall, konnte man mir nichts entgegenhalten. Haben unsere

Digitized by Google

täglichen Streitigkeiten Verdacht erweckt? fragte ich mich. Wohl möglich, doch wird keiner einen Beweis vorbringen können. Und ich folgerte daraus, ich würde aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Darum ließ ich das Geschehene noch einmal an mir vorüberziehen und versuchte, meine Angaben so zurechtzulegen, daß alle Welt überzeugt sein müßte, es liege nur ein unglücklicher Zufall vor.

Dann aber stieg ein Zweifel in mir auf: Aus welchem Grund glaubte ich, vorsätzlich getötet zu haben? Ich hatte die Nacht vorher die Absicht, meine Frau zu töten, war es nicht die Erinnerung daran, die mich trieb, zu glauben, meine Tat sei vorsätzlich geschehen? Wenn ich darüber grübelte, gelang es mir nicht mehr, meine Gedanken zu sammeln. Wieder überfiel mich plötzlich die Unruhe. Meine Erregung war so groß, daß ich nicht mehr stillhalten konnte. Ein Glücksgefühl überkam mich, ein grenzenloses Glücksgefühl, und ich hatte Lust, laut zu schreien."

„Nun, so hast du dich schließlich überzeugt, der Mord sei nur die Folge eines Unglücksfalles?"

„Nein, so weit bin ich nicht gegangen, ich konnte nur selbst nicht mehr begreifen, was vorgefallen war; da bedachte ich, wenn ich aufrichtig alles bekennte, würde ich freigesprochen werden. Freigesprochen werden, darin gipfelt für mich die ganze Frage, und ich sagte mir, um mein Ziel zu erreichen, dürfte ich mich nicht selbst betrügen und auf der Darstellung eines Unglücksfalles bestehen, sondern vollkommene Aufrichtigkeit sei besser, und ich müßte sagen, ich wüßte nicht, wie ich gehandelt hätte; ich habe auch tatsächlich keinen Grund, anzunehmen, es sei ein Versehen, und ebensowenig kann ich sagen, es sei absichtlich geschehen. Meine Lage ist so, daß es mir unmöglich ist, irgend etwas mit Bestimmtheit zu behaupten."

Han schwieg. Auch der Richter blieb eine Weile stumm. Dann, wie im Selbstgespräch sagte er:

„Alles in allem macht es den Eindruck der Wahrheit ... Hast du keinen Schmerz nach dem Tod deiner Frau empfunden?"

„Nicht den geringsten. Selbst in den Augenblicken, da ich sie am tief-

Digitized by Google

sten haßte, hätte ich mir nicht vorstellen können, daß ich eines Tages mit solcher Freude von ihrem Tod sprechen würde."

„Es ist gut. Du kannst gehen", sagte der Richter.

Mit gesenktem Kopf verließ Han schweigend das Zimmer.

Der Richter fühlte eine gewisse Rührung aufsteigen, die er sich nicht erklären konnte. Er ergriff sofort die Feder und schrieb:

„Nicht schuldig."

Nach der französischen Übertragung von Serge Élisséer.

* * *

FRANZISKANISCHER LIEBESGESANG

(Sogenannter zweiter Gesang des heiligen Franziskus von Assisi)

Deutsch von Hans Leifhelm

Ich brenn im Feuer der Liebe,
Ich brenn im Feuer der Liebe,
Vor Liebe lodernd ich brenne,
Seit ich den Geliebten kenne,
Das Lamm, das mir gegeben
Den Ring zum Unterpfande,
Mich fesseln der Liebe Bande,
Mich traf der Pfeil der Liebe,
Traf mich ins tiefste Leben –
Ich brenn im Feuer der Liebe.

Ins tiefste Leben getroffen
So sank ich hin zur Stunde,
Es klafft die rote Wunde,
Das Herz liegt blutend offen,
Ich brenn in Feuersgluten,
Den Frieden raubte die Liebe,
Mein Herz will mir verbluten,
Ich brenn im Feuer der Liebe.

Digitized by Google

Verzehrt von ſüßen Gluten
Will mir das Herz verbluten,
Kein Staunen mög euch faſſen:
Es ſind der Liebe Speere,
Die mir das Herz zerriſſen,
Ich mußte, mögt ihr wiſſen,
Mich ganz verſehren laſſen,
Ich brenn im Feuer der Liebe.

Es ſirrten in dichten Scharen
Die Speere hin zum Ziele,
Ich ſuchte mich zu wahren,
Kein Schirm war im Gefilde,
Ich deckte mich mit dem Schilde,
Da flogen doppelt viele,
Geſchnellt mit doppelter Wilde –
Ich brenn im Feuer der Liebe.

So mächtig war das Beginnen,
Daß mirs gebrach, zu meinen,
Ich könnte dem Tod entrinnen –
Mit letztem Kraftvereinen
Schrie ich: Ungleiche Fehde!
Ein Sturm von Pfeilen, ein neuer,
Gab Antwort meiner Rede –
Ich brenn im Liebesfeuer.

Wie Felſenſtürze ſo brach es
Von drüben auf mich hernieder,
Wie bleierne Laſten ſo lag es
Und drückte meine Glieder,
Kein Wurf tät mich verfehlen,
Ich konnte ſie nimmer zählen,
Die ſengenden Speere der Liebe –
Ich brenn im Feuer der Liebe.

Digitized by Google

Von dieſen ſengenden Speeren
Nicht einer mich verfehlte,
So ſicher das Ziel er wählte,
Daß völlig er mich überwunden,
Ich konnte mich nicht mehr wehren,
Blut brach aus tauſend Wunden,
Als ob kein Tropfen mir bliebe,
Entſeelt im Feuer der Liebe.

Entſeelt nicht von tödlichem Sterben,
Entſeelt von erhabenen Wonnen,
So hab ich mich wieder gewonnen,
Und Kräfte konnt ich erwerben,
So hab ich mich wieder erhoben,
So folg ich den Spuren der Liebe,
Ich folge den Spuren nach droben,
Erglühend im Feuer der Liebe.

Mit Kräften wohl verſehen,
Gewappnet mit Wehr und Schilde,
Drang ich in Chriſti Gefilde,
Mit Ihm den Kampf zu beſtehen,
Er trat aus den himmliſchen Zelten,
Da riß ich Ihn an mich vor Liebe,
Die göttliche Lieb zu vergelten,
Mich rächend im Feuer der Liebe.

Und da ich die Liebe vergolten,
Gewann ich mit Ihm den Frieden,
Der Liebe, der wahrhaft gezollten,
Iſt Chriſti Liebe beſchieden,
In Seine Liebe beſchloſſen,
So leb ich geſegnet hienieden,

Digitized by Google

Die Glut der göttlichen Liebe
Ist mir ins Herz geflossen, –
Mein Herz ist neu gegossen
Im sengenden Feuer der Liebe.

* * *

GEORG STEINDORFF

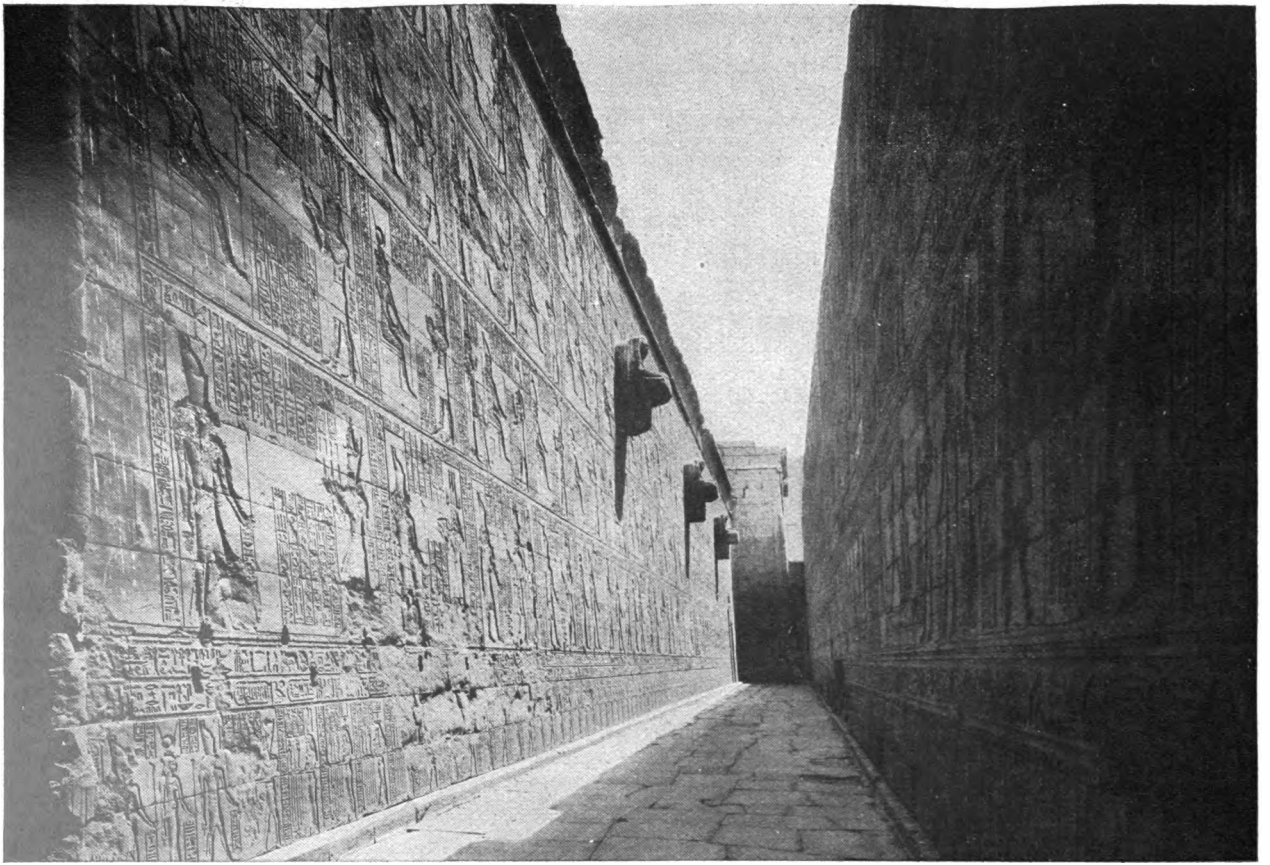
ECHNATON UND AMARNA

Im Jahre 1375 hatte Amenophis III. das Zeitliche gesegnet und sein etwa dreißigjähriger Sohn Amenophis IV. den Thron bestiegen. Mit ihm setzt jene denkwürdige Periode der ägyptischen Geschichte ein, die einen Umsturz auf dem Gebiete der Religion und Kunst brachte, wie er weder früher noch später erlebt worden ist. Gleich nach seinem Regierungsantritt ging Amenophis IV. daran, einer neuen Form des alten Sonnengottes von Heliopolis, des Rê-Harachte („Rê-Horus der Horizontbewohner"), Geltung zu verschaffen. Er benannte ihn mit dem sonderbaren Namen „Es lebt Rê-Harachte, der frohlockt im Horizonte in seinem Namen als Schu, welcher der Aton ist"; gewöhnlich aber wurde der Gott nicht mit diesem langen und gewiß auch den Ägyptern schwer verständlichen Satze, sondern nur kurzweg „Aton", „die Sonnenscheibe" genannt.

Wenn Amenophis IV. oder, wie er sich später nannte, Echnaton („dem Aton wohlgefällig") das Sonnengestirn in den Mittelpunkt der Verehrung stellte und in ihm allein den göttlichen Weltenherrscher erblickte, so zog er dabei nur die letzte Folgerung aus dem jahrhundertealten Bestreben der ägyptischen Priester, die größten Götter dem Sonnengotte Ré gleichzusetzen. Dazu kam bei dem König noch eine starke Abneigung gegen den thebanischen Amun, den „Götterkönig", der seit dem Anfang der achtzehnten Dynastie der Nationalgott der Ägypter und der bevorzugte Nebenbuhler des Rê-Harachte, des uralten Reichsgottes von Heliopolis, geworden war.

Gewiß hatte Amenophis-Echnaton von Anfang an einen in der Verehrung des Sonnengestirns gipfelnden Monotheismus einführen wollen.

Digitized by Google



Horus-Tempel von Edfu, Tempeleingang. Zeit Ptolemaeus X. Soter (117–81 v. Chr.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Zunächst ließ er aber noch die Kulte der alten Götter bestehen, und selbst Amun blieb unangetastet. Erst als der Widerstand gegen die neue Lehre wuchs und besonders von der thebanischen Priesterschaft geschürt wurde, geschah der letzte entscheidende Schritt: die Verehrung des Aton wurde zur Staatsreligion erhoben, die alten Götter, in erster Reihe Amun, wurden abgeschafft und ihre Tempel geschlossen. Hatte man anfänglich den vielnamigen Sonnengott noch in der alten Gestalt des Rê-Harachte als Menschen mit Falkenkopf dargestellt, so wurde jetzt dieses Bild durch ein anderes ersetzt: die Sonnenscheibe, die ihre in Hände auslaufenden Strahlen entsendet.

Um dem Aton mit vollem Eifer dienen und sich ganz der Predigt der von ihm geschaffenen Lehre widmen zu können, schien dem König die Hauptstadt Theben, wo von alters her alles mit Amun in Verbindung stand, nicht die geeignete Stätte. So wurde weiter nördlich zwischen den heutigen Städten Minia und Asiût in dem jetzt Tell el-Amarna genannten Bezirke eine neue Residenz, der „Sonnenhorizont", gegründet und mitsamt dem Fruchtlande, den Bergen und der Wüste, allen Menschen und allen Tieren, kurz mit allem, was die Sonne geschaffen hat, dem Aton geweiht. In seinem sechsten Regierungsjahre siedelte Echnaton nach Amarna über und ist hier bis zu seinem Tode geblieben.

Mit der neuen Religion hat auch eine neue Kunst ihren Einzug gehalten, als deren geistiger Urheber und eifrigster Förderer der König selbst gelten muß. Mit Recht ist vermutet worden, daß Echnaton ein feines künstlerisches Gefühl besessen und bald nach seinem Regierungsantritt unter den jüngeren oder wenig beachteten Künstlern einen oder mehrere ihm geistig besonders nahestehende an den Hof gezogen habe. Die ältesten Denkmäler dieses neuen Stils sind noch in Theben entstanden. Im Osten des Amuntempels von Karnak hatte Amenophis IV. ein Heiligtum des Aton erbauen und mit Bildnisstatuen schmücken lassen. Diese überlebensgroßen Figuren zeigen den König in einer fast erschreckenden Naturwahrheit, mit einem langen Gesicht, hervorstehenden Backenknochen, vorspringendem Kinn und fliehender Stirn. Welch ein Gegensatz zu den Königsstatuen der früheren Zeit, die auch porträt-

Digitized by Google

mäßig gestaltet sind, aber doch in einer gemilderten, alles Unschöne meidenden Form! An die Stelle eines schönen Halbgottes ist ein häßlicher Mensch getreten. Mit vollem Bewußtsein hat sich der Künstler von dem alten verschönenden Stil abgewendet und eine neue lebenswahrere Form des Königsbildnisses zu schaffen versucht. Dabei ist er freilich in das andere Extrem verfallen und zu einem ungebändigten, fast zur Karikatur gesteigerten Naturalismus gelangt. Das hat man auch schnell empfunden und den wilden Strom in ein sanfteres Bett geleitet. So entstehen in Amarna jene prachtvollen Bildnisfiguren Echnatons und der Seinen, die zu den edelsten Schöpfungen der ägyptischen Kunst gehören und besonders als Ausdruck eines starken Persönlichkeitsgefühls dem Menschen von heute besonders nahestehen: das Sitzbild des Königs im Louvre, das alle Eigenheiten des unschön gestalteten Körpers, das häßliche Gesicht, den langen Hals und den vorquellenden Leib, in gemilderter Form erkennen läßt; die wundervolle, durch die weiche, zarte Modellierung des Frauenkörpers ausgezeichnete Kalksteinstatue einer Königin; das liebreizende Köpfchen einer Tochter des Königspaares, bei dem der übertriebene Hinterkopf, wohl ein Erbteil der Mutter, kaum störend empfunden wird, und die farbige Kalksteinbüste der Königin Nofretête, das Meisterstück, das aus der Werkstatt des großen Bildhauers Dhutmose (Thutmosis) in Amarna hervorgegangen ist. Mit seiner schlichten, abgeklärten Schönheit dürfte wohl nur das wundervolle, „seherhafte" Porträt des Königs wetteifern, dessen Gipsabguß uns dasselbe Atelier geliefert hat, und das uns die Geistigkeit des der Welt entrückten Schwärmers noch nach Jahrtausenden empfinden läßt. Zahlreiche andere Meisterwerke der Rundplastik, Abgüsse nach eigenen oder fremden Stücken, hat Dhutmose an seiner Arbeitsstätte hinterlassen, die uns die Träger der Hauptrollen in dem großen Drama von Amarna leibhaftig vor Augen führen, so den Bildniskopf eines alten mürrischen Mannes, in dem man den Vater Amenophis' IV. erkennen wollte, der aber ebensogut den Priester Eje, den späteren Königsmacher und Nachfolger Tutanchamuns, darstellen könnte, und den nach einem Menschengesicht genommenen, leicht über-

Digitized by Google

arbeiteten Abguß einer älteren, vornehmen Hofdame, die uns wohl ihre Persönlichkeit, aber nicht ihren Stand und Namen verrät.

Amarna war der Mittelpunkt der neuen, fast über Nacht entstandenen Kunst, und so hat man sie auch mit vollem Rechte als „Amarnakunst" bezeichnet. Wie die Religion Echnatons nicht etwas durchaus Neues bietet, sondern auf dem Grunde der alten gewachsen ist, so hat sich auch die Rundbildnerei von alten Darstellungsformen nicht freimachen können, und ebenso knüpft die Flachkunst von Amarna an die feinen, freien und lebendigen Zeichnungen an, die sich in den thebanischen Gräbern besonders aus der Zeit Amenophis' III. finden. Und doch weht durch die „Amarnakunst" ein neuer Geist, ein Streben nach Natürlichkeit und Wahrheit. Hatten die Künstler der früheren Zeit ihr zeichnerisches Können nur bei der Wiedergabe der Tierwelt und der Leute aus den unteren Ständen bewähren können, so sind diese Standesschranken jetzt gefallen. Frei von aller Überlieferung dürfen nicht nur die Vornehmen, sondern auch der König und seine Familie so dargestellt werden, wie sie der Künstler vor sich sieht. Weder im Alten noch im Mittleren Reiche finden sich in den Gräbern der Privatleute Darstellungen des Königs: als Halbgott stand er viel zu hoch über dem Volke, um selbst in den Gräbern der Vornehmsten sich im Bilde zu enthüllen. In der achtzehnten Dynastie vollzieht sich ein Wandel; in den thebanischen Grabbildern erscheint der Pharao, in vollem Ornate auf dem Throne sitzend, und nimmt die Berichte seiner hohen Beamten und die Tribute der fremden Länder entgegen. Aber erst der Amarnakunst war es vorbehalten, auch das Privatleben des Herrschers ohne Scheu zur Darstellung zu bringen und offizielle Staatshandlungen frei von allem Sinnbildlichen, dem wahren Leben folgend, wiederzugeben. Mitten hinein in den Palast führt das Bild, das die Königliche Familie, unter den segnenden Strahlen des Aton, in zärtlicher Gemeinschaft zeigt: der König, ein nacktes Prinzeßchen in den Armen haltend und küssend, und ihm gegenüber die Königin, sich mit zwei andern Töchtern unterhaltend, – oder das andere, in dem die Königsfamilie auf dem Audienzbalkon erscheint und Ehrengeschenke, goldene Ketten, Ringe und Schalen,

Digitized by Google

ihren Günstlingen zuwirft. In diesen neuen, auf keine altüberkommenen Vorlagen sich stützenden Bildern konnte sich die Erfindungskraft der Zeichner bewähren; ihre Freude an anmutiger Linienführung fand bei Wiedergabe der nackten Kinderkörper, der stoffreichen faltigen Gewänder, der flatternden Bänder den schönsten Ausdruck. In allen Bildern regt sich frisches Leben, und selbst bei der Darstellung von Einzelheiten des menschlichen Körpers (z. B. der sich in ihren Gelenken biegenden Finger und der genauen Wiedergabe der Fußzehen) hat man sich größerer Natürlichkeit befleißigt.

Auch nach dem Tode Echnatons wurde die neue Kunst in Amarna weiter gepflegt. Aus dieser Zeit stammt das ganz im Amarnastil gehaltene und auch in der Strahlensonne den Atonglauben bekennende Bild auf dem Thronsessel Tutanchamuns, das den jugendlichen König zeigt, wie er sich behaglich in seinen Stuhl lehnt und von der vor ihm stehenden Königin mit Duftwasser beträufelt wird.

Erst als Tutanchamun dem Drucke der Gegenreformation weichen, die Atonlehre preisgeben und die Residenz von Amarna nach der alten Hauptstadt Theben zurückverlegen mußte, lenkte die Kunst allmählich in die alten Bahnen zurück und kehrte der „Schule" von Amarna den Rücken.

Aus dem in Kürze erscheinenden Buche „Die Kunst der Ägypter"

* * *

EGON CAESAR CONTE CORTI

DIE KRISIS DES HAUSES ROTHSCHILD

Aus dem letzten Kapitel des soeben erschienenen Buches „Der Aufstieg des Hauses Rothschild".

Die Brüder Rothschild besaßen damals (1830) riesige Bestände an Staatspapieren, neben den zahllosen österreichischen noch die vielen Millionen der neu ausgegebenen französischen Rente und die Papiere der preußischen Konvertierungsanleihe. Das Rothschildsche Portefeuille war also zu einer Zeit mit Papieren überfüllt, wo die europäische Lage aus scheinbarer politischer Ruhe unversehens zu schwerer Krise umschlagen sollte.

Digitized by Google

James hielt die politische Lage Frankreichs wohl für bedenklich, aber nicht für so kritisch, wie sie wirklich war. Er gab große Bälle, an denen Fürstlichkeiten wie der Herzog von Chartres und der Herzog von Braunschweig teilnahmen. Er lieh seine Unterstützung französischen Theaterunternehmungen, die auswärts, wie z. B. in Wien, Aufführungen veranstalten sollten. Er verkehrte mit Prinzen und Ministern, mit Adel und Finanzkreisen, aber es fiel ihm doch schwer, bei den vielen und widersprechenden Ansichten, die er hörte, die Zukunft klar vorauszusehen. Schon zeigten sich auf James' eigenster Domäne, der höchst feinfühligen Börse, Sturmzeichen. Am 1. Juni gab es eine starke Baisse, und mehrere Politiker wandten sich flehentlich an Rothschild, er solle seine Macht gebrauchen, um einen Zusammenbruch des Kursgebäudes aufzuhalten. „Wenn es Ihnen nicht gelingt," schrieb ihm der Herzog von Decazes, „das Niedergehen der Werte zu verhindern, wird jedermann an den Staatsstreich glauben, wovor Sie so Angst haben, und dies mit Recht, denn wenn man sich je entschließen sollte, dergleichen zu wagen, können Sie sicher sein, daß kein Gläubiger zahlen wird."

James Rothschild eilte daraufhin, wie schon so oft, zu Polignac und wurde dort wieder beruhigt. Man denke gar nicht an dergleichen, die Börse und die Bevölkerung seien nervös, weiter nichts.

Der Chef des Wiener Hauses, Salomon, war indessen von Frankfurt gleichfalls nach Paris gekommen. Er hatte Metternich versprochen, über die Lage in Frankreich genau Bericht zu erstatten, und erfüllte seine Zusage trotz aller Schwierigkeiten getreulich.

Er erhoffte noch die Aufrechterhaltung der Ruhe, aber er sah mit Besorgnis auf die Absichten Polignacs, Wahl- und Preßgesetz abzuändern, woran er trotz der dringendsten Gegenvorstellungen festhalte. Doch schimmerte durch den ganzen Bericht Besorgnis durch.

Bald darauf meldete Salomon, daß die Neuwahlen außerordentlich ungünstig für die Regierung ausgefallen seien. Alles wäre vom allgemein um sich greifenden Oppositionsgeist umstrickt und sende der Kammer ministeriumfeindliche Elemente zu. In der Tat waren bei den Neuwahlen von 428 Abgeordneten nur 125 ministerielle in die Kammer ge-

Digitized by Google

langt. „Die Liste ist schmählich und hassenswert“ ... meldete Graf Apponyi nach Wien. Das Ministerium sei über ein solches Resultat betroffen und bekümmert. Man denke erneut an die Änderung des Wahlgesetzes. „Zu welchen unabsehbaren Folgen“, schrieb Salomon an Metternich, „könnte ein solcher Schritt führen ... Indessen ist der König fest entschlossen, seiner königlichen Prärogative in keinem Punkte zu vergeben, denn er weiß nur zu wohl aus eigener Erfahrung, wie schnell eine Konzession zu einer anderen führt, und wie sehr die königliche Autorität hiezu gefährdet ist.“

Die Gesamtlage war recht unbehaglich, wenn auch Salomon und insbesondere James immer noch hofften, das Gewitter werde vorüberziehen. Doch Ende Juni verdichteten sich die Gerüchte, daß der König und Polignac einen Staatsstreich planten, der die unbequeme liberale Kammer noch vor ihrem Zusammentritt beseitigen und die Rechte des Volkes noch weiter beschränken würde. Wer daran glaubte oder vielleicht gar etwas wußte, verkaufte insgeheim am Londoner Markte große Posten Rente, und das Haus Rothschild, das an deren Hochkurse interessiert war, mußte sie aufnehmen. James Rothschild, der sich als Staatsbankier für einen Vertrauten der Regierung hielt, war überzeugt, man würde ihn, bevor man so schwerwiegende Entschlüsse faßte, zu Rate ziehen oder ihm zum mindesten vor der Entscheidung einen Wink geben. Als nichts dergleichen geschah und die Gerüchte von ernsten Schritten der Regierung sich häuften, entschloß sich James, am Sonntag, dem 24. Juli, zum Minister des Innern, Herrn von Peyronnet, zu gehen und ihn zu fragen, was man davon halten solle. Dieser gab seinem Erstaunen Ausdruck, daß ein so kluger und aufgeklärter Mann wie James solchem Gerede eine Bedeutung beimessen könne, und wies auf die Tische seines Bureaus, die mit den Einberufungsschreiben zur ersten Sitzung der neugewählten, so ministerfeindlichen Kammer bedeckt waren.

Beruhigt fuhr Rothschild nach dem Landhaus der Frau von Thuret, wo das ganze diplomatische Korps zum Diner geladen war und man ihn allseits ängstlich nach der Lage befragte. Er erzählte von seinem Besuch beim Minister und von den Einberufungsschreiben, die er gesehen,

Digitized by Google

und seine Ausführungen beruhigten die Gemüter der anwesenden Diplomaten.

Indessen setzten die Minister in größter Heimlichkeit die berühmten Ordonnanzen auf, in denen der König auf Rat Polignacs die noch gar nicht zusammengetretene regierungsfeindliche Kammer wieder auflöste, Neuwahlen auf Grund eines geänderten Wahlsystems ausschrieb und die Preßfreiheit stark beschränkte.

Am 26. Juli 1830 früh wurden die Ordonnanzen zur allergrößten Überraschung veröffentlicht. Das Geheimnis war jedermann gegenüber aufs peinlichste gewahrt geblieben. Helle Empörung erfaßte die ganze Hauptstadt, überall hörte man, das heiße alle Freiheit knebeln und das dunkelste Mittelalter über Frankreich heraufbeschwören. Die Empörung fand vor allem in der Presse ihren Ausdruck, die trotz aller Verordnungen mit dem heftigsten Protest einsetzte. Die Aufregung in Paris war ungeheuer. Im Nu entstanden in den Hauptstraßen mannshohe Barrikaden, das Volk rottete sich zusammen, zog unter Drohrufen auf den König durch die Straßen; Waffenläden und Militärmagazine wurden geplündert und den königlichen Truppen, die selbst völlig unvorbereitet und in schwacher Zahl von dem gleichfalls überraschten Marschall Marmont befehligt waren, heftiger Widerstand geleistet. In Polignacs Wohnung wurden die Fenster mit Steinen eingeworfen, auch sein Wagen wurde halb zertrümmert. Am 28. Juli brach der Aufstand in voller Stärke los. „Nieder die Bourbonen!" „Nieder die Minister!" hallte es durch die Straßen. Von den bloß 12000 Mann der Garnison gingen beträchtliche Teile zu den Aufständischen über. Der Rest genügte bei weitem nicht zur Niederhaltung der empörten Stadt.

Am 29. Juli breitete sich der Aufruhr über ganz Paris aus. Die königlichen Truppen wurden langsam nach Saint-Cloud zurückgedrängt, wo der König angstvoll der Entwicklung der Dinge harrte. Nun war er bereit, die Ordonnanzen zurückzunehmen, doch es war zu spät. Nicht nur seine Stellung, auch die seines ganzen Hauses war verwirkt. Der Louvre und die Tuilerien, von Schweizer Truppen verteidigt, wurden vom Volke erstürmt. Die Revolution war auf der ganzen Linie siegreich. Am 31. Juli

Digitized by Google

flüchteten Karl X. und seine schuldbeladenen Minister. Ihre Herrschaft war zu Ende. Wollte man die Monarchie aufrechterhalten, so war nur eins möglich: völlige Ausschaltung der alten Linie der Bourbonen und Zurückgreifen auf des Königs Widerpart, auf Louis Philippe von Orleans, den Sohn des berüchtigten Philippe Egalité aus den Tagen der Großen Revolution. Dieser Prinz trat nun mit großem Geschick auf den Plan. Er verstand es, das Volk als den Spender seiner Königskrone hinzustellen. Seine liberale Anschauungsweise wie sein schmuckloses, einfaches und doch inmitten des entfesselten Pöbels tapferes Auftreten taten ihre Wirkung. Das alte Königshaus war abgetan, die Orleans folgten ihm, der Bürgerkönig Louis Philippe trat an die Spitze des Staates.

In größtem Schrecken und furchtbarer Aufregung hatten die beiden in Paris weilenden Brüder James und Salomon die blutigen Tage der Revolution miterlebt. Sie bangten nicht nur um ihren Reichtum, sondern als Landfremde, die dem verhaßten König und seinen Ministern so eng verbunden waren, auch um Leib und Leben. Angstvoll hatten sie, die noch eine solche Menge Papiere aus der eben übernommenen Staatsanleihe in Händen hielten, in den ersten Tagen des Aufstandes den katastrophalen Sturz der um 20–30% gefallenen Rente mit angesehen. Aber diese Sorge wurde einen Augenblick durch die unmittelbare körperliche Gefahr zurückgedrängt. Solche Befürchtungen erwiesen sich jedoch als unbegründet. Die Julirevolution war eine bürgerliche. Das Volk plünderte wohl einige königliche Schlösser, Leben und Besitz der Privaten aber blieben verschont.

Als sich das Gerücht von der Annahme der Krone durch den Herzog von Orleans bewahrheitete, war dies eine große Beruhigung für die Brüder Rothschild. Trotz ihrer Verbindung mit Karl X. und seinen Ministern hatten sie auch dem Herzog von Orleans finanzielle Gefälligkeiten erwiesen und so Eingang in sein Haus gefunden. Sie fühlten sich in gewissem Sinne von Karl X. verraten, da er ihnen die Ordonnanzen nicht früher mitgeteilt hatte, und hofften nun durch die Schilderhebung des Herzogs von Orleans einen guten Tausch gemacht zu haben. Dem-

Digitized by Google

entsprechend begannen sie mit der siegreichen Revolution zu sympathisieren. Dieses Kokettieren mit der neuen Gewalt ist aus einem Briefe Salomons an einen Freund schon deutlich erkennbar. Salomon sprach darin von der allgemeinen Empörung, die die Ordonnanzen verursacht hatten. „Es gab keine bewaffnete Gewalt, die einer Bevölkerung Herr hätte werden können, die außer sich war vor Wut, daß sie über Befehl ihres Königs dem Massaker entgegengeführt werde. Die Nation würde sich eher zerhacken lassen, als daß sie sich neuerdings der Herrschaft der Familie Bourbon unterwürfe."

Salomon sprach von den Befürchtungen, die eine so schreckliche Explosion auslöste. Alles habe sich jedoch auf die glücklichste und überraschendste Art entwickelt. Das Eigentum sei auch nicht einen Augenblick bedroht gewesen. Ja, die Leute hätten sogar das Geld ausgeschlagen, das „man" ihnen angeboten habe. Überall verbrüderten sich Truppen und Volk, alles verlasse die Sache Karls X. und wende sich Louis Philippe zu, der hervorhebe, von jeher die konstitutionellen Ideen und die Freiheit geliebt zu haben. Er werde nun auch, wo er sich zeige, mit dem hellsten Enthusiasmus empfangen. Der Frontwechsel der Rothschild war damit klar ausgesprochen. Die Revolution hatte gesiegt, die alte Gewalt war abgetan, der neue ihnen wohlvertraute Mann schien sich zu befestigen. Sofort zogen sie daraus die Konsequenzen, und James bot trotz der durch den Sturz der Fonds erlittenen Verluste und der noch fortdauernden Unsicherheit der neuen Staatsgewalt sogleich seine finanziellen Dienste an.

Die Nachrichten von der so unerwarteten und in wenigen Tagen siegreich gebliebenen Revolution in Frankreich übten in ganz Europa ungeheure Wirkung aus. Alle Regierungen sahen mit Sorge, wie Frankreich, nach Leopold von Koburgs Wort „die Büchse der Pandora", von neuem Schrecken und Unruhe über den Kontinent verbreitete. An allen Börsen fielen die Papiere, in den Völkern regten sich Freiheitshoffnungen, und die Folgen für die Metternichsche „Ruhe der Welt" schienen unabsehbar.

In Frankfurt löste die Nachricht von der Revolution an der Börse

Digitized by Google

einen katastrophalen Kurssturz aus, und die Papiere wurden massenhaft ausgeboten. Amschel Rothschild hatte freilich, da er die Nachricht vor den anderen erhalten hatte, einige Schutzmaßnahmen treffen können, aber in der Kürze der Zeit ließ sich nicht allzuviel machen, und der Sturz aller Staatswerte flößte auch ihm panischen Schrecken ein. Mit höchster Energie tat er alles mögliche, um dem Unheil Grenzen zu ziehen.

Angstvoll erwartete er seinen Bruder Salomon, der ihm eben in den ersten Septembertagen sein Kommen aus Paris ankündigte. Dieser wollte sein Stammhaus über die nunmehrige politische Lage in Paris aufklären und die Maßnahmen besprechen, die zu treffen waren, um die furchtbaren Verluste des Hauses zu beschwören. Mehr als je war die Einigkeit und das Zusammenhalten der Brüder in diesen Stunden der Gefahr, die geradezu die Existenz des Hauses berührte, geboten.

Salomon konnte nach seiner Ankunft in Frankfurt Amschel wenigstens über die augenblickliche Lage in Paris einigermaßen beruhigen. Nach der Abdankung des Königs hätten sich die Fonds in den letzten Tagen gegenüber ihrem Tiefstand etwas gehoben, und die Proklamation des Herzogs von Orleans habe sehr günstig gewirkt. Salomon bezeichnete dies letztere Ereignis für das Haus Rothschild als ein großes Glück. Schlimmer freilich stand es um den großen Besitz an Wertpapieren. Die Masse der französischen Renten war natürlich im gegenwärtigen Augenblick gar nicht oder nur mit schweren Verlusten abzustoßen. Die Konvertierungsanleihe mit der preußischen Regierung, die auch ganz auf Hausse eingestellt war, wurde zu einem katastrophal ungünstigen Geschäft. Am besten hielten sich noch die österreichischen Papiere, aber auch diese erlitten ziemliche Einbuße. Die Losung war nun: Heraus aus den Engagements! Rückgängigmachen von Anleiheverträgen, wo immer es möglich war. Insbesondere die neue preußische Anleihe! Amschel versprach in dieser Richtung zu sondieren und vor allem Rother dafür zu gewinnen. Nachdem die dringendsten Abmachungen getroffen waren, begab sich Salomon gleich wieder nach Paris, wo seine Anwesenheit dringend nötig war. Schon begann die Nachricht der Julirevolution in allen Staaten Europas Unruhen hervorzurufen und die Gefahr einer

Digitized by Google

europäischen Verwicklung in Gestalt eines kriegerischen Einschreitens der in ihrer Ruhe bedrohten absolutistisch-konservativen Mächte heraufzubeschwören.

Noch konnten vielleicht die aus der Julirevolution für das Haus Rothschild entstandenen Gefahren gebannt werden, brach aber ein europäischer Krieg aus, so war der Stein im Rollen, die Vernichtung der Wertpapiere unaufhaltsam und damit der Bestand des Hauses in Frage gestellt. Für die fünf Brüder galt also jetzt die Losung: Krieg um jeden Preis vermeiden. Es kam ihnen dabei zugute, daß auch der neue König sich vor einem gegen seine usurpierte Würde gerichteten Feldzug fürchtete und eine auswärtige Komplikation durchaus vermeiden wollte. Er bemühte sich, den Mächten zu zeigen, daß es, wenn er nicht in die Bresche getreten wäre, in Frankreich noch viel schlimmer hätte kommen müssen, vielleicht wäre sogar die Republik eingeführt worden.

Schon lange gärte es im Königreich der vereinigten Niederlande, das 1815 ohne Rücksicht auf die beiden darin wohnenden Völker aus Belgien und Holland zusammengeschweißt worden war. Am 25. August 1830 kam es zur Revolution in Brüssel, in deren Gefolge eine Änderung des Regierungssystems, die Loslösung von der Dynastie Oranien, ja überhaupt die Trennung Belgiens von Holland gefordert und bald auch durchgesetzt wurde. Das hatte in der ganzen Handelswelt eine böse Krise zur Folge und erhöhte die Furcht vor einem großen europäischen Kriege. Denn aus Wien wie aus St. Petersburg kamen Nachrichten, daß man dort nicht nur entschlossen sei, die revolutionären Erhebungen im einzelnen zu ersticken, sondern im Schilde führe, mit militärischer Macht gegen das neue Regime in Frankreich, den eigentlichen Herd all dieser gefahrdrohenden Erscheinungen, aufzutreten.

Salomon war mittlerweile von Paris mit wichtigster Mission nach Wien zurückgekehrt. Seine Brüder hatten ihm aufgetragen, den kriegslustigen Metternich mit allen Mitteln von einem solchen Abenteuer zurückzuhalten, das ganz anders wie einst im Falle Neapel unabsehbare Folgen für Europa, aber auch im besonderen für den Bestand des Hauses Rothschild haben konnte. Salomon sollte lieber seinen ganzen Einfluß

Digitized by Google

aufbieten, Gentz täglich bearbeiten und auf den Staatskanzler unmittelbar durch Wort und Schrift, dann aber auch durch dritte Personen, die Salomon für Geld verpflichtet waren, zu wirken suchen. Er wurde von seinen Brüdern in London und Paris fortwährend ermahnt und bestürmt, in seinen dahingehenden Bemühungen um Himmels willen nicht zu erlahmen.

Salomon versicherte im Auftrage des Fürsten, auch dieser wolle Frieden, werde aber doch in Italien zuschlagen, nicht gegen eine Macht, sondern gegen die Revolution, die man zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung allüberall bekämpfen müsse. Wenn Frankreich dies zuließe, würde man es ungestört lassen und würde Friede bleiben, wenn aber nicht, so gäbe es Krieg, und dann würde Österreich sicherlich nicht allein gegen Frankreich stehen, denn es wäre ein Vorteil aller Kabinette, dem Staate, der nichts wolle als Ruhe und Ordnung, beizustehen. „Deine Anfrage", fuhr Salomon fort, „habe ich dem Fürsten ebenfalls mitgeteilt. Er stellt es dem General Sebastiani frei, wenn er ihm etwas von Mensch zu Mensch sagen will lassen, es zu tun, sei es durch Dich oder durch einen eigenen Mann, dem er sein Vertrauen schenkt ..."

Metternich bestellte also über den Kopf seines Pariser Botschafters hinweg die Rothschild als Mittelsleute zwischen sich und dem französischen Kabinett. Das hieß weitgehendes Vertrauen üben und hatte für die Rothschild den unschätzbaren Vorteil, von den in jenen gefahrvollen Zeiten wichtigsten Entschließungen früher als irgend jemand anders Kenntnis zu erhalten. Aber sie blieben dennoch in angstvoller Spannung, ob der Friede wohl aufrechterhalten bleiben könne. In die Millionen zählten schon ihre Verluste. Nach ihrer eigenen, vielleicht absichtlich etwas übertriebenen Angabe hatten sie durch die Julirevolution mit einem Schlage rund 17 Millionen Gulden unwiederbringlich verloren. Der Krieg konnte noch weitere Verluste und damit vielleicht gar den Zusammenbruch ihres Hauses mit sich bringen.

Und wirklich, seit nun auch in den letzten Novembertagen in Polen der Aufstand gegen die russische Herrschaft losgebrochen war, stieg die Gefahr von Feindseligkeiten gegen jenes Frankreich, das als Urheber

Digitized by Google

all des revolutionären Ungemachs dastand, auf das äußerste. Von dieser Entscheidung, ob Krieg oder Frieden, hing das weitere Schicksal des Hauses Rothschild in bedeutendem Maße ab. Dessen Bemühungen, die Staatsmänner und Regierungsleute im Sinne des Friedens zu bearbeiten, verdoppelten sich. Die drei Brüder in Paris, London und Wien überboten einander in fieberhaften Anstrengungen, die Politik ihrer Länder zu beeinflussen. Amschel Meyer in Frankfurt war indessen die Aufgabe zugeteilt, das Haus Rothschild von möglichst vielen Geldgeschäften und Verpflichtungen, so gut es ging, zu entlasten. Die große Frage blieb: Krieg oder Frieden? Erst wenn sie einmal günstig entschieden war, konnte man befreit aufatmen. Um die Jahreswende 1830/31 sah es aber nicht danach aus; drohende Gewitterwolken hingen am politischen Himmel Europas, und jeden Augenblick konnte der zündende Blitz herniederzucken. Es bedurfte großer Anstrengungen, voller Einigkeit und Aktivität, Aufbieten aller Verbindungen der fünf Brüder, um sich vor nicht mehr wiedergutzumachendem Schaden zu bewahren und das Gebäude ihres Welthauses vor ernster Erschütterung zu sichern. Unablässig mahnte Nathan von England her, alles nur Denkbare aufzubieten, um der Schwierigkeiten Herr zu werden. Die fünf Brüder erkannten den Ernst der Lage und taten ihr äußerstes, um sie zu meistern.

* * *

THEODOR FONTANE

DIE ALTEN UND DIE JUNGEN

„Unverständlich sind uns die Jungen"
Wird von den Alten beständig gesungen;
Meinerseits möcht ichs damit halten:
„Unverständlich sind mir die Alten."
Dieses am Ruder bleiben Wollen
In allen Stücken und allen Rollen,
Dieses sich unentbehrlich Vermeinen
Samt ihrer „Augen stillem Weinen",
Als wäre der Welt ein Weh getan –

Digitized by Google

Ach, ich kann es nicht verstahn.
Ob unsre Jungen, in ihrem Erdreisten,
Wirklich was Besseres schaffen und leisten,
Ob dem Parnasse sie näher gekommen
Oder bloß einen Maulwurfshügel erklommen,
Ob sie, mit andern Neusittenverfechtern,
Die Menschheit bessern oder verschlechtern,
Ob sie Frieden sän oder Sturm entfachen,
Ob sie Himmel oder Hölle machen –
Eins läßt sie stehn auf siegreichem Grunde:
Sie haben den Tag, sie haben die Stunde;
Der Mohr kann gehn, neu Spiel hebt an,
Sie beherrschen die Szene, sie sind dran.

Aus Insel-Bücherei Nr. 251 (Gedichte von Theodor Fontane).

* * *

MARTIN BUBER

EKSTASE UND BEKENNTNIS

Die Einleitung zu dem im Insel-Verlag erschienenen Buche „Ekstatische Konfessionen"

Unser menschliches Lebensgetriebe, das alles einläßt, das ganze Licht und die ganze Musik, alle Tollheiten des Gedankens und alle Varianten des Schmerzes, die Fülle des Gedächtnisses und die Fülle der Erwartung, ist nur einem verschlossen: der Einheit. In jedem Blick blinzeln heimlich tausend Blicke mit, die sich ihm nicht verschwistern wollen, jedes schöne reine Staunen wird von tausend Erinnerungen verwirrt, und noch in das stillste Leid zischeln tausend Fragen. Das Getriebe ist üppig und karg, es häuft den Überfluß und versagt das Umfangen, es baut einen Wirbel von Gegenständen und einen Wirbel von Gefühlen, Wirbelwand zu Wirbelwand, daß es gegeneinander und übereinander fliegt, und läßt uns hindurchgehen, diesen unseren Weg lang, ohne Einheit. Das Getriebe läßt mich die Dinge haben und die Ideen dazu, nur nicht die Einheit: Welt oder Ich, gleichviel. Ich, die Welt, wir – nein, ich Welt bin das Entrückte, das nicht zu Fassende, nicht zu Erlebende.

Digitized by Google

Ich gebe dem Bündel einen Namen und sage Welt zu ihm, aber der Name ist keine Einheit, die erlebt wird. Ich gebe dem Bündel ein Subjekt und sage Ich zu ihm, aber das Subjekt ist keine Einheit, die erlebt wird. Name und Subjekt sind des Getriebes, und mein ist die Hand, die sich ausstreckt – ins Leere.

Aber das ist der Gottessinn des Menschenlebens, daß das Getriebe eben doch nur das Außen ist zu einem unbekannten und allerlebendigsten Innen, und daß dieses Innen sich nur der Erkenntnis, die eine Tochter des Getriebes ist, nicht aber der schwingenden und sich befreienden Seele zum Erlebnis versagen kann. Die Seele, die sich ganz gespannt hat, das Getriebe zu sprengen und ihm zu entrinnen, diese ist es, die die Gnade der Einheit empfängt. Sie mag einem lieben Menschen begegnen oder der Landschaft eines wilden Steinhaufens, – an diesem Menschen, an diesem Steinhaufen entzündet sich die Gnade, und die Seele erlebt nicht mehr ein Einzelnes, um das tausend andere Einzelne schwirren, nicht den Druck einer Hand oder den Blick der Felsen, sondern sie erlebt die Einheit, die Welt: sich selber. Alle ihre Kräfte spielen, alle Kräfte geeint und als eins gefühlt, und mitten unter den Kräften lebt und strahlt der geliebte Mensch, der geschaute Stein: sie erlebt die Einheit des Ich, und in ihr die Einheit von Ich und Welt; nicht mehr einen Inhalt, sondern das, was unendlich mehr ist als aller Inhalt.

Und doch ist auch dies der Seele noch nicht eine ganze Freiheit. Sie hat es nicht aus sich, sondern von dem Anderen empfangen, und das Andere ist in der Hand des Getriebes. So kann irgendein Vorgang des Getriebes – ein Gedanke, der das Gesicht des Geliebten, eine Wolke, die das Gesicht des Felsens verwandelt – Macht über sie gewinnen und ihre Einheit verderben, daß sie wieder verlassen und geknechtet steht im Wirbel der Gefühle und der Gegenstände. Und auch in dem reinen Augenblick selbst kann es erscheinen wie ein Zerreißen, wie ein Hervorschauen, und statt der Einheit sind zwei Welten, und der Abgrund, und die schwankste aller Brücken darüber; oder das Chaos, das Gewimmel der Finsternis, das keine Einheit kennt.

Allein es gibt ein Erlebnis, das aus der Seele selber in ihr wächst,

Digitized by Google

ohne Berührung und ohne Hemmung, in nackter Eigenheit. Es wird und vollendet sich jenseits des Getriebes, vom Anderen frei, dem Anderen unzugänglich. Es braucht keine Nahrung, und kein Gift kann es erreichen. Die Seele, die in ihm steht, steht in sich selber, hat sich selber, erlebt sich selber – schrankenlos. Nicht mehr, weil sie sich ganz an ein Ding der Welt hingegeben, sich ganz in einem Ding der Welt gesammelt hat, erlebt sie sich als die Einheit, sondern weil sie sich ganz in sich eingesenkt hat, ganz auf ihren Grund getaucht ist, Kern und Schale, Sonne und Auge, Zecher und Trank zugleich. Dieses allerinnerlichste Erlebnis ist es, das die Griechen Ekstasis, das ist Hinaustreten, nannten.

Wenn wirklich die Religion, wie man sagt, sich „entwickelt" hat, so kann man als ein wesentliches Stadium dieses Vorganges die Wandlung ansehen, die sich in der Auffassung Gottes vollzogen hat. Zuerst scheint der Mensch mit dem Namen Gottes vornehmlich das erklärt zu haben, was er an der Welt nicht verstand, dann aber immer öfter das, was der Mensch an sich nicht verstand. So wurde die Ekstase – das, was der Mensch an sich am wenigsten verstehen konnte – zu Gottes höchster Gabe.

Jenes Phänomen, das man nach einem optischen Begriff als Projektion bezeichnen kann, das Hinausstellen eines Innerlichen, zeigt sich in seiner reinsten Gestalt an der Ekstase, die, weil sie das Innerlichste ist, am weitesten hinausgestellt wird. Der Gläubige des christlichen Zeitalters kann sie nur an den Polen seines Kosmos lokalisieren: er muß sie Gott zuschreiben oder dem Teufel. Noch Jeanne de Cambry (st. 1639) schreibt an ihren Beichtvater: „Ich bin genötigt, Euch die innere Not bekannt zu machen, worin ich mich seit Eurem letzten Zuspruch befunden habe, da Ihr mich noch immer im Zweifel lasset, ob es Gott oder der Teufel sei, der mich regiert. Ist es der Teufel, so ist all mein Gebet, worin ich mich nunmehr siebenunddreißig Jahre geübt habe, nichts nutze." Aber nicht bloß jene Zeiten, die das Leben zwischen Göttliches und Teuflisches aufteilen, weil sie die Macht und Weite des Menschlichen nicht kannten, haben die Innerlichkeit der Ekstase nicht erfaßt: es gibt fast keinen Ekstatiker, der nicht sein Icherleben als Gotterleben gedeutet hätte (und wie sehr man Gott auch zu verinnerlichen suchte, ganz ins

Digitized by Google

Ich als dessen Einheit hat ihn kaum einer genommen). Das scheint mir im Wesen des Erlebnisses begründet zu sein.

Im Erleben der Ekstase selbst weist noch nichts nach innen oder außen. Der die Einheit von Ich und Welt erlebt, weiß nichts von Ich und Welt. Denn – so heißt es in den Upanischaden – so wie einer, von einem geliebten Weibe umschlungen, kein Bewußtsein hat von dem, was außen oder innen ist, so hat auch der Geist, von dem Urselbst umschlungen, kein Bewußtsein von dem, was außen oder innen ist. Aber der Mensch kann nicht umhin, auch noch das Subjektivste, Freiste, nachdem es gelebt worden ist, in die Kette des Getriebes einzustellen und dem, was zeit- und fesselos wie die Ewigkeit durch die Seele fuhr, eine kleine Vergangenheit, die Ursache, und eine kleine Zukunft, die Wirkung, anzuschmieden. Je eigener und gelöster aber das Erlebnis ist, um so schwerer muß es sein, es in den Kreis des Anderen, Gebundenen, einzustellen, um so natürlicher und unwiderlegbarer, es einem zuzuschreiben, der über der Welt und außer aller Bindung ist. Der Mensch, der in den Funktionen seiner Körperhaftigkeit und Unfreiheit einherstapft Tag um Tag, empfängt in der Ekstase eine Offenbarung seiner Freiheit. Er, der nur differenziertes Erleben kennt – Erleben eines Sinnes, des Denkens, des Willens, miteinander verknüpft, aber doch geschieden in dieser Scheidung und bewußt –, erfährt ein undifferenziertes Erleben: das Erleben des Ich. Über ihn, der immer nur Einzelnes von sich empfindet und weiß, Begrenztes, Bedingtes, gerät das Wetter einer Gewalt, eines Überschwangs, einer Unendlichkeit, in der auch seine ursprünglichste Sicherheit, die Schranke zwischen ihm und dem Anderen, untergegangen ist. Er kann dieses Erlebnis nicht dem allgemeinen Geschehen aufladen; er wagt nicht, es auf sein armes Ich zu legen, von dem er nicht ahnt, daß es das Welt-Ich trägt; so hängt er es an Gott. Und was er von Gott meint, fühlt und träumt, geht wieder in seine Ekstasen ein, schüttet sich in einem Schauer von Bildern und Klängen über sie aus und schafft um das Erlebnis der Einheit ein vielgestaltiges Mysterium.

Die elementare Vorstellung darin ist die einer – mehr oder minder körperhaft gedachten – Vereinigung mit Gott. Ekstasis ist ursprünglich:

Digitized by Google

Eingehen in den Gott[1], Enthusiasmos: Erfülltsein vom Gotte. Essen des Gottes, Einatmen des göttlichen Feuerhauchs, Liebeseinung mit dem Gott (diese Grundform ist aller späteren Mystik eigen geblieben), Neugezeugtwerden, Wiedergeburt durch den Gott, Auffahrt der Seele zum Gotte, in den Gott, sind Gestalten dieser Vorstellung. Paulus weiß nicht, ob seine Seele in dem Leibe oder außer dem Leibe war, und Haj Gaon weist eine Meinung der Menge zurück, wenn er von dem Adepten, der die zehn Stufen überwunden hat, sagt: „Dann öffnet sich der Himmel vor ihm, – nicht daß er in ihn aufstiege, sondern es geschieht etwas in seinem Herzen, wodurch er in das Schauen der göttlichen Dinge eintritt." Und wie weit auch der Weg ist, der von diesem zu den Platonikern, zu den Sufis, zu den deutschen Gottesfreunden führt, auch bei ihnen lebt immer noch der Gott, mit dem die Ekstase vereinigt. Nur in indischen Urworten – und vielleicht hernach noch von Einzelnen in seltener Rede – wird das Ich verkündigt, das eins mit dem All und die Einheit ist.

Von allen Erlebnissen, von denen man, um ihre Unvergleichbarkeit zu kennzeichnen, sagt, sie könnten nicht mitgeteilt werden, ist die Ekstase allein ihrem Wesen nach das Unaussprechliche. Sie ist es, weil der Mensch, der sie erlebt, eine Einheit geworden ist, in die keine Zweiheit mehr hineinreicht.

Das, was in der Ekstase erlebt wird (wenn wirklich von einem Was geredet werden darf), ist die Einheit des Ich. Aber um als Einheit erlebt zu werden, muß das Ich eine Einheit geworden sein. Nur der vollkommen Geeinte kann die Einheit empfangen. Nun ist er kein Bündel mehr, er ist ein Feuer. Nun sind der Inhalt seiner Erfahrung und das Subjekt seiner Erfahrung, nun sind Welt und Ich zusammengeflossen. Nun sind alle Kräfte zusammengeschwungen zu einer Gewalt, sind alle Funken zusammengelodert zu einer Flamme. Nun ist er dem Getriebe entrückt, entrückt ins stillste, sprachloseste Himmelreich, – entrückt auch

[1] Zu den bei Dieterich, Eine Mithrasliturgie (dieses Buch, das ein Vermächtnis ist, darf hier nicht unerwähnt bleiben), angeführten Belegen für die Auffassung Gottes als des pneumatischen Elements, in dem der Gläubige steht, sollte vielleicht noch der spätjüdische Gottesname Makom, das ist Ort, herangezogen werden, der wie die letzte Spur eines urzeitlichen Bildes erscheint.

Digitized by Google

der Sprache, die das Getriebe sich einst in der Mühsal schuf zu seiner Botenmagd und die, seitdem sie lebt, ewig nach dem Einen, Unmöglichen verlangt: ihren Fuß zu setzen auf den Nacken des Getriebes und ganz Gedicht zu werden – Wahrheit, Reinheit, Gedicht.

„Nun spricht" – so heißt es bei Meister Eckhart – „die Braut im Hohenlied: Ich habe überstiegen alle Berge und all meine Vermögen, bis an die dunkle Kraft des Vaters. Da hörte ich ohne Laut, da sah ich ohne Licht, da roch ich ohne Bewegen, da schmeckte ich das was nicht war, da spürte ich das was nicht bestand. Dann wurde mein Herz grundlos, meine Seele lieblos, mein Geist formlos und meine Natur wesenlos. Nun vernehmet, was sie meint! Daß sie spricht, sie habe überstiegen alle Berge, damit meint sie ein Überschreiten aller Rede, die sie irgend üben kann aus ihren Vermögen, – bis an die dunkle Kraft des Vaters, wo alle Rede endet."

So ganz über die Vielheit des Ich, über das Spiel der Sinne und des Denkens gehoben, ist der Ekstatiker auch von der Sprache geschieden, die ihm nicht folgen kann. Sie ist als eine Speicherung von Zeichen für die Affektionen und Nöte des Menschenleibes entstanden; sie ist gewachsen, indem sie Zeichen bildete für die empfindbaren Dinge in Nähe und Ferne des Menschenleibes; sie ist der werdenden Menschenseele nachgegangen auf immer heimlicheren Wegen und hat Namen geformt, gelötet, ziseliert für die trotzigsten Künste und für die wildesten Mysterien der tausendfältigen; sie hat den Olymp des Menschengeistes erstürmt, nein, sie hat den Olymp des Menschengeistes gemacht, indem sie Bildwort auf Bildwort türmte, bis auch noch die höchste Aufgipfelung des Gedankens im Worte stand; und solches tut sie und wird sie tun; aber sie kann immer nur von einem empfangen, einem Genüge tun: der zeichenzeugenden Vielheit des Ich. Niemals wird sie in das Reich der Ekstase eingehen, welches das Reich der Einheit ist.

Sprache ist Erkenntnis: Erkenntnis der Nähe oder der Ferne, der Empfindung oder der Idee, und Erkenntnis ist das Werk des Getriebes, in ihren größten Wundern ein gigantisches Koordinatensystem des Geistes. Aber das Erleben der Ekstase ist kein Erkennen.

Digitized by Google

Das ist der Sinn dessen, was wir in dem Buche des Hierotheos (des Syrers Stefan bar Sudaili?) lesen – desselben Hierotheos, soweit wir urteilen dürfen, von dem es in den areopagitischen Schriften heißt, er habe das Göttliche nicht bloß erfahren, sondern auch erlitten, *οὐ μονον μαθων ἀλλα και παθων τα θεια* —

„Mir scheint es recht, ohne Worte zu sagen und ohne Erkenntnis zu verstehen das, was über Worten und Erkenntnis ist: dieses meine ich nichts anderes zu sein als das geheime Schweigen und die mystische Ruhe, die das Bewußtsein vernichtet und die Formen auflöst. Suche denn, im Schweigen und im Geheimnis, jene vollkommene und ursprüngliche Vereinigung mit dem wesenhaften Urgut."

Aber nicht bloß seiner früheren Vielheit gegenüber ist, der die Ekstase erlebt, eine Einheit geworden. Seine Einheit ist nicht relativ, nicht vom Anderen begrenzt, sie ist grenzenlos, denn sie ist die Einheit von Ich und Welt. Seine Einheit ist Einsamkeit, die absolute Einsamkeit: die Einsamkeit dessen, der ohne Grenzen ist. Er hat das Andere, die Anderen mit in sich, in seiner Einheit: als Welt; aber er hat außer sich keine Anderen mehr, er hat keine Gemeinschaft mehr mit ihnen, keine Gemeinsamkeit. Die Sprache aber ist eine Funktion der Gemeinschaft, und sie kann nichts als Gemeinsamkeit sagen. Auch das Persönlichste muß sie irgendwie in das gemeinsame Erlebnis der Menschen überführen, irgendwie aus diesem zurechtmischen, um es auszusprechen. Die Ekstase steht jenseits des gemeinsamen Erlebnisses. Sie ist die Einheit, sie ist die Einsamkeit, sie ist die Einzigkeit: die nicht überführt werden kann. Sie ist der Abgrund, den kein Senkblei mißt: das Unsagbare.

In jener Stelle des großen Pariser Zauberbuches, die den Apathanatismos, die Weisung an den Mysten zur höchsten Weihe, der Neugeburt zur Unsterblichkeit, enthält, wird ihm gesagt: „... Sehen wirst du aber, wie die Götter dich anblicken und gegen dich heranstürmen. Du aber lege sogleich den Zeigefinger auf den Mund und sprich: Schweigen, Schweigen, Schweigen – Symbolon des lebendigen, unvergänglichen Gottes – beschütze mich, Schweigen! ... Wenn du nun die obere Welt rein und einsam erschaust und keinen der Götter oder Engel heranstürmen,

Digitized by Google

bereite dich zu hören Krachen gewaltigen Donners, daß du erschüttert wirst. Du aber sprich wiederum: Schweigen. Gebet: Ich bin ein Stern, der mit euch die Bahn wandelt und aufleuchtet aus der Tiefe."

Das Schweigen ist unser schützendes Symbolon gegen die Götter und Engel des Getriebes: unsere Hut wider seine Irrgänge, unsere Reinigung wider seine Unreinheit. Wir schweigen das Erlebnis, und es ist ein Stern, der die Bahn wandelt. Wir reden es, und es ist hingeworfen unter die Tritte des Marktes. Wir sind dem Herrn stille, da macht er Wohnung bei uns; wir sagen Herr, Herr, da haben wir ihn verloren. Aber so gerade ist es mit uns: wir müssen reden. Und unsere Rede wölbt einen Himmel über uns, über uns und die andern einen Himmel: Dichtung, Liebe, Zukunft. Aber eines ist nicht unter diesem Himmel: das eine, das not tut.

Das Bewußtsein stellte die Ekstase hinaus in der Projektion; der Wille stellt sie zum andernmal hinaus in dem Versuch, das Unsagbare zu sagen. Auch das innerlichste Erlebnis bleibt vor dem Triebe zur Veräußerung nicht bewahrt. Ich glaube an die Ekstasen, die nie ein Laut berührte, wie an ein unsichtbares Heiligtum der Menschheit; die Dokumente derer, die in Worten mündeten, liegen vor mir. Hier sind Menschen, die ihre Einsamkeit, die höchste, die absolute, nicht ertrugen, die aus dem Unendlichen, das sie erlebt hatten, mitten ins Endliche stiegen, aus der Einheit mitten in die wimmelnde Vielheit. Sobald sie sprachen, sobald sie – wie es der Rede Vorspiel zu sein pflegt – zu sich sprachen, waren sie schon an der Kette, in den Grenzen; der Unbegrenzte spricht auch nicht zu sich, in sich, weil auch in ihm keine Grenzen sind: keine Vielheit, keine Zweiheit, kein Du im Ich mehr. Sobald sie reden, sind sie schon der Sprache verfallen, die allem gewachsen ist, nur nicht dem Grund des Erlebens, der Einheit. Sobald sie sagen, sagen sie schon das Andere.

Es gibt freilich ein allerstillstes Sprechen, das nur Dasein mitteilen, nicht beschreiben will. Es ist so hoch und still, als sei es gar nicht in der Sprache, sondern wie ein Heben der Lider im Schweigen. Es übt keine Untreue, denn es sagt nur aus, daß etwas ist.

Dieser kundige Redner und Kirchenmann, Bernhard von Clairvaux, hält einmal plötzlich mitten in der Predigt inne und sagt dann leise, nicht

Digitized by Google

prahlend und auch nicht demütig, es ist kein Kunstgriff, sondern die Erinnerung hat ihn überkommen, und die Rede zerbrach in seinem Munde: Fateor et mihi adventasse verbum: Ich bekenne, daß auch mir das Wort genaht ist. Sodann spricht er weiter, etwas lauter wohl, aber doch die wieder Einlaß verlangende Kunst mit schlichter Seele bezwingend; wie er fühlte, daß es da war, wie er sich entsinnt, daß es da gewesen ist, wie er geahnt hatte, daß es kommen würde, und wie er doch Kommen und Gehen nicht empfand. Wie es durch keinen Sinn eintreten konnte, das Unsinnliche, wie es nicht aus ihm selbst stammen konnte, das Vollkommene. „Wenn ich hinausschaute, fand ich es jenseits alles meines Außen; wenn ich hineinsah, war es meinem Innersten innerlicher. Und ich erkannte, daß es wahr ist, was ich gelesen hatte: daß wir in ihm leben, uns bewegen und sind; aber der ist glückselig, in dem es ist, der von ihm lebt, der durch es bewegt wird." – Ich glaube ihm sein Bekennen. Ich fühle, daß er einst, als er noch nicht wie heute reden konnte, Stunden hatte, da auch er das Göttliche erlitt. Und all die gewandte Zierlichkeit seines Redens ist mir dadurch erkauft, daß er so von seiner Stunde berichtet, daß er das Wort nicht den Worten zum Fraße hinwirft, sondern für das Wort mit seinem Schweigen zeugt wie ein Märtyrer mit seinem Blute.

Von diesem Sprechen führen viele Stufen zu jenem Erzählen von Gott und seinen Gaben, das nicht erschrickt und nicht umkehrt, sondern sagt und sagt. Es ist nicht weniger redlich, seine Sprache klingt nirgends gesprungen, wir wissen, daß es nicht lügt, sondern Gemeintes bekennt. Aber die Stille fehlt ihm, und wo keine Stille ist, da ist die Stimme der Notwendigkeit wie eine Stimme der Willkür zu hören.

Schon das Phänomen der Projektion selbst – daß einer, der sein Ich erlebt hat, sich und andern verkündet, er habe Gott erlebt – muß manchem als Willkür erscheinen: dem Gottlosen als die Willkür eines überflüssigen Theismus (oder unreinen Pantheismus), dem Frommen als die Willkür der Überhebung und Blasphemie. „Und wenn sie", sagt Jeremy Taylor, der ein viel zu feiner Geist war, um sich zu empören, statt zu verstehen, „Entzückungen leiden über die Lasten und die Stütze

Digitized by Google

der Vernunft hinaus, leiden sie, sie wissen nicht was, und nennen es, wie es ihnen beliebt, (they suffer they know not what, and call it what they please)." Und doch ist da in Wahrheit keine Willkür, sondern Not und Notwendigkeit.

Willkürlicher noch muß der Inhalt der Konfession des Ekstatikers erscheinen, vor allen dem, der nicht an der eigenen Seele die Tragödie erfahren hat, die aus dem Zusammentreffen des Triebes nach Veräußerung des Innerlichsten und Persönlichsten mit der gegebenen Menschensprache entsteht: den Kampf des Irrationalen mit dem Rationalen, der ohne Sieg und Niederlage endet, in einem beschriebenen Blatt Papier, das dem sehenden Auge das Siegel eines großen Leidens zeigt.

Bossuet, ein Geist geringerer Ordnung als Taylor und ein Liebhaber der Logik (solange das Dogma durch sie nicht gekränkt wird), will die Ekstatiker mit dem Witz der Aufdeckung eines Widerspruchs vernichten. Sie sagen, so ruft er aus, die Betrachtung schließe nicht allein alle Bilder im Gedächtnis und alle Spuren im Gehirn aus, sondern auch jede Idee und jede geistige Erscheinung; und während sie das sagen, sind sie gezwungen es niederzureißen, nicht allein hinsichtlich der geistigen Erscheinungen und Ideen, sondern auch hinsichtlich der körperhaften Bilder selber, da ja die Bücher, in denen sie sie ausschließen, davon erfüllt sind.

In der Tat, ein Widerspruch ist aufgedeckt. Aber was kann er für die Beurteilung von Menschen bedeuten, die ihr Leben in der Pein eines ungeheuern Widerspruchs verbringen: des Widerspruchs zwischen dem Erlebnis und dem Getriebe, aus dem sie emporstiegen und in das sie wieder hinabstürzen Mal für Mal? Das ist der Widerspruch zwischen der Ekstase, die nicht in das Gedächtnis eingeht, und dem Verlangen, sie für das Gedächtnis zu retten, im Bild, in der Rede, in der Konfession.

Ja, es ist wahr: der Ekstatiker kann das Unsagbare nicht sagen. Er sagt das Andere, Bilder, Träume, Gesichte; die Einheit nicht. Er redet, er muß reden, weil das Wort in ihm brennt. Der nicht zu den Menschen redete, hat zu sich geredet; er war heiliger, weil er nach außen einsam blieb, aber vielleicht blieb er einsam, weil es ihn nicht so schlug und stieß, Botschaft zu den andern zu tragen, die unmögliche Botschaft?

Digitized by Google

Er lügt nicht, der in Bildern, Träumen, Gesichten von der Einheit redet, von der Einheit stammelt. Gestalten und Klänge, die, aus seinem Gottgefühl geboren, um das Urerlebnis kreisten, sind in seinem Gedächtnis geblieben: rings um den treibenden Brand, der allein als Spur des Erlebnisses selber in ihm lebt; vielleicht mischen sich, aus dunklen Sphären seiner Seele tauchend, andere Gestalten und Klänge darein, von denen er nicht weiß, woher sie kommen, und nach denen er greift, um sich selber zu verstehen. Denn er versteht sich nicht; und doch ist in ihm das Verlangen erwacht, das in der Ekstase erloschen war: sich zu verstehen. Er sagt die Gestalten und Klänge und merkt, daß er nicht das Erlebnis sagt, nicht den Grund, nicht die Einheit, und möchte innehalten und kann nicht, und fühlt die Unsagbarkeit wie ein Tor mit sieben Schlössern, an dem er rüttelt, und weiß, daß es nie aufgehn wird, und darf nicht ablassen. Denn das Wort brennt in ihm. Die Ekstase ist gestorben, hinterrücks ermordet von der Zeit, die nicht will, daß man ihrer spotte; aber sterbend hat sie das Wort in ihn geworfen, und das Wort brennt in ihm. Und er redet, redet, er kann nicht schweigen, es treibt ihn die Flamme im Worte, er weiß, daß er es nicht sagen kann, und versucht es doch immer und immer, bis seine Seele erschöpft ist zum Tode und das Wort ihn verläßt. Dies ist die exaltatio dessen, der in das Getriebe zurückgekehrt ist und sich mit ihm nicht abfinden kann; dies ist seine Erhebung, die Erhebung eines Redenden: der Erhebung des Dichters verwandt, geringer als sie im Besitz, gewaltiger im Dasein. Dies ist die Spannung zum Sagen des Unsagbaren, eine Arbeit am Unmöglichen, eine Schöpfung im Dunkel. Ihr Werk, die Konfession, trägt ihr Zeichen.

Und doch ist das Sagenwollen des Ekstatikers nicht bloß Ohnmacht und Stammeln: auch Macht und Melodie. Er will der spurlosen Ekstase ein Gedächtnis schaffen, das Zeitlose in die Zeit hinüberretten, – er will die Einheit ohne Vielheit zur Einheit aller Vielheit machen. Der Gedanke an den großen Mythus erwacht, der durch die Zeiten der Menschheit geht: von der Einheit, die zur Vielheit wird, weil sie schauen und geschaut werden, erkennen und erkannt werden, lieben und geliebt werden will, und, selber Einheit bleibend, sich als Vielheit umfaßt; von dem Ich,

Digitized by Google

das ein Du zeugt; von dem Urselbst, das sich zur Welt, von der Gottheit, die sich zum Gotte wandelt. Ist der Mythus, den Veden und Upanischaden, Midrasch und Kabbala, Platon und Jesus kündeten, nicht das Sinnbild dessen, was der Ekstatiker erlebt? Haben die Meister aller Zeiten, die ihn schufen und immer wieder neu schufen, nicht aus ihrem Erlebnis geschöpft? Denn auch sie haben die Einheit erfahren; und auch sie sind aus der Einheit in die Vielheit gegangen. Aber wie ihre Ekstase nicht das Hereinbrechen eines Unerhörten war, das die Seele überwältigt, sondern Einsammlung und tiefes Quellen und eine Vertrautheit mit dem Grunde, so lag auf ihnen das Wort nicht wie ein treibender Brand: es lag auf ihnen wie die Hand eines Vaters. Und so lenkte es sie, das Erlebnis einzutun – nicht als Ereignis in das Getriebe, nicht als Bericht in die Kunde der Zeit, sondern es einzutun in die Tat ihres Lebens, es einzuwirken in ihr Werk, daraus neu zu dichten den uralten Mythus, und es so hinzusetzen nicht als ein Ding zu den Dingen der Erde, sondern als einen Stern zu den Sternen des Himmels.

Aber ist der Mythus ein Phantasma? Ist er nicht eine Offenbarung der letzten Wirklichkeit des Seins? Ist nicht das Erlebnis des Ekstatikers ein Sinnbild des Urerlebnisses des Weltgeistes? Ist nicht beides ein Erlebnis?

Wir horchen in uns hinein – und wissen nicht, welches Meeres Rauschen wir hören.

* * *

KARL JUSTUS OBENAUER

ZUR NEUEN AUSGABE VON GOETHES BRIEFEN UND TAGEBÜCHERN

Eine gute Auswahl der Briefe und Tagebücher Goethes ist das beste, unverwelklichste Lebensbild, zu dem der unterrichtete Historiker wie der verwöhnteste Kenner zu seiner Erfrischung mit stets wachsender Teilnahme und Liebe zurückkehren wird, wenn die großen biographisch-geschichtlichen Darstellungen schon ihre anregende Kraft mehr oder weniger erschöpft haben. Dieses Bild kann niemals verblassen, nie seine im-

Digitized by Google

manente Echtheit und Lebenskraft verlieren; ja, es bleibt zuletzt das einzige, dessen Farbe mit den Jahren stets tiefer und lebensvoller wird. Gelingt es, wie in der jetzt erscheinenden Sammlung, das Wesentliche in vorbildlicher Form zusammenzufassen, so daß der eine Strom des atmenden persönlichsten Lebens aus allen diesen in den Briefen fixierten Momenten fühlbar und schaubar an uns vorüberzieht, dann beschwört dies zeitloseste und zugleich zeitlich echteste Porträt die gesamte irdisch-geistige Existenz des Großen in ihrer ganzen, so schwer umfaßbaren Unteilbarkeit und Einmaligkeit. Zu dem in diesen Briefen und Tagebüchern aufbewahrten Leben müssen wir uns immer und immer wieder zurückfinden, je mehr wir uns gewöhnt haben, Goethe nur aus gewissen rein geistigen, beschränkten, einseitigen Perspektiven zu sehen. Vor allem sind die Selbstdeutungen, die in den Briefen so großer Dichter verstreut sind, der Ausgangspunkt für jede tiefere Charakterologie.

Wie unausschöpfbar auch in dieser Hinsicht diese Dokumente sind, davon überzeugt schon ein kurzer Vergleich der ersten Jugendbriefe, die die Briefsammlungen Hölderlins und Goethes jeweilig eröffnen. Beide Briefsammlungen, die Goethes wie die Hölderlins, beginnen nämlich mit einem bewußten ausführlichen Selbstbildnis, was doch nicht ganz zufällig ist, da der dichterische Genius gerade in diesen ersten Jugendjahren die Bedingungen seines Temperaments und Charakters zu erkennen bestrebt sein muß. In beiden Briefen gibt der junge Dichter einem gewählten Mentor, als eine Probe eines redlichen und aufrichtigen Willens, eine eingehende Selbstanalyse, die nicht geschönt sein, sondern die zeigen soll, auf welcher Höhe die Selbsterkenntnis steht, und wie sehr es dem jungen Genius um die ernste Selbstbildung des Charakters zu tun ist.

Goethe schreibt in seinem ersten Jugendbrief am 23. Mai 1764 an Ernst Karl Ludwig Ysenburg von Buri: „Ew. Wohlgebhrn werden wissen, daß wir unsere Mängel gar gern bedecken, wenn wir einen Zutritt zu einer Persohn, die wir verehren, zu erlangen suchen. Ich aber habe es mit dem Freyer im Raabener gemein, daß ich meine Fehler voraus sage. Ich weiß zwar, daß Ihnen die Zeit bei meinem Geschwätze

Digitized by Google

ſehr lang werden wird, doch was hilfts, einmal müſſen Sie es erfahren, entweder vor, oder nach der Bekanntſchafft. Einer meiner Haupt Mängel iſt, daß ich etwas hefftig bin. Sie kennen ja die coleriſche Temperamente, hingegen vergißt niemand leichter eine Beleidignng als ich. Ferner bin ich ſehr an das Befehlen gewohnt, doch wo ich nichts zu ſagen habe, da kann ich es bleiben laſſen. Ich will mich aber gerne unter ein Regiment begeben, wenn es ſo geführt wird, wie Mann es von ihren Einſichten erwarten kann. Gleich in dem Anfange meines Briefes, werden Sie meinen dritten Fehler finden. Nemlich daß ich ſo bekannt an Ihnen ſchreibe, als wenn ich Sie ſchon Hundert Jahre kennete, aber was hilfts, dies iſt einmal etwas, das ich mir nicht abgewöhnen kann ... Noch eins fällt mir ein, ich habe auch denjenigen Fehler mit dem vor angeführten Mann gemein, nemlich, daß ich ſehr ungedultig bin, und nicht gerne lange in der Ungewißheit bleibe. Ich bitte Sie entſcheiden Sie ſo geſchwind als es mögl. iſt. Dieſes ſind die Haupt-Fehler. Ihr ſcharfſichtiges Auge wird noch Hundert kleine an mir bemercken, die mich aber dennoch wie ich hoffe, nicht aus ihrer Gnade ſetzen ſollen."

Und nun lege man ſogleich das analoge Selbſtbildnis des faſt gleichaltrigen jungen Schwaben daneben! Hölderlin ſchreibt 1785 an den Diakonus Köſtlin in Nürtingen: „Etliche Betrachtungen brachten mich auf den Gedanken, wie man doch Klugheit in ſeinem Betragen, Gefälligkeit und Religion verbinden könne. Es wollte mir nie recht gelingen; immer wankte ich hin und her. Bald hatte ich viele gute Rührungen, die vermuthlich von meiner natürlichen Empfindſamkeit herrührten, und alſo nur deſto unbeſtändiger waren. Es iſt wahr, ich glaubte, jetzt wäre ich der rechte Chriſt, alles war in mir Vergnügen, und inſonderheit die Natur machte in ſolchen Augenblicken (dann viel länger dauerte dieſes Vergnügen ſelten) einen außerordentlich lebhafften Eindruck auf mein Herz; aber ich konnte niemand um mich leiden, wollte nur immer einſam ſeyn, und ſchien gleichſam die Menſchheit zu verachten; und der kleinſte Umſtand jagte mein Herz aus ſich ſelbſt heraus und dann wurde ich nur deſto leichtſinniger. Wollte ich klug ſeyn, ſo wurde mein Herz tückiſch, und die kleinſte Beleidigung ſchien es zu überzeugen, wie die Menſchen

Digitized by Google

so sehr böse, so teuflisch seyen, und wie man sich vor ihnen vorsehen, wie man die geringste Vertraulichkeit mit ihnen meiden müsse; wollte ich hingegen diesem menschenfeindlichen Wesen entgegenarbeiten, so bestrebte ich mich vor den Menschen zu gefallen, aber nicht vor Gott. Sehen Sie, Theuerster Herr Helffer, so wankte ich immer hin und her, und was ich that, überstieg das Ziel der Mäßigung . ."

Wie unendlich belehrend ist ein Vergleich dieser Selbstbildnisse! Der junge Goethe führt seine Fehler auf das angeborne cholerische Temperament zurück, und er ist stolz, diese alte Lehre von den Temperamenten, die in der heutigen Charakterologie wieder auflebt, auf die eigne Selbsterkenntnis anwenden zu können. Und zwar rechnet er sich nicht die gröberen Untugenden dieses feurigen Temperaments zu, wie Zorn, Streitsucht usw., sondern seine Heftigkeit ist die des gebornen Herrscherbewußtseins, das sich den Menschen unbefangen hingeben und jede Beleidigung leicht wieder vergessen kann, weil es sich unbedingt überlegen weiß. Jede Zeile dieses Jugendbriefes erfüllt das ungehemmte, gesund in sich ruhende Selbstgefühl, das sich noch ganz naiv äußert, und das zu verbergen oder zu mäßigen er nicht im geringsten bemüht ist. Er ahnt die Eigengesetzlichkeit seiner genialen Ausnahmenatur, und dies macht ihn zugleich stolz und klug, zutraulich und unempfindlich gegen persönliche Kränkungen; diese naive Selbstsicherheit, die noch kein Leiden an der eigenen Fülle kennt, läßt ihn auch seine Fehler nicht allzu ernst nehmen, und eine tiefere Selbstzergliederung im religiösen Sinne, ein Mißtrauen gegen sich selbst, ist ihm ganz fremd. Man kann in diesem Brief kaum schon Spuren des Tasso oder Faust finden: ein Leiden an sich selbst ist diesem aufgeschlossenen, geselligen, selbstvertrauenden Jüngling noch unbekannt; man könnte viel eher Goethes spätere Abneigung gegen streng zergliedernde Selbstanalyse hier vorgebildet finden.

In Hölderlins strengerer Selbstanalyse aber ist das ganze Leiden des zukünftigen großen Dichters schon erkennbar: alles Wesentliche ist schon da, der religiöse Ernst der Selbstbetrachtung, das Genügen allein an der Kontemplation der Naturgötter, der Hang zur Einsamkeit, zum Eremitentum Hyperions, das tiefe Leiden am Menschen, an der bedingten

Digitized by Google

Umgebung, und die Unmöglichkeit, dieſe Menſchen zu nehmen und zu laſſen, wie ſie ſind. Welch ein Gegenſatz dieſes ſtets ſchwankenden Selbſtgefühls, das ein Nichts aus ſich und ſeiner tiefen ſeligen Traumwelt herausjagt, dieſer großen empfindlichen Scheu „vor dem Gewöhnlichen und Gemeinen", die Hölderlin von ſich geſtand, und die ihm jede naive Vertraulichkeit unmöglich macht, zu der naiven Selbſtſicherheit des jungen Goethe! Unter den Menſchen fühlt ſich Hölderlin zerriſſen, und nur in der Natur weiß er ſich gut und mit ſich ſelbſt eins. Und auch die große Feinempfindlichkeit ſeines melancholiſchen Temperaments deutet ſich hier, wie in ſo vielen Jugendbriefen, bereits an, immer wird er, wie er ſelbſt weiß, leicht gekränkt und beleidigt ſein, je mehr ſein hoher Geiſt mit der angeborenen Trauer kämpft, die er wiederum oft aus der Temperamentsanlage zu verſtehen ſucht. Und könnte der Homburger Arzt, der 1799 ihn an „Hypochondrie" erkrankt fand – das Wort iſt gewiß für Hölderlins damaligen Zuſtand, wo er ſich in rein ſeeliſchen Leiden verzehrte, nicht zureichend – die Anlage hierzu nicht in dieſem erſten Jugendbrief ſchon ausgeſprochen finden?

So wird jeder Brief dieſer Sammlung, vom erſten angefangen, ein unendlicher und ſchlechthin unerſchöpflicher Gegenſtand für die Kunſt der verſtehenden und vergleichenden Interpretation ſein, die ſich in einem ſolchen Fall niemals genug tun kann, und ſtets werden die Generationen Neues aus dieſen Dokumenten leſen und ſie vollkommener zu deuten verſuchen.

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

ZWILLINGSBRÜDER

Ein Begebnis

Das eine der beiden Pferde trat verlangend einige Schritte vor bis zum Ufer-Rand, ſenkte den Kopf und begann langen Halſes behutſam vom Spiegel des Waſſers zu trinken. Sein Reiter in grauer Montur ſah die Sterne in der nachtdunklen Flut unter blanken Kreiſen tanzen, zittern, von Taumel ergriffen werden und ſchwinden. Aber weiter hinaus blickend, ſah er das übrige Firmament ungeſtört in dem nächtigen Becken des

Digitized by Google

großen Sees, umringt von der schwarzen Mauer der Wälder. Nun glitt sein Schauen darüber empor in den wirklichen Himmel hinein; und da zuckte unter der Gewalt dieses Glanzes und dieser Fülle von Glanz ein solcher Jubel des Glücks in ihm auf, daß er die Zügel fahren ließ, beide Hände hinter sich auf den Sattel stemmte und nun, das Haupt ganz tief im Genick, aus den Sternen trank, offenen Mundes, offenen Auges, mit ganzer Seele. Er hörte nicht mehr in der Tiefe das leise fromme Schlürfen des Tiers; nicht in Pausen, weit fern, in Rußland, die ruhlosen Schüsse fallen. Ihm war es, als ob er den Geist aufgebe – mitten in Engel hinein.

Daher konnte er auch nicht wahrnehmen, was unterweile sein Freund tat, der zu Pferde neben ihm saß. Die Zügel hochgezogen, hielt er mit beiden Händen das Zifferblatt seiner Taschenuhr in das Licht des grade über den Reitern stehenden Mondes und gegen seine Augen empor, minutenlang so, bis die beiden Zeiger, auf die Zwölf weisend, sich deckten. Aber weiter, nur einen leisen Seufzer entlassend, blieb er so; dann wurde in unendlicher Ferne eine Turmuhr vernehmlich, die auch die Stunde schlug, einen kaum – wie ein Pulsschlag – vernehmlichen Schlag hinter dem andern. Nun fiel die Uhr, an der Kette hängend; der Reiter stöhnte: „Gott sei gelobt!“ aus solcher Tiefe der Brust, daß der Andre zusammenfuhr und ihn ansah, ohne seine Haltung sonst zu verändern. Überdem drängte Jener sein Pferd heran, dann warf er seine Stirn gegen den Arm des Freundes, drückte ihn, schluchzte fast, ergriff endlich seine Hand und küßte sie. Und „gottlob!“ seufzte er wieder, sich und sein Pferd zusammenfassend und absondernd, „dieser Tag ist vorbei.“

„Erkläre mir –“ fing der Andre verwundert an, und der Freund begann schon, eifrig, aber ruhiger von Satz zu Satz:

„Du, Rudolf, erinnerst dich nicht, wo wir heute vor einem Jahr waren?“

„Wenn ich nachrechne .. Warte! Wir haben – August. Da waren wir wohl im bayrischen Wald.“

„Wir? Wer?“

„Nun, du und ich und Herbert, mein Zwillingsmensch, – weißt du,

Digitized by Google

daß ich eben seiner gedacht habe? Er geht nämlich heute – da es zwölf Uhr ist – heute in Urlaub. – Ja, eben dachte ich seiner . .", wiederholte er, und weil er Atem nahm, als wollte er mehr sich vom Herzen reden, blieb sein Freund still, bis er anfing:

„Ich will dir sagen, wie das ist, – außer mir weiß es Niemand. Ich bin", fuhr er fort, über den Kopf seines Pferdes hinweg gegen die Sterne blickend und sprechend, „kein Träumer. Aber, es giebt mitunter Augenblicke, wo das Gefühl, nein – einfach das Leben in mir überhand nimmt – so weit, daß ich hinterher meine: ein Augenblick länger, und ich hatte mich verloren. So war es auch eben. Dann aber – in dem äußersten Augenblick – geschieht es, daß mir mein Bruder erscheint. Das heißt: ich sehe ihn irgendwo im Raum, ohne Umgebung, allein, aber ganz genau, jedes Glied, in meiner eigenen Haltung, als wär ich es selber. Und dann, in der nächsten Sekunde schon, bin ich wieder in mir, unten, bewußt, auf der Erde. Das ist aber nicht enttäuschend; denn ich weiß, daß es nötig und gut ist. Und dann bin ich dankbar; denn ich erkenne – in diesen Augenblicken –, was ich vor euch Allen voraushabe – nämlich: zweimal geboren zu sein."

„Ein kleines Geheimnis," schloß er nach einer winzigen Stille leicht ab, und, gleich als ob seine Mitteilung nicht unziemlich groß werden sollte, fügte er die Frage daran: „Und nun, mein Lieber, was wolltest du mir sagen?"

Darauf sammelte sich der Andre, so gut ers vermochte, und nahm seinen Faden auf, indem er fragte:

„Und was in jener Nacht war – vor einem Jahr, erinnerst du nicht?"

„Etwas Besonderes? Haben wir nicht geschlafen?"

„Erst nicht, denn wir tranken viel Wein."

„War es das? Und das Alles?"

„Dann legten wir uns schlafen, in drei Betten nebeneinander, und ich lag in der Mitte. Und dann, im Morgengraun, wachte ich auf, weil dein Gesicht über mir war. Aus dem Schlaf gerissen, und aus dem Traum gerissen, so war dein Gesicht über mir, und du sprachst –"

„Was hab ich gesprochen?"

Digitized by Google

„Heute in einem Jahr bin ich tot."

„Ach! – Habe ich das gesagt?"

„Lieber, ja! Und warfst dich danach auf die Seite herum, und ich glaube, du schliefst sofort. Vielleicht warst du auch gar nicht erwacht. Ich aber –"

Da der Sprecher verstummte, ergriff Rudolf seinen Arm, ausrufend: „Du hast das ganze Jahr daran geschleppt, und ich hab es vergessen!"

„Seit der Krieg begann –", wollte Der sich noch verteidigen, wurde aber stille, und Beide schwiegen nun in der männlichen Beschämung von Freunden, die sich innen berührten. Sie blickten über den See hin, sahen aber Beide Nichts mehr. Rudolf, der vor einem Jahr seinen Tod geträumt hatte, empfand kaum dies eigene, unverständliche, erst von dem Freunde ihm zugewiesene Erlebnis, sondern die Liebe des Freundes, ein Lebensgeschenk, an dem ihm die eben genossene trunkene Lust des Lebendigseins in den Gestirnen jetzt enger, fester, leiblicher greifbar wurde. Alsbald wandten sie ihre Pferde und ritten im Schritt, kaum die Richtung bedenkend, tief im Innern beschäftigt, als schauten sie in das Werk einer Uhr, staunend und suchend, wo die Ursache ihres Lebens sitze, so ritten sie durch die unendliche Nacht-Leere der Ebene unter den Bildern der Sterne dahin, bis schwarz darunter die Umrisse des Dorfes erschienen, wo ihre Schwadron in Ruhestellung lag.

Es war nur eine einzige lange Straße, an der die elenden Hütten lagen mit wenigen rötlichen Fenstern, leer in dem dunstigen Licht des hohen Mondes. Am Posten vorüber, der im Schatten kaum sichtbar war, sahen sie diese mondhelle Straße wie ein offenes Schicksal vor sich liegen, und in der Ferne darin den Schatten von einer Gestalt. In dem Augenblick, wo ihre menschlichen Umrisse deutlich wurden, hielt Rudolf so plötzlich sein Pferd an, daß auch der Freund ihm folgte. Er griff mit der Hand an die Augen, blickte immer zu der Gestalt hin, sagte endlich:

„Sonderbar – – eben meinte ich, das ist Herbert."

„Dein Bruder? Wie sollte der herkommen?"

„Es ist ja nicht Herbert. Aber hergekommen sein könnte er schon, da er nur zwölf Meilen fern ist, – doch sein Urlaub –"

Digitized by Google

Indem setzte er die Sporen ein und jagte die Straße hinunter. Der Andere folgte überrascht erst nach Sekunden, sah den Freund mit jener Gestalt zusammentreffen, vom Pferde springen, Jenem nach der Schulter greifen, und sah, daß es der Bursche des Freundes war. Der rief: „Mann, warum bist du wach?"

Der einfache Mensch, die soldatische Haltung wahrend, atmete heftig, schickte die Augen zaudernd vom Einen zum Andern, begann endlich:

„Es ist telefoniert worden – in Abwesenheit – der Bruder von Herrn Leutnant –"

„Tot", sagte Rudolf stumpf und ließ den Kopf an sein Pferd fallen.

* * *

Das Material, aus dem die hier vorliegende kleine Dichtung entstand, empfing der Verfasser durch Rainer Maria Rilke vor nun mehr als einem Jahr: allerlei Dokumente, die Rilke selber von andrer Hand erhielt, die seltsame Voraussicht und Voraussage eines Todes und ihr unerwartetes Eintreffen enthaltend, wie es in dieser Novelle erscheint. Das Material ist deshalb für den Leser nicht von Belang, da er es nun gestaltet las. Willkommen aber wird Rilkes Brief – in seiner warmen und, ich möchte sagen, kostbaren Schlichtheit – für Jeden sein, dem der Verewigte teuer ist. Sehr muß der Verfasser es beklagen, daß er die in dem Brief ihm gestellte Aufgabe erst lösen konnte, als Der schon längst nicht mehr unter uns weilte, der ihn schrieb.

Und hier ist der Brief.

Château de Muzot
s. Sierre (Valais)
Schweiz

am 18. Juny 1926

Mein werther Albrecht Schaeffer,

seit bald einem halben Jahre besitze ich die Berechtigung, die Beilagen dieses Briefes an Sie weiterzugeben: leider, da diese Vollmacht mich erreichte, war ich auf Reisen; die Papiere, zu Hause zurückgeblieben, wurden mir erst eben, bei meiner Heimkehr zugänglich. Nun eilen sie Ihnen

Digitized by Google

zu! Indeſſen, ſag ich mir, kommt es ja bei alledem auf Zeit nicht an, vielmehr auf jenen zeitunabhängigen Moment, den ich mir nun wünſchen müßte, bei Ihnen getroffen zu haben.

Am Liebſten, alles das in Ihren Händen, ſagte ich nichts als: Leſen Sie! Leſen Sie den Brief des Herrn ***, als ob er an Sie gerichtet ſei (: er iſt es ja nun auch!) und laſſen Sie ſich, nach Fügung und Gefühl, das eigentümlichſte Begebnis angehören.

Sie werden inzwiſchen ſchon verſtanden haben, daß ich, in meiner Antwort an Herrn *** (die auch, infolge langer Abweſenheit, erſt im Abſtand mehrerer Monate geſchah) berichtete, es könne, wenn daran gedacht werden ſollte, dieſe geheimnisvolle Thatſache in das Dauern eines dichteriſchen Ereigniſſes einzubeziehen –: es könne, meiner Meinung nach, einem einzigen unſerer Schriftſteller (nicht allein ihm willkommen, ſondern in einem großen Sinne angemeſſen) zugemuthet werden, die Vergültigung des unerhört Einmaligen zu unternehmen. Und ich nannte Ihren Namen. (Er iſt mir gewiß nicht nur dadurch diktiert worden, daß ich mich damals eben mit dem „Prisma" beſchäftigt fand ....., welches Buch ich übrigens auch gleich an Herrn *** ſchicken ließ, der mir ſchrieb, es fehle noch in der *** Bibliothek.)

Ihre, Albrecht Schaeffer, große Kunſt, einem jeweils Gegebenen nicht allein ſeinen letzten Willen zu thun, ſondern auch ſelbſt, im Erzählen, von der tiefen Herkunft dieſes Willens gewiſſermaßen erfüllt und bewegt zu ſein, muß entſchuldigen, was in dieſem Vorſchlag an einen Dritten zunächſt als eigenmächtig befremden mag. Jedenfalls war die Zuſtimmung des Herrn *** die unbedingteſte.

Zum Schluß frage ich mich, ob Sie *** (anders als aus ſeinem veröffentlichten Briefwechſel mit G. von S.) noch gekannt haben? Mir bleiben einige Begegnungen mit ihm, im W.ſchen Kreis, bei denen er mich als Freund anreden und empfinden mochte, als für immer koſtbar in der Erinnerung. An ihm, an Hellingrath ..., wie andererſeits an Louis Codet, begriff ich den ungeheueren Verluſt an Jugend, die uns in dieſen Geſtalten mehr zu berechtigen ſchien, als je unſere eigene.

Ich muß Ihnen nicht ſagen, wie gern ich den Anlaß aufnehme, mich

Digitized by Google

Ihnen, nach langer Pause, im Zeichen dieser Zeilen zuzuwenden. Lassen Sie, bitte, auch Ihre Frau (falls sie meiner sich noch erinnert) an diesem Gedenken theilhaben: ich darf von ihm nicht versichern, daß es „immer das gleiche" sei, da es sich, ab und zu, über Ihren Schriften abwandelt und vielfältig bereichert. Aber immer

Ihr
R. M. Rilke

/mit Beilagen

* * *

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER

DEUTSCHE MYSTIK

Die umfänglichste und reichste Sammlung deutscher Mystiker, die „Dom"-Sammlung des Insel-Verlages, findet soeben mit dem Erscheinen von Meister Eckharts deutschen Predigten und Traktaten ihren Abschluß. Da mag es an der Zeit sein, sich des in langjähriger Arbeit herangereiften Ganzen zu freuen und sich noch einmal kurz und eindringlich vor Augen zu führen, welche Fülle kostbaren deutschen Geistesgutes hier erschlossen wurde.

Vor allem: Diese acht Jahrhunderte umspannende dreizehnbändige Sammlung (deren Plan in mehr als einer Beziehung ein Wagnis bedeutete) ist wirklich eine Einheit geworden trotz aller bunten Mannigfaltigkeit ihrer Teile. Es war ein glücklicher Entschluß des Herausgebers, des um die Neubelebung der deutschen Naturmystik verdienten Hans Kayser, das Grundübel so vieler mystischer Anthologieen: die Gefahr der Monotonie, von vornherein energisch zu vermeiden, indem er den Rahmen großzügig weit spannte und, ohne in vage Grenzverwischung zu verfallen, Autoren mit hineinbezog, deren Wiederauftauchen gerade in diesem Geisterchorus wie eine Entdeckung wirkt. Ist doch die Stärke, aber auch die Klippe der deutschen Mystik ein extremer Subjektivismus der religiösen Innerlichkeit, der erst dann seine echten Kräfte bewähren kann, wenn er ein tüchtiges Gegengewicht findet am Willen zum Objekt, zum Kosmos der Natur. Die „Dom"-Sammlung bringt dieses Gegen-

Digitized by Google

gewicht, indem sie die innere Schau der Eckhart und Ruisbroeck, der Seuse und Tauler wohltuend ergänzt durch die innig naturverbundene, kosmisch ergriffene Objektbeseelung und Weltdurchgeistigung der Paracelsus, Kepler und Fechner.

Schon die Eröffnerin der Reihe, die noch dem elften Jahrhundert entstammende Hildegard von Bingen, deren herrliche Sequenzen wie ein brausendes Präludium zur Symphonie der hier aufklingenden Stimmen anmuten, steht in erquicklichem Gegensatz zu jenen (von der „Dom"-Sammlung ausgeschlossenen) süßlich schwärmenden Ekstatikerinnen im Nonnengewand, deren brünstige Ergüsse so manchem Heutigen den Weg zur wahren Mystik zu verleiden drohen. Diese Visionärin großen Stiles, die, wenn sie der Last ihres Daimonion nicht erliegen sollte, sich wieder und wieder in Schauungen voll grandioser Symbolik entladen mußte, ist nicht nur eine mystische Dichterin voll Kraft und Glut, der höchstens Mechthild von Magdeburg noch ebenbürtig zur Seite steht, sie ist auch eine tiefblickende und kenntnisreiche Naturkünderin, deren intuitive Begabung trotz aller mittelalterlichen Primitivität ihrer Methoden immer wieder in Erstaunen setzt. Bei Meister Eckhart, dem Zentralgestirn der deutschen Mystik, fehlt das naturmystische Element so gut wie ganz; aber dafür konzentriert sich hier der Geist der absoluten Innerlichkeit in solch einzigartiger Reinheit und Stärke, daß man im Umkreise abendländischen Denkens vergebens nach einer zweiten gleich kühnen und radikalen, gleich selbstgewissen und lebensmächtigen Offenbarung schlechthinniger Immanenzfrömmigkeit suchen dürfte. Es kam dem Eckhart-Bande der „Dom"-Sammlung besonders zugute, daß die mannigfachen Fortschritte, welche der Eckhart-Forschung gerade in den letzten Jahren beschieden waren, hier zum ersten Male voll verwertet werden konnten. Was bei dem genialisch impulsiven Eckhart in elementarer Subjektivität hervorbricht, wird in des bedachtsameren Jan van Ruisbroeck kunstvoller Zergliederung objektiviert und gebändigt. Dieser vielgenannte, aber viel zu wenig gekannte Flame ist ein virtuoser Phänomenologe des mystischen Seelenlebens, der die ganze Stufenleiter der religiösen Gefühle, alle Höhen und Tiefen, alle Winkel und Abgründe des mystisch

Digitized by Google

erregten Subjekts mit unerhörter Treffsicherheit zu schildern weiß, weil ihn auch in den Augenblicken der Entzückung und Entrückung nicht der nüchterne Klarblick einer helläugigen, wohlgeschulten Beobachtungsfähigkeit verläßt. Noch überwältigender aber als der niederländische Doctor ecstaticus offenbart der zartsinnige Schwabe Heinrich Seuse die wunderbare Vertiefung und Verfeinerung des Innenlebens, die sich unter dem Anhauch mystisch gesteigerter Gottesminne in der Seele des spätmittelalterlichen Menschen entfaltete. Wer die in ihrer intimen Unmittelbarkeit ergreifende geistliche Selbstbiographie dieses „mystischen Minnesängers" liest, schaut dem gotischen Menschen mitten ins Herz, erlebt ihn so nah und persönlich, wie es uns kaum jemals wieder vergönnt ist in jener Epoche, die mit autobiographischen Selbstzeugnissen überaus sparsam war. Aus minder weichem Stoffe geschaffen erscheint der kirchenfeste Klassiker der deutschen Mystik, der weitverehrte, nie vergessene Straßburger Prediger Johannes Tauler, den die Tradition der Gottesfreunde mit glücklicher Charakterisierung den „Vater Tauler" nennt. Zwar zeigt sein herzwarmes Wort schon nicht mehr den kühnen, ja verwegenen Schwung der eckhartischen Verkündung; aber dafür entschädigt es durch einen überaus gewinnenden Unterton von Erdentüchtigkeit und Lebensnähe, der uns das schier unausrottbare Vorurteil von der angeblich „weltfremden" Mystik gern vergessen läßt. Noch weiter hinab ins mildere Gefilde kirchlich umhegter, dogmatisch gebundener Mystik führt die nachtaulerische, von einem unbekannten Frankfurter Domherren verfaßte „Deutsche Theologie", der wundervoll klare und ruhige Ausklang dieser ganzen Epoche. Man hat das vielgeliebte Buch (das einer seiner dankbarsten Leser, der junge Luther, nicht weniger als dreimal herausgab, das bis weit in den Pietismus hinein die mystische Welle fortpflanzen half) mit gutem Fug eine Epitome, einen Abriß der deutschen Mystik genannt.

Zwar ist es schon ein anderes, jüngeres, von neuen Problemen bewegtes Zeitalter, in dessen brodelnde Unruhe uns der nächste, dem heißumstrittenen Theophrastus Paracelsus gewidmete „Dom"-Band hineinversetzt; wie kräftig jedoch auch in dieser Renaissance-Epoche die

Digitized by Google

„gotische" Unterströmung weiterwirkte, wird angesichts des paracelsischen Lebenswerkes überraschend deutlich. Die atemheißen, kraus und derb herausgepolterten, immer fesselnden Schriften des „Reformators der Medizin" sind mehr als literarische Kuriositäten, sie sind eine Fundgrube anregender Erkenntnisse gerade für uns Heutige, die wir wieder zu ahnen beginnen, daß es auch im Mikrokosmos des Menschenleibes weit geistiger, weit metaphysischer zugeht, als eine in lauter Empirie erstarrende „Tatsachenwissenschaft" sich träumen ließ. Als ob mystische Ergriffenheit und exakte Sachlichkeit einander ausschlössen! Daß Johannes Keplers, des glücklichen Entdeckers und genialen Methodikers „Kosmische Harmonie" in einer Sammlung deutscher Mystiker wiedererscheinen kann, wird manchem wunderlich dünken. Aber die empirisch-statistische Auffindung der Planetengesetze, welche mit Hilfe einiger genialer Formeln jahrtausendelanges astronomisches Grübeln verblüffend einfach entwirrte, war dem meisterliches Geometer gar nicht Selbstzweck, sie stand durchaus im Dienste einer tief mystisch inspirierten Frömmigkeit, welche völlig jenseits der mechanistisch-naturalistischen Weltbetrachtung lag, vielmehr die uralte Lehre von der magischen Harmonie aller kosmischen Verhältnisse mit Hilfe moderner Methoden neu befestigen wollte.

In schöpferisch originaler Verschmelzung mit ethischen Faktoren begegnet uns das naturmystische Element bei Jakob Böhme wieder. Der Schuster von Görlitz, dessen körnige Prosa immer wieder durch ihre naiv zupackende Drastik und kraftvolle Bewegtheit fesselt, trägt den Ehrentitel des „Philosophus teutonicus" mit Recht. Wie hier aus chaotisch wogender, labyrinthisch verschlungener Innerlichkeit sich dennoch ein Ganzes herausformt, wie aus aller drängenden, treibenden Geburtsangst sich schließlich doch der triumphierende Jubilus neuen Lebens emporringt, wie durch alle Qualverstrickung dualistischer Zwiespältigkeit, durch alle lauernden Höllenmächte hindurch immer wieder der Durchbruch erobert wird, immer wieder die Morgenröte aufglänzt, – das ist deutsche Lebensmystik, deutsches Fühldenken bis in die letzte Nuance. Eine gewaltig zerklüftete, inständig um Einheit ringende Kontrastnatur

Digitized by Google

tritt uns auch in Johann Georg Hamann entgegen, dem Überwinder der Aufklärung und Wegbereiter des modernen Irrationalismus, dem Herder und Goethe und mit ihnen die deutsche Klassik und Romantik so Elementares verdankten. Aus aller zerspaltenden Vereinzelung spezialisierter Tätigkeiten sich wieder zur Ganzheit, zum glaubens- und liebeserfüllten Akkord alles sonst Getrennten und Widerstrebenden zurückzufinden, – dieser Hamannsche Grundimpuls, dessen heilsame Wirkung schon der junge Goethe dankbar erfuhr, muß doppelt willkommen sein für ein Geschlecht wie das unsere, das an der chaotischen Vielspältigkeit seiner Spezialisierungen, an der quälenden Divergenz aller Lebensfunktionen bis ins Unerträgliche leidet. Nicht minder leidenschaftlich als der Magus des Nordens kämpft der temperamentvolle Bayer Franz von Baader gegen den anmaßlichen Ungeist einseitig intellektualistischen Aufklärertums. Es ist kein Zufall, daß erst die allerletzten Jahre uns wieder ein wenig die Augen öffneten für die noch längst nicht ausgeschöpfte Lebensfülle und Lebenstiefe der Baaderschen Theosophie, die neben der Schellingschen nur allzu lange, allzu ungerecht vergessen blieb. Drängt es doch auch uns von aller positivistischen Halbheit hinweg immer zwingender nach einer religiös durchseelten Weltauffassung, die gleich der Baaderschen wieder das göttliche Mysterium in den Mittelpunkt des kosmischen Geschehens rückt. Finden sich doch in Baaders Schriften auf Schritt und Tritt Motive, die ans Herz greifen, weil der grundehrliche, erquickend freimütige Münchener Extraordinarius eben selber ein „Herzdenker" war. Wenn es wahr ist, daß das ernsteste Problem unserer noch immer so zerklüfteten Zeit das Problem der Vereinigung, der Versöhnung ist, des immer neuen Sichzusammenfindens aus noch so hart klaffender Differenz, dann wird gerade Baaders Werk noch einmal die Auferstehung feiern, die es eigentlich verdient. Denn kaum einer unserer religiösen Denker hat die Metaphysik der Versöhnung so erlebnisträchtig zu gestalten, so tiefsinnig zu formulieren vermocht wie der „Professor amoris".

Auch den jüngsten der in der „Dom"-Sammlung vertretenen Autoren, den liebenswerten Gustav Theodor Fechner, vermögen gerade wir

Digitized by Google

Heutigen mit neu gewecktem, freudig aufhorchendem Verständnis zu lesen. Beschert dieser allseitig orientierte, harmonisch ausgeglichene Geist uns doch einen verheißungsvollen Ansatz zu jener Synthese, nach der es uns immer dringender verlangt: zum organischen, lebensvoll gepaarten Ineinander von Idealität und Realität, von metaphysischer Schau und methodischer Erfahrung. Daß demselben Fechner, der die moderne Experimentalpsychologie begründen half, mitten im neunzehnten Jahrhundert solch ein im gut-romantischen Sinne „magisches" Buch wie der in der „Dom"-Sammlung neu herausgegebene „Zend-Avesta" gelingen konnte, darf uns gewiß als Ermutigung gelten. „Zend-Avesta" heißt ja „Lebendiges Wort", – und eben dieses lebendig machende Wort, das (wie schon Novalis ersehnte) aus dem seelenlosen Mechanismus blinder Kausalwirkungen wieder ein atmendes Ganzes, einen sinn- und liebeerfüllten kosmischen Organismus macht, will Fechner finden helfen.

„Lebendiges Wort" – ist es nicht das unausgesprochene Leitmotiv dieser ganzen überreichen Sammlung, deren Lektüre kaum geahnte Horizonte öffnet und auch in den eigenwilligsten Partien wunderlich ergreift? – Der Schlußband der Reihe: „Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten", welcher den bisher arg vernachlässigten dichterischen Ertrag der deutschen Mystik zum ersten Male gebührend auswertet, läßt in überwältigender Modulationsfülle jene Urworte, Urlaute wiederauftönen, bei deren Klang es dem Herzen zumute ist, als käme es nach Hause. Nach Hause – in die unvergängliche Heimat unseres geistlichen Volkstums, das gerade da, wo es am intimsten pulst, am allerweitesten sich auftut, das Esperanto der Ewigen Liebe gerade da am unwiderstehlichsten spricht, wo es am deutschesten zu flüstern scheint. –

Die Herausgeber haben ihr möglichstes getan, die mitunter schon verschütteten Schächte der deutschen Mystik für jeden wieder zugänglich zu machen und dem Leser vor allem das zu erschließen, was ohne umständliche Orientierung auch für moderne Menschen wieder unmittelbar lebendig wird. Wer Sinn und Liebe und nur ein wenig Einfühlungsfähigkeit mitbringt, findet hier mehr, unendlich viel mehr als bloß geistesgeschichtliche Belehrung und kulturpsychologische Materialien. Er darf

Digitized by Google

den deutſchen Geiſt in ſeinem Allerheiligſten belauſchen und empfängt auf Schritt und Tritt tiefe ſeeliſche Impulſe. Er fühlt ſich angeweht vom ſchöpferiſchen Hauch, deſſen mitternächtliches Wehen bezwingender iſt, als alle Stürme des Tages. Er fühlt wieder jenes Unbeſchreibliche erwachen, über dem die lauterſten Geiſter der Jahrhunderte erglühten, weil es ihnen mehr galt als alle vergängliche Pracht der Kathedralen. Er ſieht jenes leicht zu Verdeckende, nie zu Erſtickende wieder aufglänzen, das auch heute noch ſeine Adepten hat, auch heute noch ſo urlebendig glimmen und brennen will, wie in irgendeiner längſt entſchwundenen, ſchon Mythos gewordenen Vergangenheit: – das „Fünklein".

* * *

RILKE AN RODIN

Paris, le 12 Mai 1906.

Mon Maître,

je ne peux pas commencer la vie imprévue que vous m'avez dictée, sans avoir déposé dans vos mains une courte exposition des faits selon mon sentiment le plus sincère.

La lettre de M. Th*** était adressée à moi, comme à votre secrétaire; aussi n'ai-je point vous la retenue en vous parlant le soir encore et aussitôt le matin suivant et en vous proposant alors d'envoyer à M. Th*** la lettre préparée depuis quelques jours et d'ajouter un Post-scriptum rélatif à sa lettre allemande. Si dans cette affaire j'avais commis une faute, c'est celle que j'ai jugé la lettre comme peu importante, étant bâtie sur une supposition fausse et tombant avec elle dans le néant. Vous étiez d'un autre avis, quoique je reste convaincu, que mon point de vue fut excusable à l'égard d'une lettre qui n'était pas faite que pour profiter peu délicatement de la confusion et de votre absence supposées.

La lettre de M. R*** était la réponse sur une lettre purement personelle que je lui ai adressée; c'était (je dois vous le rappeler) comme votre ami que vous m'avez présenté à M. R***, et je n'ai

Digitized by Google

pas pu voir rien d'inconvénient à accepter la petite relation personelle qui s'établit entre votre ami et moi à travers nos conversations, autant plus, que des amis très chers nous étaient communs.

Mais vous n'avez plus voulu vous rappeler que c'est comme ami que vous m'avez invité de venir chez vous et que la fonction, dans laquelle vous m'avez fait entrer quelques semaines après, n'était d'abord qu'un moyen de procurer à un ami pauvre un temps calme et favorable à son travail. C'était ainsi que vous avez formulé votre proposition le matin où nous nous promenions dans l'allée en délibérant cette possibilité, dont j'étais heureux à l'extrême limite.

»Vous m'aiderez un peu; cela ne vous prendra pas beaucoup de temps. Deux heures tous les matins.« Voilà vos paroles.

Or, je n'ai pas hésité de vous donner, au lieu de deux heures, presque tout mon temps et toutes mes forces (malheureusement, je n'en ai pas de trop) pendant sept mois. Mes travaux sont restés en arrière depuis longtemps; mais combien fus-je pourtant heureux de pouvoir vous servir, de pouvoir un peu diminuer les préoccupations qui tourmentent vos précieux efforts.

Vous-même, vous m'avez ouvert votre intimité et j'y suis entré timidement, à mesure que vous l'avez voulu; en ne faisant jamais autre usage de cette inoubliable préférence que celui de m'en réconforter au fond de mon cœur et cet autre, légitime et indispensable pour pouvoir accomplir vos affaires dans votre intention sous vos yeux.

Si j'avais le sentiment de devoir pénétrer ces intentions pour pouvoir, un jour, vous aider véritablement, en connaissant d'avance vos décisions, ce sentiment n'a point besoin d'être blâmé; il devrait s'éveiller dans celui qui souhaitait ardemment de vous soulager et de vous rendre pleinement le service que vous lui avez confié.

Néanmoins, j'ai toutes les apparences contre moi au moment, où bon vous semble de transposer mes efforts sincères sur une base de méfiance soupçonneuse.

Me voilà chassé comme un domestique voleur à l'imprévu de la petite maison où, jadis, votre amitié m'installait doucement. Ce n'était

Digitized by Google

point votre secrétaire à qui vous avez donné ce domicile familier . . . J'en suis profondément blessé.

Mais je vous comprends. Je comprends que l'organisme sage de votre vie doit immédiatement repousser ce qui lui apparaît nuisible pour tenir intacte ses fonctions —: comme l'œil repousse l'objet qui gêne sa vue.

Je comprends cela, et — vous rappelez-vous? combien je vous ai compris souvent dans nos contemplations heureuses? Je suis convaincu qu'il n'y a aucun homme de mon âge (ni en France, ni ailleurs) qui soit comme moi (par son tempérament et par son travail) doué de vous comprendre, de comprendre votre grande vie et de l'admirer si consciencieusement.

— (C'est ma femme, qui, un peu plus éloignée et d'une autre manière, vous porte un pareil sentiment. Je suis désolé que vous n'avez pas pensé à elle en me congédiant, pas par un seul mot, quoiqu'elle [qui a tant besoin de votre assistance] ne vous a point offensé; pourquoi doit-elle partager ce sort de disgrâce où je suis tombé?)

Vous voilà, grand Maître, devenu invisible pour moi, comme par une ascension enlevé dans les cieux qui sont les vôtres.

Je ne vous verrai plus — mais, comme pour les apôtres qui restaient attristés et seuls, la vie commence pour moi, la vie qui célébrera votre haut exemple et qui trouvera en vous sa consolation, son droit et sa force.

Nous étions d'accord que dans la vie il y a une justice immanente, qui s'accomplit lentement mais sans défaut. C'est dans cette justice que je mets tout mon espoir: elle corrigera un jour le tort que vous avez voulu imposer à celui qui n'a plus de moyen ni de droit de vous montrer son cœur.

RILKE

P. S.: Je dirai à mes parents et mes amis (surtout à ma grande amie Ellen Key qui arrivera à Paris dans quelques jours) que c'est pour rentrer de toute force à mes propres travaux que je vous ai quitté.

Digitized by Google

Les trois colis sont restés dans ma chambre avec toutes les indications nécessaires. S'ils vous seraient incommodes un jour, vous n'avez qu'à les faire expédier en petite vitesse à Worpswede près Brême (l'adresse de ma femme). Autrement je vous écrirai quand je saurai l'endroit où je m'installerai (ce qui peut durer quelques mois).

Mes respects réitérés à Madame Rodin et mille remerciements des soins qu'elle avait toujours eus pour moi.

R. M. R.

Vous m'avez engagé l'autre jour de demander Zuloaga à cause du circulaire espagnole. Voilà sa réponse que je ne reçois qu'à cet instant. Encore une fois tous mes adieux que les circonstances ne me permettent point de prononcer. De tout cœur comme toujours à vous.

RAINER MARIA RILKE

12 Mai 1906, 29 rue Cassette PARIS IVe

Aus den demnächst erscheinenden Briefen Rainer Maria Rilkes an Auguste Rodin.

* * *

GÜNTHER DENEKE

GOETHES ERSTE BROCKENBESTEIGUNG VOR 150 JAHREN

— 10. *Dezember* 1777 —

Goethes erste Harzreise im Frühwinter 1777 ist ihm zu einem bis in sein höchstes Alter hinein nachwirkenden Erlebnis geworden. Er selbst schreibt noch nach zweiundvierzig Jahren: „In meinen biographischen Versuchen würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen." Leider hat er selbst ja keine zusammenhängende Darstellung jener Reisewochen niedergeschrieben. So müssen wir aus Tagebuchnotizen, aus Briefen an Charlotte von Stein, aus der berühmten Stelle über Plessing in der „Campagne in Frankreich" und zahllosen Einzelerwähnungen in fast allen seinen Werken auf das gewaltige Erleben zurückschließen, das ihm jener Ritt in den winterlichen Harz geboten hatte. Den Siebzigjährigen noch bewegt die durch einen Zufall wieder aufgeregte Erinnerung so, daß er von der hohen Warte seiner Altersweisheit aus eine Paraphrase

Digitized by Google

zu jener „Harzreise im Winter“ schreibt, die lange der einzige literarische Niederschlag der „wunderlichen Besonderheiten jenes Winterzuges“ geblieben war. Wenn er schon in den ersten Tagen seiner heimlichen Fahrt die Anfangsverse dieser herrlichen Rhythmen niederschreibt, wenn er so eigentlich den seelischen Gewinn des ganzen Abenteuers damit gleichsam vorwegnimmt, so will es fast scheinen, als ob sie reif und vollendet schon von Anbeginn in ihm schlummerten. Wie Eingebungen eines reineren, höheren Ich sind sie ihm aus ringendem Herzen in die Feder geflossen. Und hier liegt der Schlüssel zu dem Geheimnis: nicht unbewußt war der Achtundzwanzigjährige eingetreten in den bedeutendsten Abschnitt seines steil aufsteigenden Lebensweges. Er fühlte es: eine lange, mit kalter, harter Tagesarbeit zu erfüllende Beamtenlaufbahn lag vor ihm. Hinter ihm aber lag, fürs erste schwer mit dem Neuen vereinbar, fast ein Jahrzehnt ungebundenen, lorbeerumrauschten Dichterdaseins. Klar und sicher muß er das im Laufe des Sommers 1777 erkannt haben, daß er vor einer tief in sein Geistiges einschneidenden Lebenswende stand, daß die Jahre überschäumenden Genießens an der Seite des studentenhaft jungen Herzogs abgerollt seien. Triebhaft bricht wieder bei ihm der sein ganzes Leben nie abgeklungene Schaffensdrang durch. Freilich stehen ganz andersgeartete Aufgaben plötzlich vor ihm: Staatsmann, Beamter, Regenerator industrieller und gewerklicher Betriebe soll er werden, Führer im neu erworbenen Heimatland. Da muß er den Goethe von Straßburg und Frankfurt abstreifen, den gotischen und Rokoko-Goethe der Götz- und Wertherzeit. So kerbt er bewußt diese Zäsur in seine Lebensmelodie, entflieht dem lauten Freundeskreis, taucht unter in die Namenlosigkeit des einsam Reisenden und stellt sich selbst diese Doppelaufgabe: einen symbolischen Abschluß der ausgelebten Epoche zu schaffen durch den Besuch beim Wertherkranken Plessing, der im Typus, abzuschüttelnder Typus aller der vielen ist, die nie begreifen, daß ein großer Schaffender stets ein anderer wird, nachdem er ein großes Werk abgeschlossen. Und die zweite Aufgabe: sich vorbereiten durch hartes, fleißiges Sammeln von Erfahrungen in den Harzer Bergwerken und Hütten, nach deren Vorbild er die Thüringer Betriebe zu neuem Leben erwecken

Digitized by Google

soll. Beide Vorhaben hat er durchgeführt, den wunderlichen Korrespondenten in Wernigerode besucht und, klar das Überlebte, Unfruchtbare solcher Naturen erkennend, ihn ohne Heilung verlassen. Ob ihm wohl danach die wenig Jahre zuvor geschriebenen Verse durch die Gedanken gegeistert sind, die er einst – zu jung im Grunde für so tiefes Wissen – an Behrisch schrieb: „Sei gefühllos! Ein leicht bewegtes Herz ist ein elend Gut auf der schwankenden Erde." Als ein befreiter Werther reitet er weiter, wühlt sich tief hinein in die Gedankenwelt, die mit seiner neuen, praktischen Lebensaufgabe zusammenhängt. Fährt in die Stollen und Gruben, sitzt mit den Hüttenleuten und Steinkundigen zusammen, erarbeitet sich hart das Wissen um das, was wir heute Geologie und Mineralogie nennen. Führt seine Rolle durch als Maler Johann Wilhelm Weber aus Darmstadt, der in den Harz kam, aus Laune dessen Berge zu zeichnen. Und blieb doch Johann Wolfgang Goethe, der tief zu innerst schon die Keime trug, aus denen das größte deutsche Geisteswerk dereinst erblühen sollte. Auf steiler Kurve mußte sein Lebensweg sich wenden, ein schweres und fast unmöglich erachtetes Erreichen durfte diesem Großen allein als Symbol genügen. So hatte er von Anfang an in den Plan dieser Reise zwischen zwei Lebenskapiteln sich eine Brockenbesteigung heimlich eingerechnet. Schier angstvoll hat er sich alle die Tage zuvor erkundigt, ob solch Unterfangen zur Winterszeit erfüllbar sei. Kosmisch groß erscheint dann sein Freudenausbruch, als ihm die Tat gelungen, als er zur Mittagsstunde des 10. Dezember hoch über allen Höhen und Tiefen, hoch über allen Nebeln und Dunkelheiten der Niederungen des Lebens in heißer Sonne ganz allein mit sich und seiner Gottheit steht. „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest" – so schreit es aus ihm heraus vor glückerfülltem Dank. Und abends, als er an die ferne Geliebte vom erschütternden Erleben des Tages berichtet: „Was soll ich vom Herrn sagen mit Federspulen, was für ein Lied soll ich von ihm singen? Im Augenblicke, wo mir alle Prosa zur Poesie und alle Poesie zur Prosa wird." – Und weiter im selben, vom Erleben durchzitterten Brief, der wie im Rausch, in halb abgebrochenen Sätzen dahinhastend, der Freundin das triumphale Ereignis meldet: „Sie wissen,

Digitized by Google

wie symbolisch mein Dasein ist." – „Ich sagte: ich hab einen Wunsch auf den Vollmond! Nun trete ich vor die Türe hinaus, da liegt der Brocken im hohen herrlichen Mondschein über den Fichten vor mir, und ich war heut oben und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebsten Dank geopfert!" ... „Sie wissen, wie symbolisch mein Dasein ist" – – wirklich, in diesen Worten liegt der Schlüssel zu dem Geheimnis, warum so tief, so nie verblassend jenes Erlebnis der Brockenersteigung durch hohen Schnee, bei glasklarer Kälte den Dichter ergriff. Das selbst erwählte Symbol der Lebenswende erobert zu haben, so wie der Prinz im Märchen den Zweig vom singenden Baum ergreift und das Wasser des Lebens schöpft, das hat sich ihm eingebrannt für alle Zeiten, so daß er jene Landschaft des Brockens nie wieder vergaß, daß ihm die Gegend zwischen Schierke und Elend zum Prospekt wird für Faustens faustischstes Erleben, für die Walpurgisnacht. Die Niederungen einer Welt im kalten Nebel tief unter sich, sich selbst auf sonnendurchglühter Höhe darüber zu wissen, stets und immer darüber zu wissen, dies scheint mir das ergreifende Erlebnis gewesen zu sein, das der Maler Johann Wilhelm Weber auf dem Brocken durchlitt, der als Johann Wolfgang Goethe nach Weimar zurückkehrte und in sich Faustens Seele zurücktrug.

Anderthalb Jahrhunderte sind ins deutsche Land gegangen seit jenem Tag, da er vom Torfhaus her, vom Förster Degen begleitet, den Aufstieg begann. Fünf Generationen sanken ins Grab, und was damals ein Wagnis war und eine Tat, ist den Jungen von heute zum Sport und Spiel geworden. Sie, die allzuoft allzuleicht Dahinlebenden, an den Großen von einst zu erinnern und an das, was ihm der Blocksberg einst gab, haben wir vor wenig Wochen ein Bildnis des jungen Goethe dort oben angebracht. Und er sieht nun mit den großen klaren Augen in jenes Land hinunter, durch das er ritt, als ihm die Erkenntnis kam: „Denn ein Gott hat jedem seine Bahn vorgezeichnet –."

* * *

Digitized by Google

ZWEI CHINESISCHE DICHTUNGEN AUS DER MING-ZEIT

Aus dem Chinesischen wiedergegeben von Franz Kuhn

BUON RETIRO

„Was gilt mir Kaiserschloß und Residenz!
In Bergeswildnis unter Dörflern laßt mich hausen.
Wozu bestickte Seidenportieren, Perlbehänge!
Mein Dach von Schilf, mein Bambuszaun behagt mir besser.
Was soll mir die Karosse und das Viergespann! [geflochten.
Ich lobe mir mein Lager aus Gestrüpp, den Stuhl aus Ruten schlicht
Geht mir mit euren güldnen Siegeln, eurem jadenen Gürteltand!
Ich fühl mich wohl in hanfnen Socken und auf bastnen Sohlen.
Verschont mich doch mit euren Klassefraun und Konkubinen!
Mein ländlich Weib, mein junges Kind ist Glücks genug.
Schwatzt nicht von hundertlei Gerichten, von erlesnen Platten.
Ein Grießbrei, eine Schüssel Braunkohl mundet mir vortrefflich.
In heitrer Runde hingesetzt und eine Schachpartie gespielt –
Bei trüber Laune helf ich mir mit Verseschmieden
Und male fein und säuberlich Wildapfelblüten.
Wie gern betrachte ich die rote Wasserrose, aus den Wellen lugend,
Und dort am Ostgehege die gezackten Chrysanthemen
Oder des Winterkalykanthus schneeige Blütenkelche.
Was schiert mich Recht und Unrecht, Meinungsstreit!
Mich labts zu sehn, wie jener Bube da auf seinem Ochsen reitet,
Wie dort ein Wandrer nach der grünen Weide Schatten flüchtet,
Und wie inmitten roter Pfirsichblütenpracht
Die Wimpel einer Schenke froh im Winde wehn.
Kämpft ihr getrost um Vorteil, jagt nach Reichtum, hetzt nach Macht!
Ich lob mir mein Versteck im Waldesgrün an stillen Seen."

*

PROCUL NEGOTIIS

„Fort vom Palast, von Ämtern fort!
Der Höhle des Zanks entronnen –
Geläutert nun das alte Herz und Riegel vor!

Digitized by Google

Verweht, zerstoben Kämpfertrotz –
Ein abseits Fleckchen Erde ausgesucht,
Gemäuer schlicht und niedrig drauf errichtet,
Mit Fenstern drin und luftgen Pforten,
Dann ein paar Bäume hingepflanzt –
Auf sanften Hügelmatten Lämmer weiden,
In Teich und Weiher Fische füttern –
Im Lenz Geschenk von Blütenwundern,
Im Sommer Schattenkühle labend,
Im Herbst die Chrysanthemen-Schau,
Im Winter durch den Schnee gestampft –
Feldfrüchte fünferlei zur Zeit geerntet,
Gekeltert auch paar Kübel Weins –
Mitunter dann ein Huhn geschlachtet,
Ein leckres Fischgericht dazu bereitet,
Paar alte gute Freunde eingeladen,
Nun Fingerknobeln, Stegreifdichten
Und Rezitieren, Liedersang,
Bis dritter Trommelschlag die Mittnacht kündet
Und Mondesstrahl sich schräger neigt –
Am Vaterbusen dann das Kind geborgen
Das Weib zur Seite eingeschlummert –
Das nenn ich frei von Kümmernis und Sorgen
Ein Alter, froh und unbeschwert!"

* * *

DER SPIEGEL

FELIX TIMMERMANS: „DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG"

Längst ist Felix Timmermans als Dichter der repräsentative Schilderer flandrischer Seele und Landschaft. Im Gegensatz zu den französisierten Flamen Maeterlinck, Verhaeren und Rodenbach, teilweise auch zu de Coster, der seinem „Ulenspiegel" ein fremdes Gewand gab, steht er ganz und gar auf nieder-

Digitized by Google

fränkischem, mithin germanischem Boden. Sind seine Werke in ihrer tiefen Erdverwachsenheit, leuchtenden Farbenglut und strotzenden Lebensfülle einerseits das literarische Gegenstück zu den unvergänglichen Bildschöpfungen eines „Bauern"- und „Höllen"-Brueghel, eines Franz Hals, Jan Vermeer und Rubens, so in ihrem seelischen Bereich vielfach Ausstrahlung und ferner Widerhall der verklungenen Welt eines Ruisbroeck, Schonhooven, Gerhard Groot und Thomas von Kempen, wie er denn selbst neuerdings bekannte, daß sich wie in jedem Flamen, auch bei ihm die zwiespältige Natur zeige: ein Zug zur Realität, zum Sinnlichen und eine Neigung zur Mystik. Folgt er im „Pallieter" mehr dem einen Pol seines Wesens, so nun in seinem neuesten Werke mehr dem andern: die Welt der Seele in ihrem Wandel von irdischer zu himmlischer Liebe zu schildern. Hier wie dort aber ist der gleich große sprachschöpferische Dichter an der Arbeit, dessen Wortschatz von einer Fülle, Bildhaftigkeit und Farbensattheit ist, die in Erstaunen setzt; hier wie dort ein Künstler, dessen Lebensbejahung selbst dann noch durchbricht, wenn Tod und Tragik die Stunde regieren.

Im Mittelpunkte der Erzählung steht neben dem Pfarrer die Tochter seines Bruders, ein frommes Mädchen, das in reiner Liebe zu Michael, einem edlen, jedoch glaubenslosen Manne entbrannt ist. Um das aufblühende Glück im Herzen Leontinens nicht brutal zu vernichten, müht sich ihr Oheim, den Freigeist der Religion und Kirche zurückzugewinnen. Doch alles Beten, Beschwören, Reden und Überzeugenwollen erweist sich als zwecklos. Da heißt es für Leontine verzichten. Um des Glaubens willen entsagt sie der Liebe, wenn auch anfangs schweren Herzens und beschreitet die Stufen des mystischen Lebens. Während der Körper allmählich und unaufhaltsam dahinwelkt, folgt sie dem Rufe des Lichtes. Losgelöst von allem Irdischen, ganz eingetaucht in Gott, so findet Michael sie am Sterbebett wieder. Da ihr Leben verweht, die makellose Seele der Hülle entflieht, bricht in ihm das harte Eis in Splitter. Was kein Gebet vermochte, kein Drängen und Bitten, ihr reines Opfer, um des Glaubens willen gebracht, ihr heiligmäßiges Sterben ohne Klage, ihr seliges Auge, aufleuchtend im Anblick himmlischer Schauung – all das reißt die Dämme nieder, die die Vernunft aufgetürmt hatte. Sein Herz überströmt von Gnade. Er fühlt sich wiedergeboren in Gott, da er sieht und erlebt, wessen ein tiefer Glaube fähig ist. Wie ein verlorenes Kind zieht der Pfarrer ihn in seine Arme.

Essener Volkszeitung

Digitized by Google

LEONHARD FRANK: „DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT“

Leonhard Frank stellt uns diesen Brief zur Verfügung, den er von einer Leserin seines „Ochsenfurter Männerquartetts“ erhielt: „Ich denke an das Buch, das ich vor Jahren von Ihnen las und von dem ich die eine Stelle gar nicht vergessen kann, wie er (der Name ist mir entfallen) und Katharina aufbrechen wollen und an die Tür klopfen. Der Mensch ist da, macht auf, wir kommen, den Menschen zu suchen. Nun dieses Buch. Was für ein wunderbarer Umgang mit sich selber muß es gewesen sein, als Sie es schrieben, das unseren besten Dichtern so nahe steht. Sie können die Jugend schildern wie niemand sonst, in ihrem ruckweisen Betragen, wenn ich so sagen darf. In dem Wachstum der Pflanzen, das ich im Film sah, fand ich mein Gefühl bestätigt, wie es, wenn man jung ist, zugeht. Lange Strecken geschieht nichts, gar nichts, der Organismus verhält sich untätig, und dann auf einmal zucken das Gefühl und die Handlung beinahe in eins auf. Dieses Aufschießen der Tat: wie ist das in Ihren Jungens zum Ausdruck gekommen. Und dann noch ein anderer Zug von Knabenhaftigkeit, daß einer den anderen eigentlich gar nicht sieht und merkt, daß sie aber dennoch eins sind in der Sache, in den gemeinsamen Streichen, im Spiel: Verstecken, Fischen, Angeln. Mit der Szene von Julie und Falkenauge am Hochzeitsmorgen, mit dem Epheuzweig auf dem Frühstückstisch haben Sie ein Kabinettstück geschaffen, das an Jean Paul erinnert, und den Mord gerade so leicht genommen, wie das Gleichgewicht des Buches verträgt, denn es hat etwas von heller, dünner Frühlingsluft an sich. Durch die Zeilen fallen oft so helle Lichter wie Sonnenstrahlen durch junges Laub, und in der Sublimierung und erhobener Gestalt würde Hanna zur Flora werden. Zu diesem fast benehmenden Licht dann der Schatten: Dr. Huf und seine lebensarme Schwester. Das ist nun die Räuberbande, wie sie alt geworden ist. Soll man weinen, daß sie es wurde? Soll man meinen, die Knabenspiele wären umsonst geträumt und gespielt? Nein. Erst einmal sind sie weitergegeben und ihre vergangene Seligkeit schlägt in der nächsten Generation neu aus, und dann haben sie geholfen, diese guten treuen Menschen zu bilden, diese kindlichen Herzen, und haben das Glück gehabt, ihren Dichter zu finden.“

★

Als ob man aus einem tiefen, rätselvollen Strom einen Wassertropfen sich griffe und unter dem Mikroskop seine Geheimnisse des vielfältigen Lebens belausche, – so tut Leonhard Frank nur einen Schritt hinein in eine

Digitized by Google

Welt, die zuerst klein und nichtig erscheint, – und mit einem Schlage ist alles da, die Bürger und kleinen Beamten und Studenten, die vergrämten Frauen und erwachenden Mädchen, der Duft der Straßen und Gärten, die Tiere, Kummer, Qual und Verzweiflung, Liebe und Sehnsucht, Mut und Kraft, Bewegung und die geheimnisvolle Ruhe des Todes. Dies alles, das Leben heißt und keine Konstruktion kennt und verträgt und sich hier einem ganz Hellsichtigen in der Ordnung seiner Vielheit offenbart. Ihm ist alles wichtig, was lebt, er geht ganz nahe heran an die Dinge, die ihm zur Offenbarung werden. Nur ganz selten ist einer Dichtung in so hohem Maße Weite und Reichtum, Vielheit und Unberechenbarkeit beschert, – fern von jeder Formel und Problemstellung.

Sieht man so die Vielheit als ein Ganzes, so kann auch der Mensch nicht mehr zergliedert und erklärt werden. Scheinen doch selbst die alten Stadtmauern mehr von Werden und Vergehen zu wissen als die Menschen! Es steht in diesem Buch der Satz: „Die Natur zeigt hier dem Plastiker dessen schönste Notwendigkeit: mit Gefühl und Kopf erst die Wunder des anatomischen Baues zu kennen und zu geben, ehe er dem Temperament seines Wesens Schliff und Vollendung anvertraut." So – wörtlich und übertragen angewandt – zeichnet Leonhard Frank seine Menschen. Er kann die Biegung eines Halses, den Rhythmus einer Hüfte, die Art, wie ein Hut getragen wird, so beschreiben, daß der ganze Mensch mit Leben und Erleben deutlich wird, er kennt keine Psychoanalyse, und doch lesen wir z. B. das zum Bewußtsein erwachende Triebleben eines Mädchens, Zug um Zug, mit allen verschwiegenen Geheimnissen, in einigen Kapiteln, deren zarte Keuschheit erschüttert und überwältigt.

Dieser Roman ist reif wie eine köstliche Frucht, er hat ihre Herbe und Süße und die ganze Schönheit ihrer naturhaften Bildung. *Vossische Zeitung.*

FELIX BRAUN: „AGNES ALTKIRCHNER"

Es ist der „gedankenreiche Herbst", der durch die Blätter dieses Buches rauscht, in dem alles Geschehen mit „einem alten kleinen Rosengeruch des Unwiederbringlichen" melancholisch sich würzt. Mit dem Geruch der Reife auch, die nichts ist als Opferung.

Wir haben in diesem Buch den Untergang des alten Österreich erlebt und uns selber mitempfunden, wir haben die unterste Kraft gespürt, „die im ewig Trüben zeugt – die unterste Kraft, die das Leben ist", wir haben die Geheim-

Digitized by Google

schrift von den drei Lebensaltern in uns aufgenommen und überhaupt mit unsäglichem Staunen die Symbolik erfaßt, die den Vordergrund des Geschehens überstrahlt. Wir stellen dieses Buch neben die Romandichtungen von Goethe und Stifter, die wie alle Schöpfungen des Geistes von Urbeginn vorgezeichnet waren und als Sichtbarwerdung die ringende Menschheit erleuchten sollten. Wir tun es, ohne an Zusammenhänge rühren zu wollen. Wenn ohne erhabene Vorbilder Felix Braun nicht der geworden wäre, der er ist, so haben doch Goethe und Stifter oder Augustinus und Eckhart nur mitgeholfen, wie der Geist Rußlands an den Legenden von Rainer Maria Rilke mitgeholfen hat und wie er auch über andre noch gekommen ist, die sich von ihm befruchten ließen und doch sich selbst vor ihm bewahrten. Auch das große Herz des Franz von Assisi erstrahlt aus „ewigem Herbst". Ja, wieviel Heiliges in unheiliger Zeit! Das Paradox behauptet sich wieder einmal siegreich mit diesem unvergänglichen Buch. *Kieler Zeitung.*

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Die im vorigen Heft angekündigten Neuigkeiten sind sämtlich erschienen und, wie wir zu unserer Freude mitteilen können, mit großem Beifall begrüßt worden. Von Timmermans' „Pfarrer vom blühenden Weinberg" konnten wir bereits das 6. bis 16., von Stefan Zweigs Buch über Marceline Desbordes-Valmore das 6. bis 10., vom Insel-Almanach für 1928 das 26. bis 35. Tausend drucken lassen.

Eine Anzahl weiterer neuer Bücher ist im November erschienen.

In Georg Steindorffs, des bekannten Leipziger Ägyptologen, Werk „Die Kunst der Ägypter" legen wir das klassische Buch über das alte Ägypten vor. Auf mehr als 200 Tafeln zeigt es den wertvollsten Besitz an Kunstwerken, den uns das neben den Griechen kunstbegabteste Volk des Altertums hinterlassen hat. In meist neuen, vorzüglichen Aufnahmen bringen die Tafeln die großen Schöpfungen der Architektur, die hervorragendsten Werke der Plastik – Statuen wie Reliefs – und die Kostbarkeiten des Kunstgewerbes, auch die besten Stücke aus dem erst vor wenigen Jahren erschlossenen Grabschatz des Tutanchamun. Der über 100 Seiten umfassende Text sucht die Kunstwerke in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu erläutern und sie dem Menschen von heute so zu zeigen, wie sie vor Tausenden von Jahren die Ägypter gesehen haben. Ein großer Umgang mit der edelsten Vergangenheit soll hier gepflegt werden, den

Digitized by Google

sich, wie einst Rainer Maria Rilke dem Verfasser sagte, „Götter und Könige verhältnismäßig nachsichtig gefallen lassen".

Unserer Sammlung „Der Dom. Bücher deutscher Mystik" fügen wir mit dem Bande Meister Eckharts Deutsche Predigten und Traktate den Schlußstein ein. Diese von Friedrich Schulze-Maizier meisterhaft besorgte Ausgabe will eine möglichst zuverlässige Auswahl aus des Meisters deutschen Predigten und Traktaten bieten, soweit sie besonders auf Grund der jüngsten Forschungen für gesichert gelten dürfen; sie ist die erste, welche die wiederaufgefundene Rechtfertigungsschrift von 1326 als unbedingt verläßliche Grundlage des Textauswahl systematisch verwertet. Ein beträchtlicher Teil der Predigten und vollends der „Ausgewählten Abschnitte" erscheint hier zum erstenmal in neuhochdeutscher Übertragung. Der Herausgeber war sorgsam darauf bedacht, in Auswahl und Übertragung jene Willkürlichkeiten zu meiden, an denen frühere Eckhart-Ausgaben litten; wohl aber trachtet er danach, die schöpferische Ursprünglichkeit der eckhartischen Verkündung rein und kräftig hervortreten zu lassen und ihren noch heute lebendigen Sinn gerade in seiner kühnsten Aufgipfelung gegen jede Abschwächung und Verwischung zu sichern.

Die von Johannes Bühler auf Grund zeitgenössischer Quellen herausgegebene Sammlung Deutsche Vergangenheit wurde durch den Band Ordensritter und Kirchenfürsten fortgeführt. Ein Blick auf die Karte des mittelalterlichen Deutschland zeigt, daß weitausgedehnte, stark bevölkerte, wirtschaftlich wichtige Landstriche, fast ein Fünftel des ganzen Reichsgebietes, im Besitze geistlicher Fürsten waren; außerdem befand sich auch innerhalb der weltlichen Fürstentümer ein erheblicher Teil von Grund und Boden in kirchlichen Händen. Schon daraus ist ersichtlich, wie das geistliche Element von stärkster Wirkung auf die Charakterentwicklung eines großen Teils der deutschen Nation gewesen sein muß, ja, manche politische Handlungen der Kirchenfürsten reichen mit ihren Folgen bis in die Gegenwart. – In dem neuen Bande der „Deutschen Vergangenheit" kam es dem Herausgeber darauf an, dem Leser von dem Leben und den Bestrebungen der Kirchenfürsten und im Ordensstaat Preußen aus den Quellen ein möglichst genaues Bild in anregender Weise zu vermitteln. Lebendiger, als irgendeine Darstellung es vermag, sprechen hier die Aufzeichnungen der damaligen Zeit selbst eine aufschlußreiche und anschauliche Sprache.

In mehrjähriger Arbeit hat Hans Gerhard Gräf, der berufenste zu dieser Aufgabe, Goethes Briefe und Tagebücher herausgegeben, eine Er-

Digitized by Google

gänzung und Fortsetzung unserer siebzehnbändigen Goethe-Ausgabe auf Dünndruckpapier. In zwei Bänden, auf rund 1850 Seiten, sind hier über 1000 Briefe Goethes aus dem gesamten Umfang seiner Korrespondenz und über 800 Tagebuch-Eintragungen zusammengestellt. Wie in der Ausgabe der Werke, so ist auch hier auf erläuternde Anmerkungen unter dem Text verzichtet worden. Der Herausgeber hat aber in das beigegebene, sehr ausführliche Namen-Register zahlreiche Stichwörter aufgenommen, unter denen unentbehrliche Auskunft zu finden ist. Überdies ist unter dem Stichwort „Goethe" eine Art Sach-Register gegeben worden. – Im Gegensatz zu den bereits vorhandenen Auswahlsammlungen von Goethes Briefen, die – mit gutem Recht – als Ziel verfolgen: ein möglichst vollständiges Bild von Goethes Leben zu geben, war der Grundsatz für diese Auswahl: dem Leser alle dichterisch, insbesondere aber alle menschlich bedeutsamen Äußerungen Goethes zu bringen, sowie alles, was bezeichnend ist für seine Anschauungen über Kunst und Leben, Gott und Welt. Also Goethes „Werke", wenn man so sagen darf, in seinen Briefen und Tagebüchern.

In gewissem Sinne als ein neues Buch darf man auch Albrecht Schaeffers Bearbeitung seines „Helianth" bezeichnen. Der Dichter hat den Umfang des großen Romans, den man einen Querschnitt durch das deutsche Leben um die Wende dieses Jahrzehnts genannt hat, um etwa ein Drittel vermindert, hat ihn einer ähnlichen Bearbeitung unterzogen, wie seinerzeit Goethe den „Wilhelm Meister" und Keller seinen „Grünen Heinrich", wodurch der Vergleich mit diesen epischen Werken, der schon früher gezogen wurde, noch an Bedeutung gewinnt. Die straffere Konzentration, die eine Ermäßigung des Umfanges auf zwei Bände ermöglicht, wird manche neuen Leser dem Buche zuführen, von dem Friedrich Schnack gesagt hat: „Wer keine Zeit hat, sollte an erster Stelle diesen Roman lesen. Er wird Zeit finden und eine köstliche, stärkende Ruhe. Der arme Narr des gehetzten Tages, der Knecht des gequälten Lebens, in dessen Seele noch ein verschütteter Glanz von Sehnsucht steckt aus irgendwoher, sollte Urlaub nehmen aus seiner nervenzerrüttenden Betriebsamkeit und eintauchen in dieses Bad der Reinigung, der Freude und des Geistes, dessen Gewässer klar und tiefspiegelnd dahinfließen, wie ein guter Strom in einer unendlichen, trostvollen Landschaft."

An eine der schwersten Aufgaben, die die Übersetzungskunst stellen kann, hat Cäcilie Gräfin Keyserlingk sich mit, wie wir glauben, vollem Gelingen ge-

Digitized by Google

wagt: an die Übertragung von Robert Brownings Epos: „Der Ring und das Buch". Dieses Hauptwerk des großen englischen Dichters, von dem einer seiner geistreichen Bewunderer einmal sagte: er müsse deutsch sein, wenn er nicht englisch wäre, hat eine eigentümliche Entstehungsgeschichte: Browning fand bei einem Bücherrödler auf dem Marktplatz in Florenz ein Buch, das einen Mordprozeß des 17. Jahrhunderts aktenmäßig darstellte. So genau der Bericht war, so undurchsichtig blieben doch die aufregenden Vorgänge und die Täterschaft des Mörders. Gerade das reizte den Dichter, und er gestaltete jede der in den Prozeß verwickelten Persönlichkeiten vom Papst bis zur schönen jungen Frau, die des Ehebruchs angeklagt ist, so, daß jeder in seiner Weise recht behält. Das große Epos, das aus diesem leidenschaftlichen Für und Gegen entstand, erscheint hier zum erstenmal in deutscher Sprache.

Die in französischer Sprache geschriebenen Briefe Rainer Maria Rilkes an Auguste Rodin erscheinen kurz vor Weihnachten in einer einmaligen Ausgabe von 300 Exemplaren. Sie werfen Licht auf das Verhältnis der beiden einander ebenbürtigen, aber so verschieden gearteten Männer. Den wahrhaft großen Brief, den Rilke dem Meister von Meudon nach dem nie wieder ganz geheilten Bruch schrieb, drucken wir in diesem Heft ab.

Das bisher größte Unternehmen des Verlages: die Faksimile-Ausgabe der Manessischen Handschrift ist mit der sechsten Lieferung zum Abschluß gelangt. Der Mann, der als einer der hervorragendsten Fachleute auf dem gesamten Gebiete der Reproduktionstechnik von Anfang an seine reichen Erfahrungen und seine liebevolle Sorgfalt in den Dienst dieses Werkes gestellt hat, Professor Fritz Goetz, hat dessen Abschluß nicht mehr erleben sollen. Wir werden dem ausgezeichneten Freunde, der uns auch auf manchem anderen Gebiet ein treuer Berater gewesen ist, das dankbarste Andenken bewahren.

An neuen Auflagen sind, außer den eingangs erwähnten, erschienen: Dickens, „Oliver Twist und Weihnachtsgeschichten", das 14. bis 15. Tausend; „Der Raritätenladen", 15. und 16. Tausend; „Das Dekameron des Boccaccio", 36. bis 42. Tausend; Felix Timmermans, „Das Licht in der Laterne", 11. bis 15. Tausend; Ricarda Huch, „Michael Bakunin und die Anarchie", 6. bis 8. Tausend; Stefan Zweig, „Amok", 51. bis 60. Tausend; Stefan Zweig, „Verwirrung der Gefühle", 61. bis 75. Tausend; Rainer Maria Rilke, „Das Buch der Bilder", 27. und 28. Tausend.

Digitized by Google

Digitized by Google

RAINER MARIA RILKE

Nach einer Photographie aus dem Jahre 1906

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
EINE
ZEITSCHRIFT
ACHTER JAHRGANG / ZWEITES HEFT
OSTERN 1927
*

Rose, oh reiner Widerspruch, Lust,
Niemandes Schlaf zu sein unter soviel Lidern.

*

Der Grabspruch, den Rainer Maria Rilke sich bestimmt hat.

RAINER MARIA RILKE ZUM GEDÄCHTNIS

Am 29. Dezember 1926 ist Rainer Maria Rilke von uns gegangen. Sein Tod bedeutet in jedem Sinne etwas so Außerordentliches, daß der Schmerz um ihn nach einem Wunder verlangte und fragte, ob bei diesem Sterben nicht überirdische Stimmen hörbar geworden oder himmlischer Rosenduft wie in der Legende sich verbreitet hätte. Nichts dergleichen geschah. Still wie ein Kind in den Schlaf hat sich der Dichter zum ewigen Schlummer geneigt, und die Natur schien gleichmütig zu bleiben, als eines ihrer kostbarsten Geschöpfe verging. Doch wie sein Leben ein Wunder war, größer als jene sinnfälligen, so werden von dem in den Tod Übergegangenen Auferstehungen ausgehen, und wir werden, wenn wir nun mit ihm umgehen, meinen, neben einem verklärten Leibe zu wandeln, der das Trübe der an ihn herangetragenen Affekte nicht mehr annimmt.

Digitized by Google

In dem Augenblick, da ein Leben zu Ende gelebt ist, ist es uns so zugänglich wie ein Bildwerk, das regungslos, doch voll verewigter Bewegung vor uns steht und über dem das Licht des Tages, das die Schatten regiert, nicht mehr waltet. Immer ist das Dasein des Dichters ein Sonderfall, und als solcher wird es von dem eigenwilligen Künstler von vornherein aufgefaßt. Er treibt sein Lebensschiff quer gegen den Wellengang der bürgerlichen Gesellschaft und kürzt sich damit den Weg zu sich selber und zu seinem Werk. Andere nehmen die Schutzfarbe ihrer Umgebung an und spinnen mit Hilfe dieser Mimikry heimlich ihr eigenes Leben. Ganz starke Geister schlagen ihre Mitwelt derartig in Bann, daß sie einen Geistesstaat im Staate bilden, und an ihrer fürstlichen Tafel wird eine unterschiedliche Menge satt. Einzelne haben früh das Ihre gesagt, verstummen bald für immer und gehen freundlich mit den anderen auf der breiten Landstraße weiter.

Keine dieser Haltungen ist im entferntesten Rainer Maria Rilke eigen gewesen. Er trieb keinen Widerstand, er bot sich seiner Zeit so offen und so verschlossen dar, wie immer ein gottgeschaffenes Geschöpf und sein ihm mitgegebenes Geheimnis sich zeigt. Das seine aber war so groß, sein Leben so ohne jeden Vergleich, daß man es am besten zu begreifen vermeint, wenn man annimmt, Gott habe ihn in herber Gnadenwahl erkoren, ein Hüter und Mehrer der Seele zu sein, und habe ihm aufgegeben, einen Dichter aus sich zu bilden, weil dieser einem solchen Werke am vollkommensten zu dienen vermöge. Der also Erwählte aber rief sich seinen Engel zu Hilfe, den mächtigen Engel alttestamentarischer Abkunft, rang mit ihm, ruhte im Schutze seiner Schwingen und las von seinem Angesicht die göttlichen Gebote. Fünf Dezennien Lebenszeit waren ihm gewährt, die Aufgabe zu vollenden.

Wenn ein Dichter zur Welt kommt, so pflegt kein Stern über dem Hause anzukünden, daß ihr etwas Großes wider-

Digitized by Google

fahren ist. Dunkel und unbeachtet sind seine Anfänge, und seine Kindheit setzt ihn meistens in das Unrecht. Er aber überschlägt von Anbeginn die Gewohnheit und das Gemeine und sammelt mit den Augen des Herzens, was tief in seiner Natur zubereitet als Dichtung aus ihr hervorgehen soll. Da mag ein dunkles und starkes Wehen sein, ein Steigen und Fallen innerer Gewalten und die Schattenbilder vieler Formen. Rainer Maria Rilke betrachtete sich ganz als den Verweser seiner zu so Kostbarem bestimmten Natur und sorgte, daß sie nie das Fälschende aufnähme, nie das Bequeme erführe, auch nicht vorübergehend das Flache einließe, dem Wesenlosen nachgäbe. Er hielt sie rein für das Gedicht, das eine Rechenschaft war. Diese konnte vollkommen aber nur dann abgelegt werden, wenn das Sein eine Dichtung, die Dichtung ein Sein würde. So verhielt er sich, beides zu verwirklichen, als hätte er ein Gelübde getan. Er schrieb, als er reif geworden, keinen Vers, der nicht ein eignes blutvolles Leben, losgelöst von ihm, führte, und er nahm in seinen Wandel nur das von der Welt auf, was Kunst werden konnte. Er verweilte, wo er Seele fand, wo keine war oder eine erloschene, da wandte er sich ab. Wie schlechte Schlacke ließ er liegen, was der Beseelung widerstrebte. Fromm hielt er dem steten und schmerzhaften Wachstum seines inneren Menschen stille.

Dieses strenge Wählen mußte ihm Opfer und Verzichte, mühsame Bindungen und eine große Einsamkeit auferlegen. Er hatte keine bleibende Statt auf dieser Erde und führte lange Jahre ein Wanderleben von Ort zu Ort. Und so wenig paßte Besitz zu diesem heiligen Dichtertum, daß er es gelassen hinnahm, als das Schicksal ihn noch von dem verlieren ließ, was er an ererbter und lieb gewordener Habe besaß. Doch das schwerer zu Bewältigende lag in seinem Inneren. Ohne Wegweiser ging er über die Erde; keine Arbeit, als die er sich selbst auftrug, fing ihn auf, wenn er in Unsicherheit verfiel. Kein Beruf, der des

Digitized by Google

Tages Inhalt mit Hilfe der vorigen von selbst herbeischafft, half ihm, kein Amt bedeckte seine Person, jeden Morgen bot er sich nackt und bloß seinem Genius. Dieses Schreiten in das Ungeebnete aber hatte Gefahren von bedrohlichster Art für ihn. Kam ihm das Wort nicht vom Munde, so wurde sein Dasein problematisch, zwitterhaft und jeder Mißdeutung ausgesetzt. Die Versuchung lag nahe, aus seichteren Quellen zu schöpfen und sie zu abseitigen Zwecken zu verwenden. Er ist ihr nicht ein einziges Mal erlegen und hat Gott angehangen, auch als dieser zehn Jahre Schweigens über ihn verhängte. Sprach er aber im Gedicht, so redete er wie in einem Auftrage, dessen Begründung ihn nichts, aber auch gar nichts anging. Seine Gedichte erschienen ihm wie Geschöpfe der Natur; — rechtfertigt man ein Tier oder einen Baum? Er hat wohl nie in seinem Leben eine Kritik seiner Arbeit gelesen, doch selbst die strengste an ihr geübt. Auf die große Leistung seines Lebens richtete er auch sein praktisches Verhalten bis in die kleinsten Verästelungen ein, und es war vorbeugende Sorge für sie, wenn er die bürgerliche Weisheit der Ordnung und Exaktheit auf das genaueste pflegte.

Die Treue gegen seinen Engel aber war die einzige, die voll zu üben dem Dichter erlaubt war, sie war voll Tragik für seine Freundschaft. Einmal lief doch das Gefäß, das er bis zum Rande mit Seele füllte, voll, und seine Liebe ging, nach seinem eigenen Ausdruck, in den Weltraum über. Wie für seinen Engel Lebende und Tote sich nicht sonderlich unterschieden, so schied er, der Verbrauchtem kein Recht zugestand, in scheinbarer Härte, das Lebendige von dem Toten je nach dem Maße, in dem der göttliche Odem in ihm stieg oder schwand. Nur scheu und ehrfürchtig deuten wir uns selbst an, was für Abschiede der Dichter erduldet haben mag: heiße Abschiede und solche klarer Art, als trennte sich reinlich Zelle von Zelle, solche, die eine wolkige Atmosphäre um das Überlebte schufen,

Digitized by Google

und die vielen geringen, die halb süß, halb leidend durchgegangen werden, nach einer flüchtigen Gemeinsamkeit, nach einem sommerlichen Dasein, das nie anders verstanden wurde, als wenn an einem hellen Tage Wolken eine Zeitlang zusammen am Himmel segeln. Denn wie frei und groß er sich auch darreichte, seines Bleibens war in keinem Zustande, und keiner bot für ihn und sein Werk Raum genug. Er war der stets Enteilende, der Andere der für sein Leben beschenkt Zurückbleibende. Ja, er fürchtete eine Verstrickung in das Dauernde so sehr, daß er sie wie eine Schuld floh und für sich wohl damit recht hatte, denn eines jeden Sünde sieht anders aus. Hing es damit zusammen, daß er so gern bei den Dingen ausruhte, weil sie ihm alle Freiheit ließen und dennoch, was er sich wünschte, gaben: die Stille und das Gleichnis?

In eine also angelegte Wesenheit hätte sich leicht ein härterer mönchischer Zug mischen können, doch lag das nicht im Sinne seiner Sendung. Denn damit die Schöpfung auf das reichste in ihn eingehen könne, war ihm eine außerordentlich sinnliche und seelische Sensibilität verliehen. Es gab kein Ding in der Welt, zu dem er nicht hinreichte, und hätte es, um zu seinem Kern zu dringen, der Überwindung mittelalterlicher Fernen und dichter Körperlichkeit bedurft. Er schwang mit dem tausendblättrigen Rund der Rose, das Zucken eines bekümmerten Gesichtes sprang auf das seine über, so wie die Impulse des fremden Herzens. An diese Bewegungen schlossen sich in großer Fülle verwandte Gesichte, so daß im Augenblick ein tiefer Innenraum in ihm entstand. In dem reinen Gefühl, das weder Groß noch Klein, weder Gut noch Böse, Schön und Häßlich kennt, weil es nicht benennt und sichtet und vor aller Ethik und allem Verstande liegt, in diesem war er recht zu Hause und ließ aus ihm seine unsäglich barmherzigen Gedanken hervorgehen.

Das Werk Rainer Maria Rilkes fing zart und scheu an. Zwar

Digitized by Google

fielen die stille Weichheit der Verse, ihre schimmernden Ränder und schwingende Bewegung schon früh auf, doch sah erst der von Späterem Belehrte eine Handschrift darin, die sich von jeder anderen unterschied. Die Gedichte reiften zu dem „Buch der Bilder" empor, aber zwischen ihm und dem „Stundenbuch" liegt ein so großer innerer Abschnitt, daß wir annehmen möchten, zu dieser Zeit wäre der Dichter seiner besonderen Berufung recht innegeworden, und es wäre ihm geschehen, wie den Propheten des Alten Bundes, die, nachdem sie Gott schon lange gedient hatten, eines Tages von ihm bei Namen gerufen wurden, so daß sie tief erschraken. Er bot sich Gott dar als Mensch in der höchsten Bereitschaft, er stellte sich in die imaginäre Mitte, wo der Geist noch nicht in die verschiedenen Künste auseinandergelegt ist, und er erkannte, daß dieser durch unzählige Öffnungen in den Stoff bricht und daß die Dichtung nur eine unter diesen vielen ist, freilich die einzig für ihn in Betracht kommende. So öffnete er die seine weit gegen das All. Sie war niemals in sich abgeschnürt, wie eine artistische Kunstübung es ist. Wenn sie an manchen Stellen gar zu sehr in das dichterische Sinnbild verwandelt erscheint, so mag man die Ursache darin erkennen, daß dem Dichter Strahlen des seelischen Spektrums zugänglich waren, die von anderen nicht mehr wahrgenommen werden. Sie wird auf der anderen Seite nie unbefestigt schwärmende Phantasie. Ihre Entwicklung ist nicht steil aufwärts gegangen, sondern in der Spirale.

Mit dem neuen Gesicht, das der Dichter bekommen, begab er sich als ein Begehrender unter die Dinge, wie er sie anzog und sie ihn riefen. Die Aufgabe verengte sich ihm scheinbar, denn sie bezog sich nun auf die einzelnen Manifestationen des Gottes, mit dem er im „Stundenbuch" so großen Umgang gepflogen. Zu einem Einsiedler kommt traulich das Reh und der Vogel, er mußte auf viel Einsamkeit halten, damit er gut lauschen könne. In diesen Jahren hat er lange und geduldig

Digitized by Google

unter den Dingen geweilt und ihr Vertrauen gewonnen, und er entdeckte, daß sie ihr eigenes, von uns unabhängiges, doch zu uns in steter Beziehung stehendes Leben führen. Nun entwickelt sich in seinem Werk ein großartiger, mit dem Herzen gedachter Pantheismus. Er fand die Seele anderen und zahlreicheren Körpern anhaftend, als man es bis dahin zu sehen fähig war, und er erschaute eine ungeheure Jakobsleiter ihrer Abstufungen. In dem anonymen Gerät einer unbekannten Vergangenheit sah er abgelagerte Seele, so verschlossene Komplexe, wie ein Panther, ein Ball, ein Park darstellen, so entrückte Willen wie die des biblischen Saul und des mittelalterlichen Alchimisten taten sich dem Demütigen willig auf, und er verlieh ihnen eine erhöhte Stellung im Weltall und wies überall Verwandtschaften auf, die vordem ungekannt waren. Eine große Verständigung der lebenden und stummen Dinge unter- und miteinander brach an. Er selbst legte sich, wie der heilige Franziskus, zu den Aussätzigen und ging zu den Irren und zu den alten Frauen in Paris mit ihrem schlechten Äußeren. Wie er einst gelobt, die armen Worte, die im Alltag darben, zu erlösen, so zog er hier dessen dunkle und schmerzhafte Leiden an das Licht und schüttete das Gold und Silber seiner dichterischen Güte reichlich über sie. Doch so sehr ergriffen diese Wanderungen den Mit-Leidenden, und so groß war das Gewicht des Mittragens aller dieser Lasten, daß er darüber wehrlos wurde. Von dieser Wehrlosigkeit steht viel in den „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" zu lesen. Sie reden von dem schweren Auszug eines jungen Menschen in die voll verantwortete eigene Lebensform, wie er die äußere Welt immer in eine innere auflöst und neu zusammensetzt und wie ihm diese wieder in eine übersinnliche übergeht.

Aus dem inneren Drama fließt überhaupt für diesen Dichter alles, auch die zarteste Lyrik. In den Verkleidungen der Schüchternheit, in Äußerungen, deren Wesen dem, der sie tat,

Digitized by Google

so ungedeutet blieben wie der Sinn seines Spiels dem Kinde, erkannte er es und hob es liebevoll in das Gedicht. Er wußte um die Schwermut unter einer königlichen Stirn, aus der die verlorene Schlacht und das verlorene Land hervorgeht, und um die erregte Hand dessen, der jenes Porträt aus dem Gedächtnis nachschuf. Er hob das zarte Gekräusel einer Spitze auf und sah das fromme Zimmer dazu, das der Wintertag noch eben erhellte, und wie die Finger unversehens in die Stikkerei die Eisblumen am Fenster einbanden, die ungelebten Abbilder lieblich gelebter Leben. So stellte er sich an die stillsten Stellen des Herzens und fand gerade hier den Beginn großen Geschehens.

Es bezog sich aber die Wirkungskraft dieser auserwählten Natur nicht nur auf sein Kunstwerk, sie wußte auch die Mitlebenden aufzurühren. Von ihrem ungeheuren Antrieb gezogen, brachen Emanationen der Seele wie Winde aus der Luft und strömten ihm zu. Bedeutende Menschen gleichen Geistern, die in der ihnen eigenen Form durch alle Materie ihrer Zeit dringen. Sie errichten ein eigenes Geisterreich, das den Ungläubigen gespenstisch, den Vertrauten aber als die höchste Heimat erscheint. Die dem Genius Zugeborenen der gleichzeitigen und der späteren Geschlechter sehen sich plötzlich gedeutet, ihr Chaos ist geformt, Irrendes zur Ruhe gebracht, was absonderlich erschien, wird natürlich. Sie werden die Seinen bleiben je und je, die ihm eigene kleine Familie, und sein Werk bleibt in seiner reinsten Form auf sie beschränkt. Aber vielfach verändert und in das geistige Leben der Nation einwachsend, kreisen seine Gedanken bald im Blute der Zeit.

Alle Gedichte dieser fruchtbaren dritten Periode haben einen Hintergrund in eine große und dunkle Tiefe hinein und scheinen ein Wissen zu tragen, das ganz zu offenbaren dem Dichter noch nicht gestattet war. Aber die Zeit kam. Zurückbiegend zu der Linie des „Stundenbuches", doch er-

Digitized by Google

haben über ihm lagernd, überwölben die „Elegien" sein ganzes früheres Werk als sein größtes Bekenntnis, als eines der größten Bekenntnisse wohl aller Literaturen. In kolossalem Gange schreiten die Rhythmen, und es dichten die Einsichten dieses wie aus einer einzigen Vision heraus gelebten Lebens sich zusammen, wie ein Wunder die Zeit und den Raum zusammenballen mag. Er wurde der Mund seiner Entelechie. Große Dichter treffen der Natur immer gleichsam mitten in das Schwarze, so daß Wirklichkeiten, die da schliefen, darüber erwachen. Auch die Stellen des Gedichtes, die zu einem sagbaren Äußersten vorgetrieben sind, sind nur ein Stück erschütterter Natur, freilich einer, über die es wie Wolkenschatten jenseitiger Himmel streicht. Nun erhält die Qual der in den Weltplan eingezwängten Kreatur einen Namen, nun bekennt der Dichter der Elegien sich auch zu ihrer Herrlichkeit. Eigentlich zum ersten Male ganz. Denn er wollte, ein von den Leiden der Welt Überwältigter, das Glück nicht kennen, bevor er die Schwermut verstand, wollte es nicht kennen, ehe er nicht sicher war, daß es ihm nicht in den Genuß abglitt. Nun durfte er sich des schwer errungenen Rechtes freuen, es zu preisen, und die Schönheit, und den Glanz. Er hatte längst verlernt, über ihre Lagerung im göttlichen Willen zu rechten, und er erahnte, daß auf seraphischen Feldern der Tag und die Nacht, der Schein und die Wahrheit sinnvoll zu einer Garbe zusammengebunden seien. Die Verse, welche davon reden, sind wie in Licht getaucht, ein feuriger Atem entströmt ihnen, sie stürmen strahlenden Sonnenrossen gleich vorwärts, die der Lenker kaum zu zügeln vermag. Was Mystiker unaussprechlich nannten, der Dichter zwang es in die Sprache hinein, denn wie mit Blitzen, die die Worte durchschlagend zusammenschweißen, traf er sie. Die Vollendung dieser mit seinem Herzblut genährten, unter vielen Schmerzen ausgetragenen „Elegien" machte erst den Sinn dieses mühsamen Pilgerlebens vollkommen, sie waren sein

Digitized by Google

ekstatischer Lohn, seine unirdische Erfüllung. Er begriff es tief und verhielt sich wie ein Gesegneter. Ihm selbst unerwartet, wie eine neue Bewegung aus einem schon im Schwunge befindlichen Körper heraus entfließen ihm dann die „Sonette an Orpheus", die dem Ausbruch in den „Elegien" folgen, wie einem Gewitter ein letzter Sommertag, der doch schon von herbstlicher Klarheit erfüllt ist. Solche Farbenglut, solche reife Heiterkeit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre hatten die Gedichte bisher noch nicht gespendet. War es ein mildes Gliederlösen nach großer Arbeit, oder zeigte sich eine neue Wendung im Werke an?

Hier wie in den „Elegien" sind Wege, die über das Wort noch hinausführen. Denn er war, für uns alle, gewesen, wo niemand vordem war, und auf seinen letzten Dichtungen liegt der Abglanz eines Gesichtes, das sein Leuchten verhüllen muß. Die Geheimnisse, die zu sagen ihm gegeben waren, verlieren sich zuletzt in einem bergenden Dunkel und weiter im Tode. So nahe hat der Tod dem Dichter immer gestanden, und so sehr hat er ihm das Maß für alles Lebendige bedeutet, daß man annehmen möchte, sein Engel sei aus der tieferen Strömung des Lebens aufgestiegen, als die er den Tod auffaßte. Viel und frühe ging er ja mit den Abgeschiedenen um, daß sie ihn weiterwiesen und reich machten, da sie die große Leistung, als die er das Scheiden ansah, schon bestanden hatten. Wer möchte sich unterfangen, auszudenken, wie der eigene Tod sich an dieses Leben angesetzt hat, und wie die Gottheit ihr zurückkehrendes Kind empfangen haben mag?

Den vielen aber, die um ihn trauern, gelingt es kaum, den Dichter aus den tiefen und kostbaren Zusammenhängen zu lösen, in denen er ihnen so lange geliehen war, und sich dareinzufügen, daß die Seele ihre Geschichte fortsetzt, ohne daß er sie verwalte und deute. Doch wie sonst Zurückbleibende eines Lebens erst ganz inne werden, wenn es abgelaufen ist,

Digitized by Google

aber anders als die, die meinen dürfen, sie hätten das ihre dafür getan, können wir dem Genius nie begleichen, was wir ihm schulden. Dennoch war die große Verehrung, die ihm dargebracht wurde, ein gutes Bemühen, und freundlich sind die letzten Bilder seines äußeren Lebens. Schweizer Freunde hatten ihm auf dem Berge eine Wohnstätte hergerichtet, so frei und schön, wie sie einem Dichter nur wohlgefallen kann. Dort pflegte er im Sommer seiner Rosen und erntete im Herbst im eigenen Garten den Wein, den dieses Nord und Süd so glücklich in sich zusammenfassende Tal hervorbringt. Im Winter stürmten die Winde um den Turm, und der Schnee der großen Landschaft, die er im Vers abbildete, leuchtete in sein Zimmer. Hier konnte sich in voller Stille und Andacht mit Hilfe der Berge, die unerschöpflich gleichnisreich ihn umgaben, die heilige Handlung des Dichtens vollziehen. Seine Tage schienen sich an sein Werk so rein anzuschließen, wie es immer schon sein Wesen getan, denn zwischen diesen beiden gab es ja niemals einen Sprung.

Unvergänglich sind die Werke, vergänglich das Wesen, und verloren für immer die erlauchten Gebilde, die ein Plato, Christus und Goethe mit ihrer Person schufen. Unermeßlich beschenkten sie ihre Mitlebenden mit ihnen als mit einer Dichtung, deren Mittel das Auge, die Stimme und die Geste der mitredenden Hand bilden, und die so göttlich war wie ihr anderes Werk. Wer vermöchte auch von der geheimnisvollen Erscheinung Rainer Maria Rilkes einen zureichenden Begriff zu geben dem, der sie nicht selber erfuhr? Es war, als ob ein transzendentales Wesen in ihn hineinschiene und -schattete, das feierlicher und größer, wissender und verschweigender war, als ein irdisches je sein kann. Und man empfand dieses um so mehr als durchlässig, weil sein leichter Körper eher wie eine zusammengefaßte, in der Stirn voll zum Ausdruck kommende Kraft, denn als leibliche Masse wirkte. Er besaß die Über-

Digitized by Google

legung desjenigen, dessen Aufgabe stets mächtiger ist als die Gegenwart und ihre Vorgänge, doch wurde diese ihm dadurch nicht entwertet. Niemand griff kindlicher nach dem Augenblick als er und bemächtigte sich sicherer einer Lage an der Stelle, wo sie genial erlebt werden konnte. Gütig ließ er andere in seinem größeren Selbst ausruhen und an sich reifen. So glitt er durch manches beunruhigte Leben wie der süße Duft eines gesegneten Baumes durch ein vielfach verstelltes Zimmer wehen mag und den Blick hinauszieht. Er dichtete sich Menschen um, und sie trieben sich um seinetwegen empor, so konnte es nicht ausbleiben, daß er viele Enttäuschungen erlitt. Auf der anderen Seite aber war ihm eine Blumenhand für das Wachstum des Gemütes eigen, und seine Art war so überschwenglich verpflichtend, daß jeder sich bemühte, ihm mit dem seinen zu danken. Und wenn er seinen Umgang fast nur in Feierkleidern sah, die ihm zu Ehren angelegt wurden, so zeigte sich doch darin der Wille zu einem innerlichen Sonntag, den er bestimmt hatte. Was einen metaphysischen Glanz über ihn breitete, war auch, daß er den Zweck nicht kannte. Statt des Hinstrebens zu ihm kannte er die Unendlichkeit, sie war in allen seinen Worten und Werken und statt des erreichten Zieles das ruhevolle Da-Sein. Es schienen sich in ihm Ähnlichkeiten aus solchen Epochen zusammenzuziehen, die ihr Tiefstes und Wertvollstes in der seelischen Leistung gegeben hatten. Er konnte wie der heilige Hieronymus im Gehäus wohnen, und er näherte sich dem romanischen Menschen in seiner unbestrittenen Stille. Sein Verhalten zu Frauen glich dem zarten Marien- und Minnedienst des Rittertums, und den Romantikern war er wesensverwandt. Romantisch war auch seine Neigung für alte Schlösser und altes Blut. Ganze Jahrhunderte indes standen ihm durchaus fern, und auch unserer verhasteten Zeit sah er mit beinah heftigem Widerwillen zu. Freilich stellte er sich äußerlich nicht in Gegensatz zu ihr, und er war alles andere als weltfremd,

Digitized by Google

doch um so zäher und unbeirrter zog er den Faden für das Gewebe seines Lebens aus seinem eigenen Fleisch und Blut. Wenn er die Umgangsformen des Aristokraten gebrauchte, die seinem Wesen am besten entsprachen, so bediente er sich damit nur des ererbten Gutes früherer Zeiten. Die einzige Gabe aber, die die unsere ihm aus ihrem Besitze reichen konnte, und die er ihr wirklich dankte, waren die Frauen.

Wenn er vorlas und seine eigene Dichtung nun so laut wurde, wie sie gemeint war, so drängte sich dem Hörer eine Vorstellung auf, die in der menschlichen Geistesgeschichte so oft vorkommt, daß sie typisch für sie zu sein scheint: ein Ewiges steigt vom Himmel hernieder, geht eine Verkörperung ein und kehrt in die größere Heimat zurück. So holt der Dichter ewige Gedanken aus dem Äther, sie nehmen Besitz von dem Leib der Sprache, doch bleiben sie nicht an ihn gebunden, sondern wandern in die große Menschheit aus.

Der Dichter, der über Europa berühmt war und seinen Ruhm nur in Gott suchte, ruht hoch über dem Tal neben einem Kirchlein, um das sich die Höhe der Berge für den Blick zusammenschließt, daß es aussieht, als läge sein Grab in gleicher Ebene mit ihnen. Jeder Sonnenstrahl wird es berühren, und Rosen, die er so sehr liebte, werden darauf blühen. Seinen Gang durch unsere Zeit bis zu dieser Ruhestätte hin wird man bald ansehen, wie die Entwicklung jenes Falters, die einen anderen Dichter so sehr ergriff, daß er sie einer Lichtspur verglich, die in unbeschreiblicher Schöne aus dem Dunkel hervortretend von einem fernen Stern gesendet schien.

* * *

Digitized by Google

REGINA ULLMANN

DER DICHTER

O wie schön.
Sieh, den Raum
zwischen Erd und Himmel
gibt es nicht.
Jede Silbe,
die du sprachest,
stand im Licht.
Hast du noch die Wälder
nicht gesehen,
die du schufest?
Mühlen gehn voll Macht,
schaufeln durch die Winde.
Herden stehn
wie Felder still,
deren leises Wellen
wir nicht sehen.
Alles streift den Himmel,
wie es will.
Flügelrauschen,
Schatten auf der Heide.
Altern Bäume,
Wind verjüngt.
Wind fiedert weich
sich zum Vogelkleide.
Frucht reift auf
zum Mahl.
Ist ein Ding auch Stein,
hats doch Weite,
ründet sich und bleibt,
deinem Wort bereit
in Ewigkeit.

Digitized by Google

DIE HANDSCHRIFT DES DICHTERS

Digitized by Google

Digitized by Google

XVIII.

„Hast du vergessen, dass du mein Tag bist für einen Tag? Was verlässt du mich? Dein weisses Kleid gibt mir ein Rast –"
„Rührt dich mein rauher Rock?"
Und da fragt er so als ob ein Kind oder Mutter wäre.
„Hast du Heimweh?" lächelt die Gräfin.
— — —
Aber es ist nur, weil das Leinen ihm von den Schultern gefallen ist, dieses weiche warme Kleid. Erinnert hat es fortgerissen:
„Du?" fragt er groß mit neuer Stimme und staunt:
„Du". Und steht da, jünglingsnackt im Gestühl, nun, schlank.

XIX.

Langsam verlischt das Schloss. Alle sind müde oder verliebt oder trunken. Nach so vielen Leeren müssen Feldmässen: Betten. Breite sinken Betten. Da betet jedes anders als in der flammigen Fürsteigenschaft, die einen immer an das Grab gemahnt. „Herr, wie du willst!" Kürzer sind die Gebete im Bett. Aber inniger.

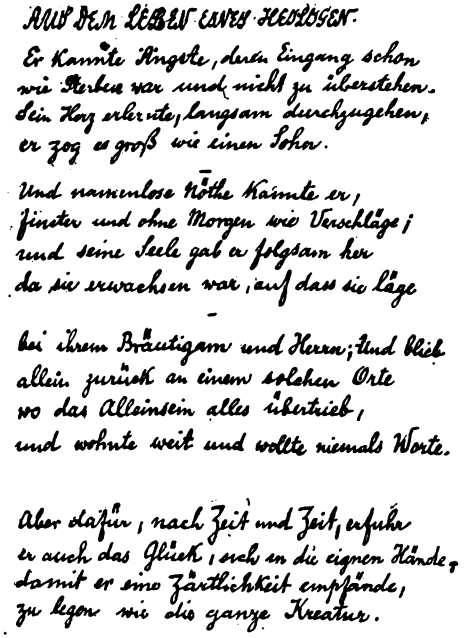
XX.

Sie haben das Licht in die Schmerzbrüche gerettet. In den Augen haben sie's mitgebracht, in den nichtgesagten Worten, in dem dunkeln Schoss ihrer Sehnsucht. Und es entfaltet sich jetzt. Sie berühren sich ins Gesicht mit ihren Lächeln. Sie betasten sich wie Blinde, die sich erkennen; sie packen sich wie Kinder die Angst haben vor der Nacht. Aber sie fürchten sich nicht. Sie müssen nicht von Gestern und denken nicht an ein Morgen. Die Zeit ist eingeschnürt. Und sie blühen breit über den Traumrand. Sie fragen einander nicht,
noch sie „wie heisst du?"; sie haben sich ja gefunden, um sich nun Namen zu geben, alle die ihnen einfallen aus Gesichten, aus Erinnern, in hundert Sprachen –

Aus der ersten Niederschrift der „Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke"

Digitized by Google

Digitized by Google


AUS DEN LEBEN EINES HEILIGEN.

Er kannte Kinder, deren Eingang schon
wie Perlen war und nicht zu übersehen.
Sein Herz erlernte, langsam durchzugehen,
er zog es groß wie einen Sohn.

Und namenlose Nöthe kannte er,
finster und ohne Morgen wie Verschläge;
und seine Seele gab er folgsam her
da sie erwachsen war, auf dass sie läge

bei ihrem Bräutigam und Herrn; und blieb
allein zurück an einem solchen Orte
wo das Alleinsein alles übertrieb,
und wohnte weit und wollte niemals Worte.

Aber dafür, nach Zeit und Zeit, erfuhr
er auch das Glück, sich in die eignen Hände,
damit er eine Zärtlichkeit empfände,
zu legen wie die ganze Kreatur.

Eine Seite aus der ersten Niederschrift der „Neuen Gedichte“
(Originalgröße)

Digitized by Google

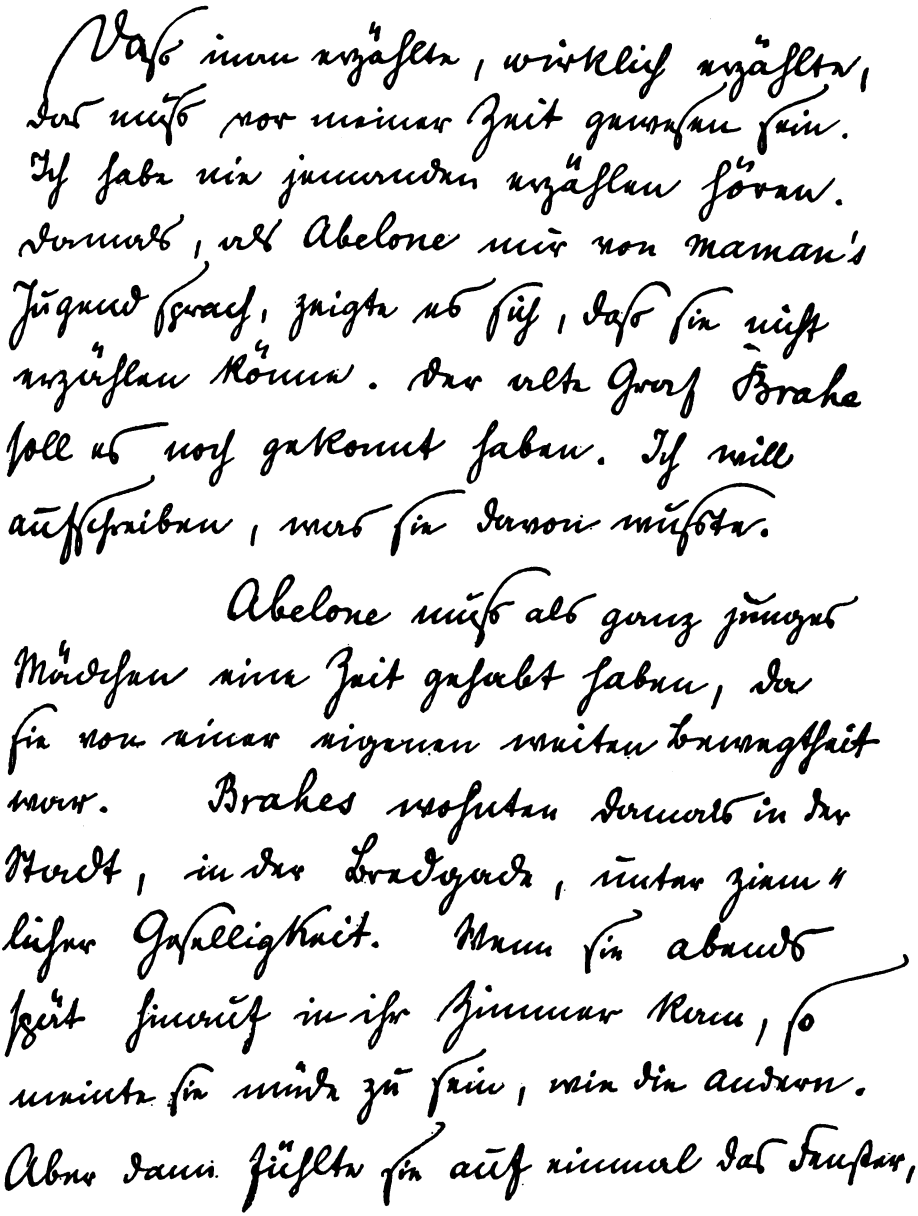
Digitized by Google

der uns so nöthig hat, weil wir ihm leben,
und dem wir nirgends näher sind als hier.
Dies alles war dein Gut und deine
Feindschaft;
du hast es oft geahnt; dann aber hat
das Hohle jener Formen dich geschreckt,
du griffst hinein und schöpftest Leere und
beklagtest dich. — O alter Fluch der Dichter,
dich sich beklagen, wo sie sagen sollten,
die immer urtheiln über ihr Gefühl
statt es zu bilden; die noch immer meinen,
was traurig ist in ihnen oder froh
das wüssten sie und dürften's im Gedicht
bedauern oder rühmen. Wie die Kranken
gebrauchen sie die Sprache voller Wehleid,
um zu beschreiben, wo es ihnen wehthut,
statt hart sich in die Worte zu verwandeln
wie sich der Steinmetz einer Kathedrale
verbissen umsetzt in des Steines Gleichmuth.

Eine Seite aus dem „Requiem auf den Grafen Kalckreuth"

Digitized by Google

Digitized by Google



Eine Seite aus den „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“

Digitized by Google

Digitized by Google

Sowieviel Kinder Druckstein. Lasst die Rose
nur jedes Jahr zu seinen Gunsten blühn.
Denn Orpheus ists. Kein Metamorphose
ist Drum und Dran. Wir sollen uns nicht mühn

um andre Namen. Ein für alle Male
ist Orpheus wenn er singt. Er kommt und geht.
Ist nicht schon viel, wenn er die Rosensaale
um ein paar Tage manchmal überlebt?

O wie er schwindet, wenn ihr begreift!
Und wenn ihn selbst auch bangte, dass er schwände.
Indem sein Wort das Hiersein überreift
ist er schon dort, wohin ihr nicht
ihr Keiner begleitet.
Der Leier Gitter zwängt ihm nicht die Hände.
Und er gehorcht, indem er überschreitet.

Aus den „Sonetten an Orpheus“

Digitized by Google

Digitized by Google

Daß ich dränge, an den Ausgang der grimmigen
Jubel und Klage, worein jedes lebende sich verliert,
daß von der klar gerufenen Dämmrung das Sternbild
meiner Stärke mir aufgehe, zweifelnder oder
wissender Saiten. Daß mich mein strömendes Antlitz
glänzender mache; daß das unscheinbare Weinen
blühe. O wie ward ich dann, Nächte, mir lieb sein,
gesammte. Daß ich euch Schwestern nicht, entrötliche Hyazinthen-
stauden,
Himmel, nicht in mein gelöstes
Haar mich gelöster ergab. Wir, Vergänder der
Schmerzen.
Wie wir sie absehn voraus, in die traurige
Dauer,
ob sie nicht enden vielleicht. Sie aber sind ja
unser winterwähriges Laub, unser dunkles Immergrün,
eine der Zeiten des heimlichen Jahres —, nicht nur
Zeit —, sind Stall, Eindrängung, Lager, Bordell, Asyl und Ort.

Schrecklich, wie fremd sind die Gassen der Leid-Stadt,
wo in der falschen, aufs Übertönung gemachten

Digitized by Google

Digitized by Google

RAINER MARIA RILKE

GEDICHTE AUS DEM NACHLASS

Aus den Gedichten an die Nacht

I

HEBEND die Blicke vom Buch, von den nahen zählbaren Zeilen
in die vollendete Nacht hinaus:
O wie sich sternegemäß die gedrängten Gefühle verteilen,
so als bände man auf
einen Bauernstrauß:

Jugend der leichten und neigendes Schwanken der schweren
und der zärtlichen zögernder Bug —.
Überall Lust zu Bezug und nirgends Begehren;
Welt zu viel und Erde genug.

II

Gedanken der Nacht, aus geahnter Erfahrung gehoben,
die schon das fragende Kind mit Schweigen durchdrang,
langsam denk ich euch auf —, und oben, oben
nimmt euch der starke Beweis sanft in Empfang.

Daß ihr seid, ist bejaht; daß hier, im gedrängten Behälter,
Nacht, zu den Nächten hinzu, sich heimlich erzeugt.
Plötzlich: mit welchem Gefühl, steht die unendliche, älter,
über die Schwester in mir, die ich berge, gebeugt.

III

Hinhalten will ich mich. Wirke. Geh über,
so weit du vermöchtest. Hast du nicht Hirten das Antlitz
größer geordnet, als selbst in der Fürstinnen Schoß
unaufhörlicher Könige Herkunft und künftige Kühnheit
formten den krönlichen Ausdruck? Wenn die Galionen

Digitized by Google

in dem staunenden Holz des stillhaltenden Schnitzwerks
Züge empfangen des Meerraums, in den sie stumm drängend
hinausstehn:
oh, wie sollte ein Fühlender nicht, der *will*, der sich aufreißt,
unnachgiebige Nacht, endlich dir ähnlicher sein.

*

Die spanische Trilogie

AUS dieser Wolke, siehe: die den Stern
so wild verdeckt, der eben war — (und mir),
aus diesem Bergland drüben, das jetzt Nacht,
Nachtwinde hat für eine Zeit — (und mir),
aus diesem Fluß im Talgrund, der den Schein
zerrißner Himmels-Lichtung fängt — (und mir);
aus mir und alledem ein einzig Ding
zu machen, Herr: aus mir und dem Gefühl,
mit dem die Herde, eingekehrt im Pferch,
das große dunkle Nichtmehrsein der Welt
ausatmend hinnimmt —, mir und jedem Licht
im Finstersein der vielen Häuser, Herr:
ein Ding zu machen; aus den Fremden, denn
nicht *einen* kenn ich, Herr, und mir und mir
ein Ding zu machen; aus den Schlafenden,
den fremden alten Männern im Hospiz,
die wichtig in den Betten husten, aus
schlaftrunknen Kindern an so fremder Brust,
aus vielen Ungenaun und immer mir,
aus nichts als mir und dem, was ich nicht kenn,
das Ding zu machen, Herr Herr Herr, das Ding,
das welthaft-irdisch wie ein Meteor
in seiner Schwere nur die Summe Flugs
zusammennimmt: nichts wiegend als die Ankunft.

*

Digitized by Google

Warum muß einer gehn und fremde Dinge
so auf sich nehmen, wie vielleicht der Träger
den fremdlings mehr und mehr gefüllten Marktkorb
von Stand zu Stand hebt und beladen nachgeht
und kann nicht sagen: Herr, wozu das Gastmahl?

Warum muß einer dastehn wie ein Hirt,
so ausgesetzt dem Übermaß von Einfluß,
beteiligt so an diesem Raum voll Vorgang,
daß er gelehnt an einen Baum der Landschaft
sein Schicksal hätte, ohne mehr zu handeln.
Und hat doch nicht im viel zu großen Blick
die stille Milderung der Herde. Hat
nichts als Welt, hat Welt in jedem Aufschaun,
in jeder Neigung Welt. Ihm dringt, was andern
gerne gehört, unwirtlich wie Musik
und blind ins Blut und wandelt sich vorüber.

Da steht er nächtens auf und hat den Ruf
des Vogels draußen schon in seinem Dasein
und fühlt sich kühn, weil er die ganzen Sterne
in sein Gesicht nimmt, schwer —, o nicht wie einer,
der der Geliebten diese Nacht bereitet
und sie verwöhnt mit den gefühlten Himmeln.

* *

Daß mir doch, wenn ich wieder der Städte Gedräng
und verwickelten Lärmknäul und die
Wirrsal des Fahrzeugs um mich habe, einzeln,
daß mir doch über das dichte Getrieb
Himmel erinnerte und der erdige Bergrand,
den von drüben heimwärts die Herde betrat.
Steinig sei mir zumut
und das Tagwerk des Hirten scheine mir möglich,

Digitized by Google

wie er einhergeht und bräunt und mit messendem Steinwurf
seine Herde besäumt, wo sie sich ausfranst.
Langsamen Schrittes, nicht leicht, nachdenklichen Körpers,
aber im Stehn ist er herrlich. Noch immer dürfte ein Gott
heimlich in diese Gestalt und würde nicht minder.
Abwechselnd weilt er und zieht, wie selber der Tag,
und Schatten der Wolken
durchgehn ihn, als dächte der Raum
langsam Gedanken für ihn.

Sei er wer immer für euch. Wie das wehende Nachtlicht
in den Mantel der Lampe stell ich mich innen in ihn.
Ein Schein wird ruhig. Der Tod
fände sich reiner zurecht.

*

„MAN muß sterben, weil man sie kennt." Sterben
an der unsäglichen Blüte des Lächelns. Sterben
an ihren leichten Händen. Sterben
an Frauen.

Singe der Jüngling die tödlichen,
wenn sie ihm hoch durch den Herzraum
wandeln. Aus seiner blühenden Brust
sing er sie an:
Unerreichbare. Ach, wie sie fremd sind.
Über den Gipfeln
seines Gefühls gehn sie hervor und ergießen
süß verwandelte Nacht ins verlassene
Tal seiner Arme. Es rauscht
Wind ihres Aufgangs im Laub seines Leibes. Es glänzen
seine Bäche dahin.

Aber der Mann
schweige erschütterter. Er, der

Digitized by Google

pfadlos die Nacht im Gebirg
seiner Gefühle geirrt hat:
schweige.
Wie der Seemann schweigt, der ältere,
und die bestandenen
Schrecken spielen in ihm wie in zitternden Käfigen.

*

An den Engel

STARKER, stiller, an den Rand gestellter
Leuchter: oben wird die Nacht genau.
Wir vergeben uns in unerhellter
Zögerung an deinem Unterbau.

Unser ist: den Ausgang nicht zu wissen
aus dem drinnen irrlichen Bezirk,
du erscheinst auf unsern Hindernissen
und beglühst sie wie ein Hochgebirg.

Deine Lust ist über unserm Reiche,
und wir fassen kaum den Niederschlag;
wie die reine Nacht der Frühlingsgleiche
stehst du teilend zwischen Tag und Tag.

Wer vermöchte je dir einzuflößen
von der Mischung, die uns heimlich trübt,
du hast Herrlichkeit von allen Größen,
und wir sind am Kleinlichsten geübt.

Wenn wir weinen, sind wir nichts als rührend,
wo wir anschaun, sind wir höchstens wach,
unser Lächeln ist nicht weit verführend,
und verführt es selbst, wer geht ihm nach?

Irgendeiner. Engel, klag ich, klag ich?
Doch wie wäre denn die Klage mein?

Digitized by Google

Ach, ich schreie, mit zwei Hölzern schlag ich,
und ich meine nicht, gehört zu sein.

Daß ich lärme, wird an dir nicht lauter,
wenn du mich nicht fühltest, weil ich bin.
Leuchte, leuchte! Mach mich angeschauter
bei den Sternen. Denn ich schwinde hin.

*

DU im voraus
verlorne Geliebte, Nimmergekommene,
nicht weiß ich, welche Töne dir lieb sind.
Nicht mehr versuch ich, dich, wenn das Kommende wogt,
zu erkennen. Alle die großen
Bilder in mir, im Fernen erfahrene Landschaft,
Städte und Türme und Brücken und un-
vermutete Wendung der Wege
und das Gewaltige jener von Göttern
einst durchwachsenen Länder:
steigt zur Bedeutung in mir
deiner, Entgehende, an.

Ach, die Gärten bist du,
ach, ich sah sie mit solcher
Hoffnung. Ein offenes Fenster
im Landhaus —, und du tratest beinahe
mir nachdenklich heran. Gassen fand ich, —
du warst sie gerade gegangen,
und die Spiegel manchmal der Läden der Händler
waren noch schwindlig von dir und gaben erschrocken
mein zu plötzliches Bild. — Wer weiß, ob derselbe
Vogel nicht hinklang durch uns
gestern, einzeln, im Abend?

*

Digitized by Google

Es winkt zu Fühlung fast aus allen Dingen,
aus jeder Wendung weht es her: Gedenk!
Ein Tag, an dem wir fremd vorübergingen,
entschließt im künftigen sich zum Geschenk.

Wer rechnet unseren Ertrag? Wer trennt
uns von den alten, den vergangnen Jahren?
Was haben wir seit Anbeginn erfahren,
als daß sich eins im anderen erkennt?

Als daß an uns Gleichgültiges erwarmt?
O Haus, o Wiesenhang, o Abendlicht,
auf einmal bringst dus beinah zum Gesicht
und stehst an uns, umarmend und umarmt.

Durch alle Wesen reicht der eine Raum:
Weltinnenraum. Die Vögel fliegen still
durch uns hindurch. Oh, der ich wachsen will,
ich seh hinaus, und in mir wächst der Baum.

Ich sorge mich, und in mir steht das Haus.
Ich hüte mich, und in mir ist die Hut.
Geliebter, der ich wurde: an mir ruht
der schönen Schöpfung Bild und weint sich aus.

*

Manchen ist sie wie Wein, der das Glänzen des Glases
herrlich hinzunimmt in sein innres Geleucht,
andere atmen sie ein wie die Blüte des Grases,
oder sie schwindet vor ihnen, verfolgt und verscheucht.

Vielen erneut sie das heimliche Hören und steigert
jeden Anklang an sie der geklärten Natur.
Schmähe sie keiner, dem sie sich scheinbar verweigert,
der nur den Raum ihrer Wohnung erfuhr;

Digitized by Google

ja nur das Tor, den Bogen, den plötzlich bekränzten,
ja nur den Weg, von dessen Biegung es heißt,
daß sie die letzte sei vor dem immerbeglänzten
Haus, wo die Herzen, getränkt und gespeist,

stark sind und sicher. Wo sie das sind, was sie meinten,
wenn sie verlangten nach Tag und Ertrag
und aus langen, verlorenen oder verweinten
Nächten aufschlugen mit schrecklichem Schlag.

Denn auch jene, nichts als sich Sehnenden leisten,
nur unscheinbar verteilter, den ganzen Bezug;
ihre stark glänzenden Herzen umkreisten
Welten aus Nacht in vollendetem Bug.

* * *

Digitized by Google

RAINER MARIA RILKE

Widmung in ein Exemplar des Stunden-Buchs

An Karl von der Heydt
meinem und meiner Arbeit liebem Freunde
dankbar zugeschrieben,
da ich seine Worte vom „Stunden-Buch" gelesen hatte.

So will ich gehen, schauender und schlichter,
einfältig in der Vielfalt dieses Scheins;
aus allen Dingen heben Angesichter
sich zu mir auf und bitten mich um eins:

um dieses unbeirrte Gehn und Sagen
und darum: nicht zu ruhn, ich fühlte denn
mein Herz in einem Turme gehn und schlagen:
so nah den Nächten, so vertraut den Tagen,
so einsam weit von jedem, den ich kenn;

und doch so wie die Stunde, welche schlägt,
an Tausendem, das lautlos sich verwandelt,
teilnehmend — und mit Tausendem, das trägt,
mittragend — und mit Einem, welcher handelt,
mithandelnd, leise von ihm miterwägt...

Unsäglich Schweres wird von mir verlangt.
Aber die Mächte, die mich so verpflichten,
sind auch bereit, mich langsam aufzurichten,
so oft mein Herz, behängt mit den Gewichten
der Demut, hoch in ihren Händen hangt.

Meudon-Val-Fleury, am 6. Januar 1906

*

Digitized by Google

RAINER MARIA RILKE AN SEINEN VERLEGER

ÜBER DIE BEENDIGUNG DER „DUINESER ELEGIEN"

Château de Muzot
s/ Sierre (Valais) Schweiz
am Abend (spät)
des Neunten Februar [1923]

Mein lieber Freund,

spät, und ob ich gleich kaum mehr die Feder halten kann, nach einigen Tagen ungeheuern Gehorsams im Geiste —, es muß ..., I h n e n muß es noch heute, jetzt noch, eh ich zu schlafen versuche, gesagt sein:

ich bin überm Berg!

Endlich! Die „Elegien" sind da. Und können heuer (oder wann sonst es Ihnen recht sein mag,) erscheinen. Neun große, vom Umfang etwa der Ihnen schon bekannten; und dann ein zweiter Teil, zu ihrem Umkreis Gehöriges, das ich „Fragmentarisches" nennen will, einzelne Gedichte, den größeren verwandt, durch Zeit und Anklang.

So.

Lieber Freund, jetzt erst werd ich atmen und, gefaßt, an Handliches gehen. Denn dieses war Überlebensgroß —, ich habe gestöhnt in diesen Tagen und Nächten, wie damals in Duino, — aber, selbst nach jenem Ringen dort —, ich habe nicht gewußt, daß ein s o l c h e r Sturm aus Geist und Herz über einen kommen kann! Daß mans übersteht! Daß mans übersteht.

Genug, es ist da.

Ich bin hinausgegangen, in den kalten Mondschein und habe das kleine Muzot gestreichelt wie ein großes Tier —, die alten Mauern, die mirs gewährt haben. Und das zerstörte Duino.

Digitized by Google

Das Ganze soll heißen:
Die Duineser Elegien.
Man wird sich an den Namen gewöhnen. Denk ich.

. . . . . .

Daß Sie dies ... begrüße, wenn Sie ... zurückkehren.

Ihr Rilke.

* * *

RUDOLF KASSNER

ERINNERUNGEN AN RAINER MARIA RILKE

JUNI 1914. Wir waren beide zu Gast auf Duino, jenem Schloß am Adriatischen Meere, wo Rilke drei Jahre vorher die ersten seiner Duineser Elegien geschrieben hatte. Seitdem ist das Schloß von italienischen Granaten zerstört, von seinem Besitzer aber wieder aufgebaut worden. Eines Nachmittags im sogenannten Tiergarten, einem eingemauerten Bestand sehr alter Steineichen und Lorbeersträucher, aus deren Gezweig zuweilen eine Wildtaube aufflog, kam unser Gespräch auf Christus. Und zwar auf die Figur Christi, des Gottmenschen und Mittlers mehr als auf den Leidenshelden der Evangelien. Was mir damals Rilke eröffnete, schien mir für ihn selber bedeutsam. Er wolle gar nicht, meinte er, einen Mittler zwischen sich und Gott, er vermöchte einen solchen auch auf keine Weise einzusehen, der Mittler könnte ihn nur daran hindern, auf Gott einzugehen und sich mit Gott einzulassen, Christus sei ihm im Wege ...

Eines seiner Gedichte handelt von Jesus Christus: der Ölbaumgarten (in den „Neuen Gedichten").

„Ich bin allein mit aller Menschen Gram,
den ich durch dich zu lindern unternahm,
der du nicht bist. O namenlose Scham ..."

Ja, diesen enttäuschten und zweifelnden Jesus mit der „Stirne voller Staub" vermochte er zu lieben, aber nicht, den die Jünger den „König des Lebens" nennen, ihn, der Herr, Maß und Meister wurde durch das Opfer.

Digitized by Google

Rilke wollte nur den Vater. Rilkes Heimat war in jeder Hinsicht die Welt des Vaters, die Welt der Kinder, der Knaben- und Mädchenspiele, der Knaben- und Mädchenschuld. Es gab keine andere Schuld als diese:

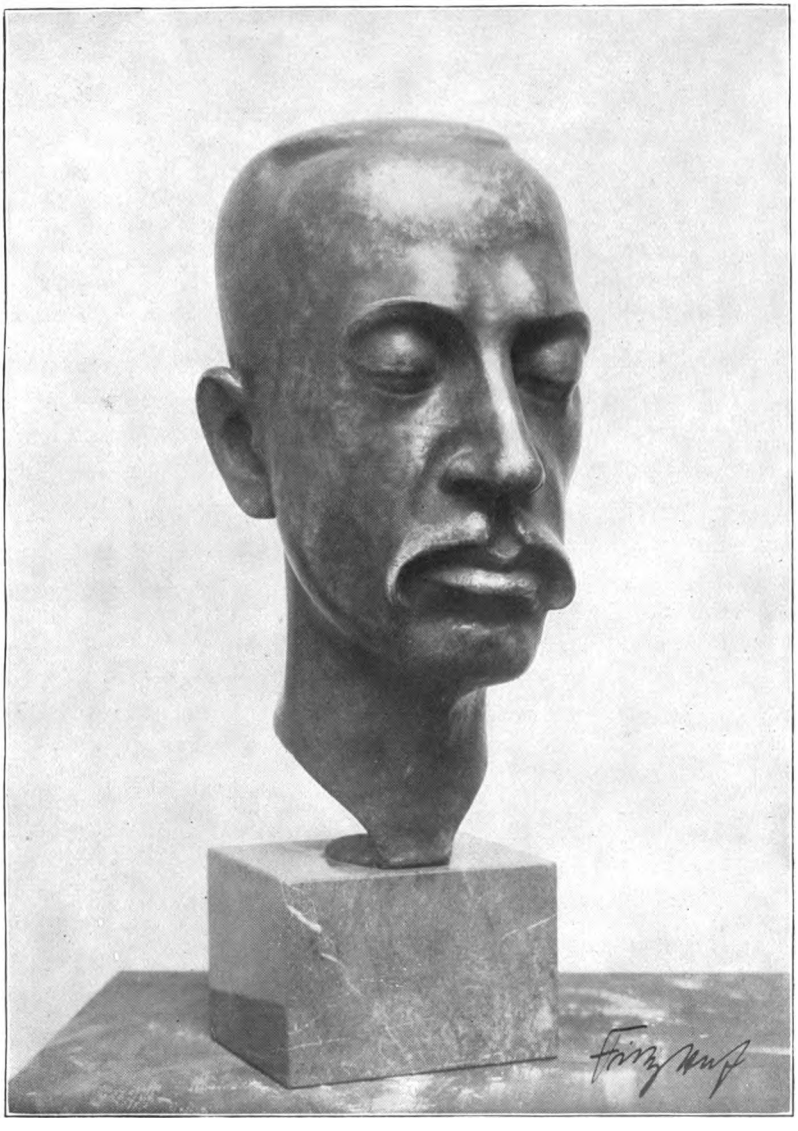
„Und manchmal brachen Knaben aus den Bergen
Der Kindheit, kamen zagen Falles nieder
Und spielten mit den Dingen auf dem Grunde,
Bis das Gefälle ihr Gefühl ergriff."

Und so war Rilkes Lyrik (bis zu den Duineser Elegien) durchaus ein Bekenntnis zu dem Reich des Vaters aus der Welt der Kindheit und des Knabentums. Unter seinen frühesten Werken findet sich wohl auch ein Drama, doch Rilke war ganz und gar nicht Dramatiker und würde auch später niemals der Form zuliebe ein Drama versucht haben. Der letzte Grund aber bleibt der: er hätte sich darin irgendwie mit der Welt des Sohnes auseinandersetzen müssen, mit der Welt der Schuld, der Verantwortung, der Freiheit und damit mit jener der Spannung zwischen Schein und Wesen.

Einmal sagte er mir sehr erregt, als ich ihm seine Nachsicht einem Dichtwerk gegenüber vorwarf: er wolle ja nie kritisieren, es läge ihm nichts daran. In der Tat gab es für ihn nicht diesen so männlichen, dem Manne so eigenen Zwiespalt zwischen Urteil und Gefühl. O er sah überhaupt den Mann nicht ein. Der Mann blieb in Rilkes Welt Eindringling; darin waren nur Kinder, Frauen und Alte zu Hause. Und in der Welt der Kinder, Frauen und Alten, im Reich des Vaters ist dieser Konflikt auch sinnlos. Im Reich des Sohnes hat nur einer den Konflikt überwunden: der Mystiker. Doch Hermann Keyserling hat recht, wenn er schreibt, daß Rilke ganz und gar kein Mystiker sei.

Es war 1910 im Herbst in Paris. Ich schrieb damals meine „Elemente der menschlichen Größe", in denen ich zum ersten Male wagte, von Christus auf eine angemessene Art zu reden.

Digitized by Google



RAINER MARIA RILKE

Bronzebüste von Fritz Huf im Museum zu Winterthur

Digitized by Google

Digitized by Google

Rilke und ich waren täglich von fünf Uhr nachmittags bis in die späte Nacht zusammen. Einmal nach einem Gespräch über ihn und sein Werk schrieb ich, zu Hause im Hotel angekommen, in mein Notizbuch den Satz ein: „Von der Innigkeit zur Größe gibt es nur einen Weg: das Opfer." Als Rilke ihn später unter den Sätzen des Joghi las, schrieb er mir, ihn zitierend: „Diesen Satz habe ich mir für mich herausgeschrieben. Er ist auch irgendwie für und gegen mich."

Er wollte das Opfer nicht, besser: er wollte wohl das Opfer des Alten Bundes (die Früchte des Feldes, ein Lamm oder was sonst von den Dingen einem Menschen lieb ist), aber nicht das des Neuen. Er wollte nicht, daß wir das Maß erst durch das Opfer gewönnen. Vielleicht weil er fühlte, daß man schon Gott sein müsse, um dann mehr als bloß anmaßend zu sein... Nein, er verstand und begriff das Reich des Sohnes nicht... Vom Dichter Felix Arvers im Malte Laurids Brigge heißt es im Buch: „Er war ein Dichter und haßte das Ungefähre." Das Maß im Reich des Vaters, das Maß der Väterwelt war das des Dichters, war nicht die Größe. Oder: Die Größe der Väterwelt war noch ganz im Sein enthalten, mit dem Sohn löste sich die Größe vom Sein. Rilke war nicht ohne Rancune gegen den Sohn.

In dem Kampf zwischen Art und Gesinnung, der auch ein Kampf ist, den der Sohn kämpft, entschied sich Rilke für die Art. Von Deutschlands bedeutenden Dichtern war niemand unbürgerlicher als er. Und nur insoweit, als der deutsche Geist in jeder Hinsicht der bürgerlichste Geist Europas ist, war Rilke undeutsch. In keiner andern Rücksicht. Er liebte Frankreich, weil er darin die höhere Art sah. Es würde ganz und gar verfehlt sein, in Rilkes Liebe zu Frankreich nichts anderes als die deutsche Liebe zum Fremden zu sehen. So war ihm die englische Art, die englische Sprache stets fremd geblieben, er war durch nichts zu bewegen, nach London zu gehen; der

Digitized by Google

Amerikaner erschien ihm monströs; der Italiener im Grunde nicht ganz durchsichtig und darum auch nicht ganz wichtig. Gesinnung konnte ihm die fehlende Art nie ersetzen. Art war vor Gesinnung da. Man hat Rilke Richard Dehmel gegenübergestellt. Doch der Sinn jeder Gegensätzlichkeit ist die Gleichwertigkeit. Richard Dehmels Werk ist voll Gesinnung, voll — meinetwegen — titanenhafter Gesinnung, aber durchaus ohne Art.

Der Sohn war nicht umsonst dagewesen, wir können an ihm nicht vorbei. Die Welt ohne Größe wird, wie herrlich immer ihr Anfang gewesen war, dennoch zuletzt zum Schauplatz der Isolierten, der Einsamen im Sinn des jungen Malte, der Sonderlinge, der Menschen mit dem Tick (der Seele). Es gibt zwei Arten von Humor. Den Sternes, Jean Pauls, Kierkegaards, den des Geistesmenschen also. Dieser sieht immer beide Seiten der Dinge. Die so sehen, leben trotz allem in der Welt des Sohnes. Rilkes sehr bestimmter Humor war von anderer Art. Aus der Welt des Vaters. Die Dinge bekommen darin den Tick, werden lächerlich, wie sie alt werden. Sie werden entstellt. Aus zu viel oder zu wenig Genuß. Aus der Einsamkeit des Genusses heraus. Weil ein Bruch zwischen dem Sein, dem Kindsein und dem Genuß entsteht. Rilkes Askese war nicht die der Welt des Geistes, auch sie sollte Genuß sein. Das ist dann Seele, Vaterwelt, Mutterwelt. Vor vielen Jahren hatte er sich daran gewöhnt, barfuß zu gehen. Eine lange Zeit hindurch. Ich glaube, bei und durch Kneipp. Das Köstliche wäre gewesen, wie ihm durch die Berührung der Erde mit den nackten Sohlen an diesen gleichsam ein neuer Sinn erwachsen sei. So erzählte er.

Als Kind ist Rilke unter Sonderlingen aufgewachsen. Im alten Österreich, das mehr Typen produziert hat als irgendein anderes Land Europas. In Prag, worin der Sonderling endemisch ist. Als ich ihn das letztemal vor drei Jahren in Sierre

Digitized by Google

sah, habe ich ihn dringend darum gebeten, seine Kindheitserinnerungen aufzuschreiben. Die Menschen werden bald im Besitze einer übergroßen Menge sehr schöner Briefe sein, mit denen er die Freunde beschenkte. Durch viele Jahre hindurch hat seine ganze Produktion im Schreiben solcher Briefe bestanden. Ich fürchte aber, daß die Kindheitserinnerungen nicht niedergeschrieben wurden. In seinen letzten Jahren haben ihn seine französischen Gedichte, vielmehr die Tatsache, daß er jetzt französisch dichtete, zu sehr in Anspruch genommen. Ich erinnere mich einer wundervollen Geschichte aus dieser seiner Kindheit und will sie hier wiedererzählen, so gut ich kann. Seine Freunde werden gleich wissen, wie er, der unvergleichlichste Erzähler unter allen, die ich gekannt, so etwas hergab. Es war da in Prag ein älterer Onkel, ein Junggeselle. Dieser hatte eine einzige Leidenschaft, einen Tick der Seele: Vögel. Ein ganzes Zimmer war voll davon. An einem bestimmten Tag der Woche durfte der kleine Rilke den Onkel besuchen. Zu Mittag. Zusammen mit einer kleinen Cousine. Der Onkel kam aus dem Vogelzimmer, das ans Speisezimmer grenzte. Federn staken ihm im Haar, im Bart, der Anzug war damit bedeckt. Niemand durfte das Vogelzimmer betreten. Wenn der Onkel während des Essens aufstand, um den Vögeln einen kleinen Geflügelknochen oder ein Stück von einer Frucht zu bringen, erscholl durch die geöffnete Tür das Singen, Rufen und Schreien von vielen, vielen Vögeln. Doch mit einem Tage war das alles zu Ende. Keine Käfige mehr, kein Singen und Kreischen, keine Federn mehr im Bart und Haar des Onkels. Statt der Vögel eine rothaarige, sommersprossige, sehr bunt gekleidete Person mit lauter Stimme. Alle die vielen Vögel, die niemand je zu Gesicht bekommen hatte, hatten sich in diese Frau verwandelt, die dann auch meinen Onkel nicht mehr verließ und schließlich begrub, schloß Rilke.

Ebensowenig wie im entscheidenden Sinne religiös war Rilke

Digitized by Google

ein Mensch des Mitleids oder überhaupt irgendwie im Herzen sozial eingestellt. Vornehmlich über das Religiöse in ihm herrschen ganz falsche Ansichten. Ich gestehe offen, daß mir die Vorstellung vom „Nachbar Gott" absolut unerträglich ist. Er liebte die Armen auch nicht um des Sohnes willen, sondern weil sie herausgestellt waren aus dem Gewöhnlichen, weil sie unbürgerlich sind. Armut und Reichtum finden das eine im anderen ihren Sinn. Im Reich des Vaters. Der Sohn hat sie durcheinander gebracht. Ich höre noch sein Lachen, dieses merkwürdige Lachen eines sehr großen Mundes, das wie ein umgekehrtes Saugen war, vor dem alles davonstob, als ich ihm — am Bahnhof in Brig, bis wohin er mich noch begleitete — sagte: „Rilke, ich persönlich habe ganz bestimmt eine merkwürdige Bestätigung Ihrer Welt gefunden, Ihrer endenden Welt: ich bin nämlich im Leben so vielen wundervollen alten Jungfrauen begegnet und so unglaublich vielen törichten Müttern. Es sieht wirklich so aus, als wären die klugen Jungfrauen der Parabel alles alte Jungfrauen und die törichten alles Mütter geworden. Zugleich ist es ein ganz deutlicher Beweis, daß wir aus der Mutterwelt Bachofens und Schulers endgültig herausgeworfen sind."

Rilke hatte stets seiner besonderen Neigung zu dem Wesen, das die Welt, die Welt des Mannes, alte Jungfrau nennt, Ausdruck gegeben. Nicht so sehr aus Mitleid im vagen Sinne des „schleuderhaften" Mannes, sondern weil er die Frau von der Frau aus empfand. Rilke war den Frauen ergeben wie vielleicht niemals ein Mann vor ihm. Darum existierte für ihn die sogenannte schöne Frau nicht. Auch diese war ein Geschöpf des „schleuderhaften", „dilettantischen" Mannes, der gar nicht oder nur auf eine „schleuderhafte" Art und Weise eindringt. Auch dessen Liebe war ohne die „Größe" des Sohnes oder war durch diese nur verfälscht worden. Darum konnten nur die Frauen sie leisten. „Wir", heißt es in Malte Laurids Brigge,

Digitized by Google

„sind verdorben vom leichten Genuß der Meisterschaft wie alle Dilettanten und stehen im Geruch der Meisterschaft. Wie aber, wenn wir unsere Erfolge verachteten, wie, wenn wir ganz von vorn begännen die Arbeit der Liebe zu lernen, die immer für uns getan worden ist."

Nur darum, weil alle Liebe und alle „Größe" in der Liebe und niemals außerhalb derselben ist, so ist vielleicht manches in Rilke Zierat, Schnörkel, Ornament und Spiel, aber nichts, nichts Klischee. Daher die köstliche, wundervolle Einheitlichkeit. Rilke war Dichter, war Persönlichkeit, auch wenn er sich nur die Hände wusch. Die einzige, ganz schreckliche Erinnerung seines Lebens waren die Jahre, die er in der Kadettenschule von St. Pölten zubrachte. Militär war für ihn ein Klischee des Teufels, war die zum Klischee gewordene Welt.

So war auch Rilkes Bildung ohne Klischee. Ich sehe noch das Staunen in Geheimrat Bodes militärischem Gesicht, als ihm Rilke in Duino sagte, daß er den Hamlet nie gelesen habe.

Das, was viele in seinem Kunstwerk für Ästhetentum halten möchten, war auch nicht Mangel an Größe, sondern Fehlen des Klischees der Größe. Oder: seine wirkliche Größe war die Einheit von Form und Inhalt. Doch wollte er darüber hinaus. Zu einer neuen „Größe", die er seiner ganzen Natur nach nicht als Größe des Helden, sondern als Mythos, als Größe des Mythos empfinden mußte. In den späten Gedichten Hölderlins sah auch er die Überwindung der Kunst durch die Kunst, einen neuen Mythos oder den Versuch eines solchen. Die Duineser Elegien, die er für sein bestes Werk hielt, sind ein Versuch, diesen Weg zu gehen: den Weg der Überwindung der Kunst durch die Kunst.

* * *

Digitized by Google

JONAS FRÄNKEL

RILKE UND SPITTELER

AM Tage, da sich Carl Spittelers Tod zum zweitenmal jährt, kommt, erschütternd und trauerweckend, die Kunde, daß Rainer Maria Rilke hinweggegangen ist. Geheimnisvolles Walten des Schicksals! Die sich im Leben niemals begegnet sind, durch unsichtbare Mächte werden sie im Tode verbunden.

Ich blättere in meinen Papieren. Es war im Sommer 1924. Die Post legte mir auf den Tisch einen schweren Brief von einem meiner Hörer, der Rilke in seiner Dichterklause im Turm von Muzot, am sonnigen Abhang über Siders, aufgesucht hatte und mir über sein Erlebnis berichtete. Rilke hatte im Gespräch ein ergreifendes Bekenntnis seiner Liebe zu Spitteler abgelegt und mein Schüler glaubte, die Worte des bewunderten Dichters, die sich tief in sein Herz gesenkt hatten, mir anvertrauen zu sollen. Sie kamen mir nicht ganz überraschend; wußte ich doch längst, daß unter den zeitgenössischen Dichtern Rilke allein von jenem Quell getrunken hatte, aus dem Spittelers hohe Poesie geflossen war.

Ein halbes Jahr später. Spitteler war, nachdem er der Welt sein gewaltiges Erstlingswerk aus neuer Erlebnisschicht wiedergeschenkt hatte, aus dem Leben gegangen und in das Land Meon gezogen, von dem Uranos den Göttern des Olympischen Frühlings die ungewisse Kunde gibt. Mir ward der Auftrag einer Kundgebung für den Toten zu seinem achtzigsten Geburtstag, dessen naher Feier er sich still entzogen hatte. Daß einer der Besten unter den Dichtern Frankreichs, Romain Rolland, aus freudiger Überzeugung sein Wort für den großen Verkannten erheben würde, wußte ich. Unter den deutschen Dichtern aber wußte ich keinen, der je die Schwelle des Einsamen übertreten, um ihn zu grüßen, keinen, dem sich die Größe Spittelers offenbart hätte — außer Rilke. Ich schrieb an ihn und bat um seine Mitwirkung, indem ich mich auf jenen

Digitized by Google

Bericht berief, aus dem ich die entscheidenden Aussprüche anführte. Ich hatte es aber nicht gut getroffen. Mein Brief fand den Dichter nicht in seiner Walliser Einsiedelei. Rilke war nach Paris ausgeflogen, um nach dem langen Krieg und den bösen Nachkriegsjahren französische Freunde wiederzusehen und den Atem der Seinestadt wieder zu vernehmen, die ihm einst so viel gewesen. Ich mußte warten. Nach drei Wochen kam endlich ein Telegramm aus Paris — mit einer Absage: dringende Abhaltungen hinderten ihn daran, die gewünschte Zeugenschaft abzugeben, die ihm in jedem andern Augenblick eine liebe und teure Pflicht gewesen wäre... Dem Telegramm folgte ein Brief auf dem Fuße mit eingehender Darlegung der Hindernisse. Rilke schrieb:

„... Ich gehöre hier (nach langen Jahren vollkommenster Einsamkeit) für eine Weile, im Aufnehmen wie im Mitteilen, so völlig dem Gegenwärtigen und Hiesigen, daß mir jede Besinnung nach Innen durchaus versagt bleibt. Und so bedeutend mein Erlebnis am ersten ‚Prometheus' gewesen ist, so sehr es neulich belebt und abgewandelt wurde durch die Teilnehmung an dem ergreifenden Alterswerk, das von der gleichen, früh aufgetürmten Gestalt einen so tiefen Abschied nimmt, — so sehr, gleich nach dieser Lesung, Spittelers Tod mich erschüttert hat —: augenblicklich bin ich von allen diesen Eigentümern meiner inneren Welt durch eine ständige Verschiebung meiner Aufmerksamkeit, wie von durchaus Unerreichbarem, abgetrennt. Dazu bin ich obendrein so ins Mündliche eingestellt, daß meiner Feder aller Saft entzogen ist. — Mein Bedauern vor diesem momentanen Unvermögen können Sie sich nicht groß, nicht lebhaft genug vorstellen. Bliebe nicht der Ausweg, daß Ihr Schüler, mein junger Freund v. Salis, Rechenschaft gäbe über unser damaliges Gespräch; könnte nicht jener seinige Brief eben das Zeugnis ablegen, das zu formen die Umstände mir versagen? Es wäre dann meine erstaunte Bewunderung in

Digitized by Google

der Freude eines heute Jungen aufgefaßt: wo könnte sie besser und gültiger bewahrt sein? ..."

Die Gründe für das Versagen konnte ich verstehen. Heißt doch über Spitteler schreiben: über die letzten Fragen des Lebens und über das Dichterische schlechthin schreiben. Rilke wußte das. Der Zagende und Genaue mochte nicht über sein Prometheus-Erlebnis, wie ich es wünschte, aus dem Stegreif berichten. Und wenn es noch einer Bekräftigung seiner Gründe bedurft hätte, die Sprache dieses Briefes, die wie durch eine unsichtbare Wand vom deutschen Klang entfernt war, offenbarte deutlich, wie sehr Rilke in jenen Wochen vom Geiste der französischen Sprache gefangen war. Ich aber hegte Bedenken, seinen Vorschlag anzunehmen. Über ein Erlebnis Rilkes durfte, so schien mir damals, nur Rilke selber zu Lebzeiten der Welt Kunde geben. Wer, selbst bei größter Gewissenhaftigkeit und treuester Einfühlung, vermöchte die schwingende Zartheit und hellseherische Kraft des Wortes wiederzugeben, die diesem seltenen Präger der Worte eigen waren? Und würde ein gedruckter Bericht über jene Stunde ihn nicht von der Nötigung befreien, die er empfand, über Spitteler doch noch zu schreiben? Er ließ mich denn auch nachher wissen, daß er, was er über Spitteler zu sagen habe, als Heiligstes bewahre, um es eines Tages zu formen.

Heute wissen wir, daß er es nicht tun wird. So sei denn nachträglich sein Wunsch erfüllt, und für den toten Dichter möge der Freund, Hans Rudolf v. Salis, zeugen von der Stärke des Rilkeschen Spitteler-Erlebnisses. Wie Rilke über den literarischen Parteiungen der Zeit stand, wie er das Große, wo er ihm im Leben begegnete, mit unmittelbarer Hingabe ergriff und ihm sein Herz öffnete, das gehört mit zum unauslöschlichen Bilde dieses Dichters.

(Die Anknüpfung für das Gespräch über Spitteler bot ein in einer Schweizer Zeitschrift erschienener und auch als Bro-

Digitized by Google

schüre verbreiteter Aufsatz, der wegen des Jubels, mit dem er von verantwortungsloser Kritik empfangen worden, Aufsehen in der Schweiz erregt hatte.)

„... Ich hielt lange mit der Frage nach Spitteler zurück und war aufs höchste gespannt, wie Rilke darauf reagieren würde. Wir waren von dem dunklen Arbeitszimmer hinuntergestiegen in das Eßzimmer, wo über dem länglichen, schmalen gedeckten Eichentisch sechs Kerzen in einem einfachen Kronleuchter brannten. Unter diesem warmen Lichte, beim ländlichen Abendbrot, fragte ich Rilke, ob er den Artikel der Frau ... gelesen habe? Er verneinte und fragte auf meine Bemerkungen über die ... dieses Angriffes, warum sie denn Spitteler überhaupt angreife? Ich war etwas erstaunt über die Frage, da er wußte, daß es sich um Stefan Georges Jüngerin handelte, und ich sagte lächelnd: ‚Sie werden ja wissen, daß es für den George-Anhang nur einen Gott gibt, in dessen Namen alle andern beseitigt werden müssen.'

‚Ja gewiß, aber daß sie sich an Spitteler vergreifen würden, hätte ich doch nicht für möglich gehalten.'

Was nun folgte, das Bekenntnis Rilkes zu Spitteler und zum ‚Prometheus', würde ich vergeblich treu zu reproduzieren versuchen. Dieser Magier unter den Lyrikern ist ein so Sprachgewaltiger, daß in allem, was er sagt, seien es in köstlich warmem Humor Geschichten aus Altösterreich oder aus seinem Leben oder sonst irgendeine Erzählung, ja die kleinste Mitteilung —, daß in all diesem Sprachgeformten Kunst liegt. So wie der große Pianist, selbst wenn er bloß zur Unterhaltung seiner Gäste spielt, doch stets mit Meisterschaft spielt, so kann dieser Dichter nicht sprechen ohne Meisterschaft. Allein, seit meiner Bekanntschaft mit ihm habe ich ihn noch nie so ergreifende Töne anschlagen hören wie in seinem Bekenntnis zu Spitteler.

Er spricht von dem schrecklichen Erlebnis, nach der Veröffentlichung des Prometheus nicht erkannt worden zu sein;

Digitized by Google

im allgemeinen bedaure er den Künstler nicht, der lange nicht erkannt werde, ja für manchen sei es sogar zu wünschen: ‚aber der Welt den Prometheus schenken, und die Welt geht ihren Gang weiter, als ob nichts geschehen wäre, das ist furchtbar!‘ Vor fünf Jahren hat er ihn erst gelesen, im Sommer 1919 in Soglio, wo er nach den Schrecken des Krieges eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Eine Dame hatte ihm dort das Buch geliehen, das ihn nun nicht mehr losließ, das er auf seinen Gängen mitnahm, und stets wieder suchte er seine Bekannte auf, um ihr vorzulesen, um diese Partien ‚von geradezu dantesker Größe‘ wieder zu hören und von anderen anhören zu lassen. Und er erinnert mich an die Erdenfahrt von Logos und Sophia, an den Raub der Gotteskinder...

Noch von zwei Dingen spricht er: vom Mythos und von der Sprache.

Wie habe man sich den Kopf zerbrochen über das Problem der Mythenbildung, und auf einmal, in unserer Zeit, schafft ein Dichter, ein unter uns lebender Mensch, aus einzelner Kraft einen Mythos.

Die Sprache. Von ihr weiß er am meisten, am bewunderndsten zu reden; mit magischer Kraft, allein aus der Beschreibung, entsteht vor mir aus Rilkes Rede, intensiv zusammengeballt und wieder wie aus Felsen aufgetürmt, eine Vision von Prometheus und Epimetheus.

‚Ich glaube, wenn die Menschen die Sprache zurückgeben würden an die Natur, dann würde die Natur so sprechen wie Prometheus ...‘

Der Dichter hielt inne. Nebenan dem Turme rauschte der Bergbach, und mir war, er sei der aufgelöste Mythos von den beiden Brüdern, der nun zu Tale zu den Menschen fließe, und wir hätten den Vorzug, ihn etwas höher, etwas näher bei der Quelle zu hören, und sein Schöpfer sei nicht ein Mensch, sondern ein unsichtbarer ewiger Zauberer, hoch in den Bergen.“

Digitized by Google

ALEXANDER LERNET-HOLENIA

AUF RAINER MARIA RILKES TOD

ISTS nicht um dich, daß
unter dem seidenen Himmel, fast
wie im Frühling,
die Traufen jetzt
in der gelben Sonn' so gehn
und weinen vom niedrigen Burgdach
in diesem Kärnten,
und wenn von den Ställen, wo
der Brunnen noch im Stroh steht
und, mit modernden Blumen,
von Wasser der Garten glänzt,
in die Augen steigend ein
scharfer Rossedunst weht,
kommen einem die Tränen!

Und es greift ja so ans Herz,
daß der sonnige Wind
auf dem Gang wie im Sommer ist,
und es krähen Hähne
auf dem tauenden Eis im Hof,
und dann singt wieder wer
bei seiner Arbeit.
Schau, ich kann ja
nicht sagen, wie alles ist,
nur, wie lang schon
ist dein ganzes Haus von hier fort, und ferne
gezogen, und jetzt
bist auch du noch gestorben!

Wer war denn zuletzt dieser Engel
an deinem Bett? Michael war es,

Digitized by Google

Psychopompos, der Seelen-Führende. Und
in einer Stille wie bei
der Wandlung hat
er aus dir deine Seele
hinweggenommen, als hübe
er eine Knieende auf.

— Flüsternd ward vielleicht schon
gewartet im Himmel von deiner
vorausgegangnen Verwandtschaft,
und mit unruhig spielenden Fingern
auf den Parierstangen der Degen,
wie vor einem großen Empfang.
Und da, wie du kamst, am Arme
des Engels, standen auch schon,
gereiht wie Perlenschnüre,
auch die ganzen anderen Häuser
der Edelinge
samt ihren Bastarden und Damen,
todblassen wie Tuberosen,
mit sausendem Seidenrauschen
von den Rängen des Himmels auf!

Aber ists nicht eigentlich schon
kindisch zu glauben,
daß es so fabelhaft
sein würde, statt
daß auch das Obere so
bürgerlich wie der Tod
zu sein hätte, und wie das Begräbnis,
oder vielleicht auch noch menschlich! Ein
menschlicher Himmel! Was
beleidigt einen denn das so, wenn doch

Digitized by Google

die Leute alle sagen, ganz schlecht
hätte, und herzlos, das Edle
früher gewaltet und nur
das Menschliche sei alles, ach, ihr
Menschliches! Aber
ich glaube, daß sie das nicht verstehn. Nur
daß sie auch dich, du Herr, durch ihr unsäglich
Gewöhnliches gepreßt, schmerzhaft
wie Tränen durch die Lider,
verzeih ich ihnen nicht, wenn auch
alles schon so sein wird, wie
sie glauben, und wie es wirklich ist, und
der Feuerhimmel dahin ist,
und Gott selbst ja doch nicht mehr
als dreißig Stück Silber wert war,
und ein König neunundzwanzig.
— — — — — —

O schau nur, wie bin ich irr
gegangen jetzt
um deinetwillen! Schwer ists
zu glauben, und wie
ließest du uns zurück!
Das Hohe aber und
das Niedre bindet
nur Erbarmen zusammen wie
mit blühenden Waldreben,
und Mitleid und Klage.

* * *

Digitized by Google

AUS BRIEFEN RAINER MARIA RILKES AN EINEN JUNGEN DICHTER

Paris, 17. Februar 1903

... SIE fragen, ob Ihre Verse gut sind. Sie fragen mich. Sie haben vorher andere gefragt. Sie senden sie an Zeitschriften. Sie vergleichen sie mit anderen Gedichten, und Sie beunruhigen sich, wenn gewisse Redaktionen Ihre Versuche ablehnen. Nun (da Sie mir gestattet haben, Ihnen zu raten) bitte ich Sie, das alles aufzugeben. Sie sehen nach außen, und das vor allem dürften Sie jetzt nicht tun. Niemand kann Ihnen raten und helfen niemand. Es gibt nur ein einziges Mittel. Gehen Sie in sich. Erforschen Sie den Grund, der Sie schreiben heißt; prüfen Sie, ob er in der tiefsten Stelle Ihres Herzens seine Wurzeln ausstreckt, gestehen Sie sich ein, ob Sie sterben müßten, wenn es Ihnen versagt würde, zu schreiben. Dieses vor allem: fragen Sie sich in der stillsten Stunde Ihrer Nacht: muß ich schreiben? Graben Sie in sich nach einer tiefen Antwort. Und wenn diese zustimmend lauten sollte, wenn Sie mit einem starken und einfachen „Ich muß" dieser ernsten Frage begegnen dürfen, dann bauen Sie Ihr Leben nach dieser Notwendigkeit; Ihr Leben bis hinein in seine gleichgültigste und geringste Stunde muß ein Zeichen und Zeugnis werden diesem Drange. Dann nähern Sie sich der Natur. Dann versuchen Sie, wie ein erster Mensch, zu sagen, was Sie sehen und erleben und lieben und verlieren. Schreiben Sie nicht Liebesgedichte; weichen Sie zuerst denjenigen Formen aus, die zu geläufig und gewöhnlich sind: sie sind die schwersten, denn es gehört eine große, ausgereifte Kraft dazu, Eigenes zu geben, wo sich gute und zum Teil glänzende Überlieferungen in Menge einstellen. Darum retten Sie sich vor den allgemeinen Motiven zu denen, die Ihnen Ihr eigener Alltag bietet; schildern Sie Ihre Traurigkeiten und Wünsche, die vorübergehenden Gedanken und

Digitized by Google

den Glauben an irgendeine Schönheit — schildern Sie das alles mit inniger, stiller, demütiger Aufrichtigkeit und gebrauchen Sie, um sich auszudrücken, die Dinge Ihrer Umgebung, die Bilder Ihrer Träume und die Gegenstände Ihrer Erinnerung. Wenn Ihr Alltag Ihnen arm scheint, klagen Sie ihn nicht an; klagen Sie sich an, sagen Sie sich, daß Sie nicht Dichter genug sind, seine Reichtümer zu rufen; denn für den Schaffenden gibt es keine Armut und keinen armen gleichgültigen Ort. Und wenn Sie selbst in einem Gefängnis wären, dessen Wände keines von den Geräuschen der Welt zu Ihren Sinnen kommen ließen — hätten Sie dann nicht immer noch Ihre Kindheit, diesen köstlichen, königlichen Reichtum, dieses Schatzhaus der Erinnerungen? Wenden Sie dorthin Ihre Aufmerksamkeit. Versuchen Sie die versunkenen Sensationen dieser weiten Vergangenheit zu heben; Ihre Persönlichkeit wird sich festigen, Ihre Einsamkeit wird sich erweitern und wird eine dämmernde Wohnung werden, daran der Lärm der anderen fern vorübergeht. — Und wenn aus dieser Wendung nach innen, aus dieser Versenkung in die eigene Welt Verse kommen, dann werden Sie nicht daran denken, jemanden zu fragen, ob es gute Verse sind. Sie werden auch nicht den Versuch machen, Zeitschriften für diese Arbeiten zu interessieren: denn Sie werden in ihnen Ihren lieben natürlichen Besitz, ein Stück und eine Stimme Ihres Lebens sehen. Ein Kunst-Werk ist gut, wenn es aus Notwendigkeit entstand. In dieser Art seines Ursprungs liegt sein Urteil: es gibt kein anderes. Darum, sehr geehrter Herr, wußte ich Ihnen keinen Rat, als diesen: in sich zu gehen und die Tiefen zu prüfen, in denen Ihr Leben entspringt; an seiner Quelle werden Sie die Antwort auf die Frage finden, ob Sie schaffen müssen. Nehmen Sie sie, wie sie klingt, an, ohne daran zu deuten. Vielleicht erweist es sich, daß Sie berufen sind, Künstler zu sein. Dann nehmen Sie das Los auf sich und tragen Sie es, seine Last und seine Größe, ohne je nach

Digitized by Google

dem Lohne zu fragen, der von außen kommen könnte. Denn der Schaffende muß eine Welt für sich sein und alles in sich finden und in der Natur, an die er sich angeschlossen hat...

Viareggio bei Pisa (Italien),
5. April 1903

... Ich wollte Ihnen heute nur noch zwei Dinge sagen: Ironie:

Lassen Sie sich nicht von ihr beherrschen, besonders nicht in unschöpferischen Momenten. In schöpferischen versuchen Sie es, sich ihrer zu bedienen, als eines Mittels mehr, das Leben zu fassen. Rein gebraucht ist auch sie rein, und man muß sich ihrer nicht schämen; und fühlen Sie sich ihr zu vertraut, fürchten Sie die wachsende Vertraulichkeit mit ihr, dann wenden Sie sich an große und ernste Gegenstände, vor denen sie klein und hilflos wird. Suchen Sie die Tiefe der Dinge: dort steigt Ironie nie hinab, — und wenn Sie so an den Rand des Großen führen, erproben Sie gleichzeitig, ob diese Auffassungsart einer Notwendigkeit Ihres Wesens entspringt. Denn unter dem Einfluß ernster Dinge wird sie entweder von Ihnen abfallen (wenn sie etwas Zufälliges ist), oder aber sie wird (so sie wirklich eingeboren Ihnen zugehört) erstarken zu einem ernsten Werkzeug und sich einordnen in die Reihe der Mittel, mit denen Sie Ihre Kunst werden bilden müssen.

Und das Zweite, was ich Ihnen heute erzählen wollte, ist dieses:

Von allen meinen Büchern sind mir nur wenige unentbehrlich, und zwei sind sogar immer unter meinen Dingen, wo ich auch bin. Sie sind auch hier um mich: die Bibel und die Bücher des großen dänischen Dichters Jens Peter Jacobsen. Es fällt mir ein, ob Sie seine Werke kennen. Sie können sich dieselben leicht verschaffen... Verschaffen Sie sich das Bändchen „Sechs Novellen"... und seinen Roman: „Niels

Digitized by Google

Lyhne" ... und beginnen Sie des ersten Bändchens erste Novelle, welche „Mogens" heißt. Eine Welt wird über Sie kommen, das Glück, der Reichtum, die unbegreifliche Größe einer Welt. Leben Sie eine Weile in diesen Büchern, lernen Sie davon, was Ihnen lernenswert scheint, aber vor allem lieben Sie sie. Diese Liebe wird Ihnen tausend- und tausendmal vergolten werden und, wie Ihr Leben auch werden mag, — sie wird, ich bin dessen gewiß, durch das Gewebe Ihres Werdens gehen als einer von den wichtigsten Fäden unter allen Fäden Ihrer Erfahrungen, Enttäuschungen und Freuden.

Wenn ich sagen soll, von wem ich etwas über das Wesen des Schaffens, über seine Tiefe und Ewigkeit erfuhr, so sind es nur zwei Namen, die ich nennen kann: den Jacobsens, des großen, großen Dichters, und den Auguste Rodins, des Bildhauers, der seinesgleichen nicht hat unter allen Künstlern, die heute leben.

Rom, 23. Dezember 1903

Mein lieber Herr ...!

Sie sollen nicht ohne einen Gruß von mir sein, wenn es Weihnachten wird, und wenn Sie, inmitten des Festes, Ihre Einsamkeit schwerer tragen als sonst. Aber wenn Sie dann merken, daß sie groß ist, so freuen Sie sich dessen; denn was (so fragen Sie sich) wäre eine Einsamkeit, welche nicht Größe hätte; es gibt nur eine Einsamkeit, und die ist groß und ist nicht leicht zu tragen, und es kommen fast allen die Stunden, da sie sie gerne vertauschen möchten gegen irgendeine noch so banale und billige Gemeinsamkeit, gegen den Schein einer geringen Übereinstimmung mit dem Nächst-Besten, mit den Unwürdigsten ... Aber vielleicht sind das gerade die Stunden, wo die Einsamkeit wächst; denn ihr Wachsen ist schmerzhaft wie das Wachsen der Knaben und traurig wie der Anfang der Frühlinge. Aber das darf Sie nicht irremachen. Was not tut, ist doch nur dieses: Einsamkeit, große innere Einsamkeit. In-

Digitized by Google

Sich-Gehen und Stunden lang niemandem begegnen, — das muß man erreichen können. Einsam-sein, wie man als Kind einsam war, als die Erwachsenen umhergingen, mit Dingen verflochten, die wichtig und groß schienen, weil die Großen so geschäftig aussahen und weil man von ihrem Tun nichts begriff.

Und wenn man eines Tages einsieht, daß ihre Beschäftigungen armselig, ihre Berufe erstarrt und mit dem Leben nicht mehr verbunden sind, warum dann nicht weiter wie ein Kind darauf hinsehen als auf ein Fremdes, aus der Tiefe der eigenen Welt heraus, aus der Weite der eigenen Einsamkeit, die selber Arbeit ist und Rang und Beruf? Warum eines Kindes weises Nicht-Verstehen vertauschen wollen gegen Abwehr und Verachtung, da doch Nicht-Verstehen Allein-sein ist, Abwehr und Verachtung aber Teilnahme an dem, wovon man sich mit diesen Mitteln scheiden will.

Denken Sie, lieber Herr, an die Welt, die Sie in sich tragen und nennen Sie dieses Denken wie Sie wollen; mag es Erinnerung an die eigene Kindheit sein, oder Sehnsucht zur eigenen Zukunft hin, — nur seien Sie aufmerksam gegen das, was in Ihnen aufsteht, und stellen Sie es über alles, was Sie um sich bemerken. Ihr innerstes Geschehen ist Ihrer ganzen Liebe wert, an ihm müssen Sie irgendwie arbeiten und nicht zu viel Zeit und zu viel Mut damit verlieren, Ihre Stellung zu den Menschen aufzuklären. Wer sagt Ihnen denn, daß Sie überhaupt eine haben? — Ich weiß, Ihr Beruf [als Offizier] ist hart und voll Widerspruch gegen Sie, und ich sah Ihre Klage voraus und wußte, daß sie kommen würde. Nun sie gekommen ist, kann ich sie nicht beruhigen, ich kann Ihnen nur raten, zu überlegen, ob nicht alle Berufe so sind, voll von Ansprüchen, voll Feindschaft gegen den einzelnen, vollgesogen gleichsam mit dem Haß derer, die sich stumm und mürrisch in die nüchterne Pflicht gefunden haben. Der Stand, in dem Sie jetzt

Digitized by Google

leben müssen, ist nicht schwerer mit Konventionen, Vorurteilen und Irrtümern belastet als alle die anderen Stände, und wenn es welche gibt, die eine größere Freiheit zur Schau tragen, so gibt es doch keinen, der in sich weit und geräumig und mit den großen Dingen, aus denen das wirkliche Leben besteht, in Beziehung ist. Nur der einzelne, der einsam ist, ist wie ein Ding unter die tiefen Gesetze gestellt, und wenn einer hinausgeht in den Morgen, der anhebt, oder hinaus in den Abend schaut, der voll Ereignis ist, und wenn er fühlt, was da geschieht, so fällt aller Stand von ihm ab, wie von einem Toten, obwohl er mitten in lauter Leben steht. Was Sie, lieber Herr ..., jetzt als Offizier erfahren müssen, Sie hätten es ähnlich in jedem der bestehenden Berufe gefühlt, ja sogar, wenn Sie, außerhalb jeder Stellung, mit der Gesellschaft allein leichte und selbständige Berührung gesucht hätten, würde Ihnen dieses beengende Gefühl nicht erspart geblieben sein. — Es ist überall so; aber das ist kein Grund zu Angst oder Traurigkeit; wenn keine Gemeinsamkeit zwischen den Menschen ist und Ihnen, versuchen Sie es, den Dingen nahe zu sein, die Sie nicht verlassen werden; noch sind die Nächte da und die Winde, die durch die Bäume gehen und über viele Länder; noch ist unter den Dingen und bei den Tieren alles voll Geschehen, daran Sie teilnehmen dürfen; und die Kinder sind noch so, wie Sie gewesen sind als Kind, so traurig und glücklich, — und wenn Sie an Ihre Kindheit denken, dann leben Sie wieder unter ihnen, unter den einsamen Kindern, und die Erwachsenen sind nichts, und ihre Würde hat keinen Wert.

Und wenn es Ihnen bang und quälend ist, an die Kindheit zu denken und an das Einfache und Stille, das mit ihr zusammenhängt, weil Sie an Gott nicht mehr glauben können, der überall darin vorkommt, dann fragen Sie sich, lieber Herr ..., ob Sie Gott denn wirklich verloren haben? Ist es nicht viel-

Digitized by Google

mehr so, daß Sie ihn noch nie besessen haben? Denn wann sollte das gewesen sein? Glauben Sie, ein Kind kann ihn halten, ihn, den Männer nur mit Mühe tragen und dessen Gewicht die Greise zusammendrückt? Glauben Sie, es könnte, wer ihn wirklich hat, ihn verlieren wie einen kleinen Stein, oder meinen Sie nicht auch, wer ihn hätte, könnte nur noch von ihm verloren werden? — Wenn Sie aber erkennen, daß er in Ihrer Kindheit nicht war, und nicht vorher, wenn Sie ahnen, daß Christus getäuscht worden ist von seiner Sehnsucht und Muhamed betrogen von seinem Stolze, — und wenn Sie mit Schrecken fühlen, daß er auch jetzt nicht ist, in dieser Stunde, da wir von ihm reden, — was berechtigt Sie dann, ihn, welcher niemals war, wie einen Vergangenen zu vermissen und zu suchen, als ob er verloren wäre?

Warum denken Sie nicht, daß er der Kommende ist, der von Ewigkeit her bevorsteht, der Zukünftige, die endliche Frucht eines Baumes, dessen Blätter wir sind? Was hält Sie ab, seine Geburt hinauszuwerfen in die werdenden Zeiten und Ihr Leben zu leben wie einen schmerzhaften und schönen Tag in der Geschichte einer großen Schwangerschaft? Sehen Sie denn nicht, wie alles, was geschieht, immer wieder Anfang ist, und könnte es nicht Sein Anfang sein, da doch Beginnen an sich immer so schön ist? Wenn er der Vollkommenste ist, muß nicht Geringeres vor ihm sein, damit er sich auswählen kann aus Fülle und Überfluß? — Muß er nicht der Letzte sein, um alles in sich zu umfassen, und welchen Sinn hätten wir, wenn der, nach dem wir verlangen, schon gewesen wäre?

Wie die Bienen den Honig zusammentragen, so holen wir das Süßeste aus allem und bauen Ihn. Mit dem Geringen sogar, mit dem Unscheinbaren (wenn es nur aus Liebe geschieht) fangen wir an, mit der Arbeit und mit dem Ruhen hernach, mit einem Schweigen oder mit einer kleinen einsamen Freude, mit allem, was wir allein, ohne Teilnehmer und Anhänger tun,

Digitized by Google

beginnen wir ihn, den wir nicht erleben werden, so wenig unsere Vorfahren uns erleben konnten. Und doch sind sie, diese Langevergangenen, in uns, als Anlage, als Last auf unserem Schicksal, als Blut, das rauscht, und als Gebärde, die aufsteigt aus den Tiefen der Zeit.

Gibt es etwas, was Ihnen die Hoffnung nehmen kann, so einstens in ihm in dem Fernsten, Äußersten zu sein? ...

Furuborg, Jonsered (Schweden),
4. November 1904

... von den Gefühlen: rein sind alle Gefühle, die Sie zusammenfassen und aufheben; unrein ist das Gefühl, das nur eine Seite Ihres Wesens erfaßt und Sie so verzerrt. Alles, was Sie angesichts Ihrer Kindheit denken können, ist gut. Alles, was mehr aus Ihnen macht, als Sie bisher in Ihren besten Stunden waren, ist recht. Jede Steigerung ist gut, wenn sie in Ihrem ganzen Blute ist, wenn sie nicht Rausch ist, nicht Trübe, sondern Freude, der man auf den Grund sieht. Verstehen Sie, was ich meine?

Und Ihr Zweifel kann eine gute Eigenschaft werden, wenn Sie ihn erziehen. Er muß wissend werden, er muß Kritik werden. Fragen Sie ihn, so oft er Ihnen etwas verderben will, weshalb etwas häßlich ist, verlangen Sie Beweise von ihm, prüfen Sie ihn, und Sie werden ihn vielleicht ratlos und verlegen, vielleicht auch aufbegehrend finden. Aber geben Sie nicht nach, fordern Sie Argumente und handeln Sie so, aufmerksam und konsequent, jedes einzelne Mal, und der Tag wird kommen, da er aus einem Zerstörer einer Ihrer besten Arbeiter werden wird, — vielleicht der klügste von allen, die an Ihrem Leben bauen ...

Diese Briefe sind an Franz Xaver Kappus, Leutnant in der österreichischen Armee, gerichtet.

* * *

Digitized by Google

EDUARD KORRODI

RAINER MARIA RILKES BEGRÄBNIS

(2. Januar 1927)

...DIE es rügen, daß Rainer Maria Rilke ohne Gepränge und ohne das Schauspiel großer Ehren unter den Totenanger sank — haben ein den Ehren der Zeit unnahbar gewordenes Herz nicht begriffen.

Wenige nur, denen „keine Ferne schwierig" war, werden die Erinnerung an das denkwürdige einfache Geleite überliefern, in dem sie als Stellvertreter so vieler Bekümmerter gingen, deren Frage nicht einmal gestillt war, wo denn der nie Beheimatete sein Grab finden werde.

Diesen sei Antwort!

Im dritten Jahr seines Angesiedeltseins im Wallis — wir folgen einer Briefstelle — fühlte sich Rainer Maria Rilke von den großen und reinen Landschaften wie nie mehr seit den Jugendtagen hingerissen, eine unmittelbar erlebte Umgebung im Gedicht zu rühmen, sie zu „singen"; selbst erstaunt, sich so an einer erkannten Landschaft bewähren zu können. Damals, als vielleicht im Herbst jenes Landes die Traube gekeltert wurde und die mit dem Dichter einige Natur allerenden Reife und Vollendung aussprach, mag Rilke auf stiller Wanderung bei der Bergkirche von Raron und ihrem demütigen Friedhof verweilt und so viel ehrwürdige Einfalt als das Schöne empfunden haben, dem „am Ende die Weisen sich zuneigen". Hoch emporgerückt steht dieser Friedhof über den Tälern, so oft überglänzt vom polyphonen Licht eines mit reinem Äther wahrhaft vergeudenden Himmels. Hier in diesem ländlich zauberhaften Bilde des Friedens empfand er, daß er sein eigenes Grab suchen ging und sein gefaßtes Herz finden werde, was ein „letzter Wille" wünsche.

Sonntag, den zweiten Januar! Das Wallis ist voller Glocken-

Digitized by Google

geläute, eigentlich voller Glockenspiel und Melodie. Fast erschrocken schaut das Auge zu den Türmen, wo Männer schwindelfrei auf den Glocken stehen und über die Turmmauern hinausschwingen.

Vier Männer tragen den Sarg den vereisten, steilen Fußpfad in das Kirchlein von Raron, ihnen voran der Gemeindeammann mit dem hölzernen Kreuz. Es gilt die schönen, uralten Bräuche zu achten. Keine Seele von Raron kennt den Dichter, und doch, wieviel Ehrfurcht umgibt den Toten. An der Wand der Kirche zwingt ein kühnes Fresko zum Aufblick: Auferstehung! Himmel und Hölle! Vitriolgrüne Teufel wie die Weinbauern des Landes, nackte Leiber von engelhafter Geisterblässe, selig verzückt, man glaubt hinter ihnen das Flügelrauschen eines Engels, wie ihn Rilke dachte, zu vernehmen. Während einer stillen Messe erfüllen die Orgel und eine Meistergeige diese Kirche mit der Majestät Bachs. Nur während der Wandlung verstummt aller Ton, und jeder Blick ist in der Weihe der Lautlosigkeit an den Sarg gebannt, denkt an diesen ins Holz gezimmerten Liebling der Menschen, der sich „ein Leben lang dem Tod entgegengeweint", vielleicht auch einmal wie Laurids Brigge ganz innen in der Brieftasche die Beschreibung eines Sterbenden bei sich trug, die Süße des Lebens dennoch zärtlich kostete, den Überfall des Todes in so grausamer Gestalt erlitt, wie ihn weder die alten noch die neuen Dichter und Künstler bildeten und wie er alle Ahnung Rainer Maria Rilkes selber übertraf. —

Schwer fiel es den derben Totengräbern, die vereiste Erde für das Grab aufzuwühlen, das Zürcher Freunde dem Dichter von der Gemeinde Raron „auf ewige Zeit" ausbedungen haben. Ohne Schonung kollerten und hämmerten die steinigen Erdknollen auf den versenkten Sarg. Aber wen die Härte dieses Augenblicks erschütterte, den mochte dafür der Anblick der ländlichen Kinder trösten, die während der Grablegung des

Digitized by Google

Fremdlings mit rührender Ausdauer die schweren Kränze in frostblauen Händen so hoch hielten, daß sie die Erde nicht berührten, bis wir die Kränze auf das Grab senkten, nicht, daß sie es überbürden, sondern übergrünen.

Nun klagen — so mußte ich am Grabe sprechen — dem schon getrösteten Dichter die Glocken nach, deren Klang sein welsches Gedicht weit über dieses Land hinaus noch tönender machte. Aber wie es denn deutsche Laute sind, als deren überzeitlicher Ertöner Rainer Maria Rilke gelten wird, so ruht er hier vorbedacht in einer Umgebung, in der die deutschen Laute treu bewahrt bleiben.[1] In diesen Lauten, doch so, wie sie der Dichter veredelt und hoch über unsere Sprache erhoben hat, sei von ihm geschieden:

„Schließlich brauchen sie uns nicht mehr, die Früheentrückten,
man entwöhnt sich des Irdischen sanft, wie man den Brüsten
milde der Mutter entwächst. Aber wir, die so große
Geheimnisse brauchen, denen aus Trauer so oft
seliger Fortschritt entspringt —: könnten wir sein ohne sie?"

* * *

NACHRUFE

Wer jetzt stirbt irgendwo in der Welt,
ohne Grund stirbt in der Welt,
sieht mich an.

Rilke, „Ernste Stunde".

WIR brauchen uns nicht lange zu besinnen, um zu wissen, daß der größte deutsche zeitgenössische Lyriker mit ihm aus der Welt gegangen ist. Eine Musik ohnegleichen läßt er zurück. Wortmelodieen voll zartester Kraft, von unendlicher Schönheit und Weisheit. Gesänge voller Pracht und Herrlichkeit. Lieder voller Süßigkeit und umweht von Geheimnissen. Unauslöschlich steht sein Werk im Juwelenschrank der Weltliteratur.

[1]) Raron ist die letzte deutsche Gemeinde, die an das welsche Wallis grenzt.

Digitized by Google

DAS SCHLÖSSCHEN MUZOT BEI SIDERS,
der Aufenthaltsort des Dichters in den letzten Jahren seines Lebens

RARON IM RHONETAL,
auf dessen Kirchhof der Dichter nach seinem Wunsche bestattet wurde

Digitized by Google

Digitized by Google

Dieser zarte, merkwürdige und allen Ehrungen abholde Mann starb an jener geheimnisvollen und ungeklärten Krankheit, dem mörderischen und heimtückischen Überfall der weißen Blutkörperchen auf die roten, Leukämie genannt. Aus Briefen der letzten Tage wissen wir, wie pein- und schmerzenvoll diese Wochen für ihn waren. Freunde riefen die besten Ärzte, es konnte ihm nicht mehr geholfen werden.

Sein Blut war wohl allzusehr verströmt in sein Dichten, so blieb für den Leib zu wenig davon übrig.

Die jungen Menschen in der Welt sitzen mit heißen Augen zusammen und lesen seinen „Cornet". Die Männer und Frauen in der Welt kauern versunken über seinen Gedichten.

Was von ihm geblieben ist, wird unsterblich bleiben. Die literarischen Akademieen aller Länder haben ihr größtes Mitglied verloren, das ihnen niemals angehörte, weil es sich nichts aus solchem Glanz machte. Seiner war der Glanz der Frauenangesichter, das Fest der Natur, die Frömmigkeit der Romantik überall und allerorten.

Wer jetzt weint irgendwo in der Welt, ohne Grund weint in der Welt, weint um ihn.

Fred Hildenbrandt im „Berliner Tageblatt", Abend-Ausgabe, vom 29. Dezember 1926.

*

DAS Jahresende klingt dunkel aus. Die Welt hat einen Mehrer ihrer Schönheit, das Leben einen der liebevollsten Tröster verloren. Groß und stolz, wie nur er sie gesungen hat, steigt heute die Totenklage zum grauen Winterhimmel auf:

„Herr: es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
und auf den Fluren laß die Winde los.

Befiehl den letzten Früchten voll zu sein;
gib ihnen noch zwei südlichere Tage,

Digitized by Google

dränge sie zur Vollendung hin und jage
die letzte Süße in den schweren Wein."

Meßt ihn an den großen Weggefährten dieser Zeit: hat Gerhart Hauptmann dem Rad der Entwicklung vorwärtsdrängend in die Speichen greifen dürfen, hat Stefan George mit priesterlicher Gebärde eine Schule um sich geschart — dieser, Rilke, blieb wie Knut Hamsun allein, so groß an Zahl die Schar ihrer Verehrer und so breit der Heerbann ist, der ihrer einmalig vollendeten Kunst in bewußter und unbewußter Nachahmung Folge leistet.

Ein Einsamer starb. Seine Einsamkeit wog schwerer als die Kollektivgeschäftigkeit ganzer Dichterbetriebe, die mit Lärm die letzten Jahre erfüllten. Die Stille seines Wesens redete vernehmlicher als die tosenden Manifeste der Zeit. Jetzt, da sie schweigt, umklagt uns Verlassenheit. Ein Einsamer, der wegschreitet, läßt eine Lücke zurück, die von keiner Schar ausgefüllt werden kann.

*

War ihm der Tod nicht Schritt um Schritt, wie der Schatten dem Körper, stets schon gefolgt? Trug er nicht wie kein anderer die Erkenntnis der Vergänglichkeit durch den Kerker des Lebens? Darum suchte er früh den Gott. Suchte ihn im Geist und im Leben, die ihm eines waren. Er, der in Prag Geborene, wandelte neben dem greisen, todesnahen Tolstoi über die herbstlichen Fluren von Jasnaja Poljana; er stand neben Rodin, als dieser die Grenzen des Lebens im toten Stein nachmeißelte; er zog sich, vor Jahren, in die klösterliche Stille des geliebten, herbhellen Wallis zurück, in den Turm von Muzot, auf die Grenze, „wo das Gebiet der deutschen und jenes der französischen Sprache sanft und ohne Reibung ineinander übergehen und sich durchdringen".

So, sanft und ohne Reibung, gingen Leben und Tod in ihm

Digitized by Google

ineinander über. Er lauschte auf den „stillen Nachbar" Gott, dessen Atem Leben und Tod ist.

*

Junge Liebende, die ihr mit klopfendem Herzen die „Weise von Liebe und Tod des Cornets" einander vorlest —

Junge Männer, die ihr in stolzem Erschrecken euer innerstes Leben in den „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" wiederfindet —

Junge Frauen, die ihr im „Stundenbuch" die früh gereifte Frucht stiller Gottesnähe pflückt —

Ihr, reife Menschen, versunken in die vollendeten „Bilder", in die Musik der „Sonette an Orpheus" und der „Duineser Elegien" —:

Rilke ist tot.

*

Um seine Seele haben sich die verschwingende Weite der slawischen Melodie und die beglückende Klarheit des französischen Verses gestritten. Doch aus der deutschen Sprache hat er den süßesten Wein gekeltert, der seit Hartmanns und Gottfrieds Zeiten gewonnen worden ist.

*

Er wußte zu lauschen ebenso tief wie zu reden.

In die Menschen hinein lauschte er — man mußte ihn im Gespräche sehen —, und in die Dinge lauschte er; und oft schien ihm, als sei Gott wacher in den Dingen als in den Menschen.

Um ihn lag immer Stille. Wenn er erzählte, kam die Stimme aus seinem großen, sinnenden Mund, als spräche ein anderer aus ihm: unendliches Erinnern, fernes Wissen, Gott.

*

So sprach er vom heiligen Franz — und so sehen wir ihn selber in der Zelle seines Walliser Turms und unter den Bäumen des Obstgartens, wo er den Abend erwartete:

Digitized by Google

„Denn er war keiner von den immer Müdern,
die freudeloser werden nach und nach,
mit kleinen Blumen wie mit kleinen Brüdern
ging er den Wiesenrand entlång und sprach.
Und sprach von sich und wie er sich verwende,
so daß es allem eine Freude sei;
und seines hellen Herzens war kein Ende,
und kein Geringes ging daran vorbei.
Er kam aus Licht zu immer tieferm Lichte,
und seine Zelle stand in Heiterkeit.
Das Lächeln wuchs auf seinem Angesichte
und hatte seine Kindheit und Geschichte
und wurde reif wie eine Mädchenzeit."

Hugo Marti im „Bund" vom 30. Dezember 1926.

★

DANK DER JUGEND AN RAINER MARIA RILKE

NUN, da sein fünfzigster Geburtstag schon ziemlich lange vorüber ist, kommt es mir vor, als hätten wir, als hätte die Jugend ihn nicht festlich genug begangen, ihn noch nicht hinreichend gefeiert, und als hätten wir unsere Verehrung ihm an diesem Tage deutlicher und stärker darbringen sollen. Er müßte unserer Dankbarkeit g a n z sicher sein, er dürfte keinen Zweifel an ihr haben können — denn keiner Stimme vielleicht sind wir so tief wie der seinen verpflichtet.

Ich lese seit Wochen täglich in den „Sonetten an Orpheus" und in den „Duineser Elegien" — das heißt, ich lese nicht eigentlich in ihnen, wie man wohl sonst in Büchern liest, ich nehme nur von den beiden dünnen Bändchen jeden Tag eines zur Hand und spreche vor mich hin ein paar von den Gedichten, die ich schon auswendig weiß, so wie jemand sich jeden Tag ans Klavier setzt und ein geliebtes Musikstück immer wieder spielt oder ein Stückchen Melodie singt, das schöner wird, je öfter man es hört.

Digitized by Google

Es ist ein großer Trost für uns alle, die wir heute beginnen, daß diese Gedichte heute entstehen konnten, heute, in unseren Tagen. Sie sind tröstlich und hilfreich nicht durch das eigentlich, was sie von dieser Zeit aussagen können — denn sie scheinen ihr fremd gegenüberzustehen —, sie geben nicht direkte Antwort, ja, zunächst sieht es aus, als rührten sie die Probleme kaum an, die uns beglücken, peinigen und erschrecken — aber sie teilen uns mit von ihrer eignen Beruhigtheit, ihrer Ordnung, ihrer Musik, ihrer Trauer und ihrem Frieden. Vielleicht wurde überhaupt noch niemals so schön gedichtet — diese Lyrik ist so kühn und überraschend neu, wie sie gedämpft und abhold jedem Lärme ist. Was Rilke bis dahin gegeben hatte, erscheint nun beinahe konventionell. Wenn ich neben den „Sonetten an Orpheus" das „Stundenbuch" lese, das ich früher so liebte, glaube ich in ihm jetzt gewollte, unwahre, klingelnde Töne zu hören — so sehr sind diese neuen Verse nun von allem Nur-Artistischen gereinigt. Nun ist die äußerste Vergeistigung des Gedichtes und zugleich seine äußerste Versinnlichung gewagt — diese Sonette und Elegien, die auf den ersten Blick nur schwierig, abstrakt und fast verstiegen schienen, sind von einer letzten, vollkommenen Einfachheit. Die Liebe zu den Tieren und Dingen, die schon im „Stundenbuch" so sehr angestrebt und ersehnt ist — nun schwingt sie in jedem Rhythmus.

„Voller Apfel, Birne und Banane,
Stachelbeere — Alles dieses spricht
Tod und Leben in den Mund — Ich ahne —
Lest es einem Kind vom Angesicht,
wenn es sie erschmeckt — —"

Blumen, Obst und Kinder, Tiergesichter, Gärten, Gegenstände, Spiegel, Ring und Krug werden immer wieder angeredet, bedankt und besungen — und auf der anderen Seite, wiederum jenseits des Verstandes, die, von denen hier so viel und unter solchen Schauern von Angst und Glück gesprochen

Digitized by Google

wird: die Engel. Ihr fürchterliches und gebenedeites Flügelschlagen scheint durch alle diese Verse zu gehen, ja, vielleicht sind diese überhaupt nur für die Engel gesungen. „Wer, wenn ich schriee, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?" beginnt von den „Duineser Elegien" die erste — und die zweite fängt an: „Jeder Engel ist schrecklich. Und dennoch, weh mir, ansing ich euch, fast tödliche Vögel der Seele, wissend um euch." Und weiter redet er die Engel an, huldigt ihnen, den Gefürchteten und Geliebten, mit einer Elegie von elementarer, unheimlicher Kraft und Intensität.

Er, der singen muß, steht nun wieder tragisch zwischen unbelebter Kreatur und Engel, in seiner Stimme ist die Schwermut untröstlich, wenn sie erkennt: „Mit allen Augen sieht die Kreatur das Offene. Nur unsre Augen sind — wie umgekehrt." Mit der Gabe des bewußt wachenden Verstandes verflucht und gesegnet, steht nun wieder der, der zuschauen und singen muß. „Und wir, Zuschauer immer überall — dem allem zugewandt und nie hinaus — Uns überfüllts. Wir ordnens. Es zerfällt. — Wir ordnens wieder und zerfallen selbst."

Das ist es: daß er es ordnet. Daß er sich singend eingeordnet fühlt und seiner Schwermut alles Anklagende nimmt. Und was bedeutet an dieser Stelle der Name, das Symbol des „Orpheus", wenn nicht die musikalische Ordnung, das Sich-Einfügen, das demütige Teil-Nehmen, Teil-Sein? „Heil dem Geist, der uns verbinden mag — denn wir leben wahrhaft in Figuren —" Auch hier ist das Erfüllung, was das „Stundenbuch" ersehnte, forderte, wollte. Nun erst meint diese Stimme wirklich alles, wenn sie aus dem kreisenden System irgend etwas nimmt, sei es ein Mädchen, eine Frucht oder einen Engel.

„Welchem der Bilder du auch im Innren geeint bist
(Sei es selbst ein Moment aus dem Leben der Pein),
fühl, daß der ganze, der rühmliche Teppich gemeint ist."

Digitized by Google

Unsere Dankbarkeit für den, der diese Zeilen schrieb, sollte wahrhaft keine Grenzen kennen. Wir glaubten nicht, daß dies noch möglich wäre — daß dies schon möglich wäre, glaubten wir nicht, schon jetzt, schon heute: diese letzte, äußerste, überraschendste Sublimierung der Sinnlichkeit, so daß die Sinnlichkeit zum Geiste wird und dabei die ganze Stärke und Innigkeit ihrer Naivität behält. Der kühnste, heikelste Gedanke und das zarteste Gefühl finden sich zur lange erhofften, niemals gewagten Identität, in Wortgebilden von nie dagewesener Kühnheit und Süße vereint sich die Sinnlichkeit mit dem Geist. — Auch unsere Zeit konnte solches hervorbringen, selbst diese Zeit, selbst sie? — Sie allein war dazu imstande, ihr vorbehalten war dieses Wagnis, ihr zugedacht diese schwierigste und einfachste Kunst — denn sie ist die Zeit der Synthesen. Diese beiden kleinen Bücher sind nicht fremde Gewächse neben der Zeit. Was sie ausdrücken, was in ihnen Melodie und Dichtung wird, ist vielmehr an dieser Zeit, von deren Tagesfragen sie sich so weit entfernen, das Zukünftigste, Neueste, Beste.

Möge die Jugend achtgeben, daß sie dies Lied nicht auch überhöre — das Lied bedarf der Jugend nicht mehr, es bedarf überhaupt keiner Zuhörerschaft, es blüht ganz für sich — aber wie sehr bedarf die Jugend des Liedes. Und doppelt merke sie auf, wenn direkt an sie dieses Lied sich richtet, wenn Rilke sich an uns, an jeden von uns, wendet und warnt:

„Knaben, o werft den Mut
nicht in die Schnelligkeit,
nicht in den Flugversuch.
Alles ist ausgeruht:
Dunkel und Helligkeit,
Blume und Buch."

Klaus Mann in der „Literarischen Welt" vom 14. Januar 1927.

* * *

Digitized by Google

EIN BRIEF VON ANDRÉ GIDE

TOUT a été dit sur Rainer Maria Rilke. Tous ceux qui l'ont approché sont restés sous le charme de sa grâce et de sa tendresse; il était, avec tous et chacun, toujours parfaitement naturel. Poëte, il ne cherchait pas à le paraître, mais il n'avait pas honte de l'être et laissait rayonner doucement dans son regard, couler doucement dans ses moindres propos, le trésor jaillissant dont il était dépositaire et qu'il sentait mission de répandre au dehors.

Je cherche dans les souvenirs d'une amitié qui remonte loin en arrière et que jamais rien n'a troublée: des promenades au jardin du Luxembourg, de longues conversations, chacun écoutant inlassablement les échos prolongés d'une sympathie toujours plus profonde... que raconter de tout cela? Rilke est un des êtres que j'ai le plus aimés et dont je trouve le moins à dire. Il s'est mis tout entier dans son œuvre, et, si je rouvre un livre de lui, j'entends sa voix, je revois son geste, je sens son regard, et ne peux plus croire à sa mort. Sa débordante sympathie, ses vers la racontent encore; mais l'amour qu'ils éveillent en nous se désespèrera désormais de ne plus pouvoir aller jusqu'à lui.

9 Février 1927. André Gide

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
EINE
ZEITSCHRIFT
ACHTER JAHRGANG / DRITTES HEFT
JULI 1927
*

Eines aber bringt niemand mit auf die Welt,
das, worauf alles ankommt, damit der Mensch
nach allen Seiten ein Mensch sei: Ehrfurcht.
GOETHE

ALBRECHT SCHAEFFER
HÖLDERLINS HEIMGANG

Zufrieden bin ich, suche nun nichts mehr
Denn meine Opferstätte. Wohl ist mir.
O Iris' Bogen! über stürzenden
Gewässern, wenn die Wog' in Silberwolken
Aufflieget, wie du bist, so ist meine Freude!
Empedokles

„ABER das Rettende ganz ists fern und nicht zu erreichen.
Fittiche schenkt kein Gott für abgehauenen Fittich.
Und vom Verarmten gewandt beim Mahle prangen die Helden."

Hölderlin wachte und hielt, wie zerrissener Perlen-Schnur Stränge,
Zwischen den Fingern die Zeilen, unwissend woher. Auf dem Rücken
Liegend, offenen Augs, bei dämmerndem Lichtschimmer, nahe
Über sich hatt er den Himmel von Holz des Bettes, und lange

Digitized by Google

Blickte er ruhig ihn an, wiederholend die hülflosen Zeilen.
Wieder da kroch ihm die Angst um das Herz. Aufsitzend, die Füße
Warf er vom Rande des Betts und hockte so, frierend, die Kerze
Unfern, brennend wie erst, im trostlosen Blick. Und dieweil er
Lauter hörte sein Herz, befremdlich tickend, gemahnte
Dies ihn an Etwas bald, doch er wußte nicht Was; und er zog sich
Ganz zusammen mit Schultern und zuckenden Armen, ganz überm
Hohlen und leeren Raum seines Innern, fast wie die Haut sich
Straff zieht über der Wunde, — so brannte die Angst in der Brust ihm.

Aber das Rettende ganz ists fern und nicht zu erreichen.
Fittiche schenkt kein Gott .. Er flüsterte. Daß er nicht träumte,
Wußt er mit einmal. Ich bin, sprach er, auf dem Wege nach Osten,
Glaub ich .. Aber wo ists? — Fast ruhiger ging er zum Fenster.
Graute der Morgen nur erst, so würd ichs erfahren .. Es drängt' ihn
Aber ins Freie sogleich. Er suchte mit Augen im Dunkel,
Holte das Licht von dem Tisch und leuchtete auswärts; es wuchsen
Nesseln unter dem Fenster; ganz nah war der Grund, und so stieg er
Über die Brüstung flugs und schritt, sich leuchtend, ins Finstre.

Hölderlin war weit fort von der Heimat gegangen. Nun sucht' er
Strauchelnden Fußes im Hof den Weg nach Osten. Es graute
Schon der Morgen umher. Er hielt noch das Licht, dessen Schimmern

Digitized by Google

Irrte an Mauern und Zaun, über Brunnen-Gebälk, unter Bäumen.
Wankend tauchte die Nachtwelt auf. Jetzt merkt' er am Dufte,
Daß ein Obstbaum-Garten ihm nah war; bald aus Gewipfel
Glänzten ihm Früchte, noch grün. Er tappte hindurch in dem Grase,
Bis ein riesiger Stamm im Wege ihm ragte. Es klaffte,
Mittwärts geborsten, weit hohl ein hohes, finsteres Dreieck.
Daraus atmete nun ein sondrer Geruch, wie von Honig,
Häßlich jedoch und wie Pest. Als er nun nahe die Leuchte
Hielt an das schwärzliche Loch, gewahrt' er Gestalten, im Finstern
Hangende Waben-Klumpen, geschwärzt und — siehe, darunter
War ein verschimmeltes Brett mit Leichen besät, und sie klebten
Auch an den Wänden, tot, die Bienen, und wüste Verwesung
Stank ihm entgegen. Er starrt' entsetzt in das Grausen. Er bebte.
Stammelnd hing er. — Doch jetzt aus zitternden Fingern entfiel ihm
Plötzlich erlöschend das Licht; und bis ins Mark ein Durchbohrter
Stürzt' an den Boden er hin, ans Dunkle sich krampfend, und stöhnte:

„Sieh, o siehe dein Bild! dein Abbild! siehe dein Abbild!
So vernichtete dich Ungnade des Himmels! Entflohn ist
Lang die geflügelte Schar zu glücklicherm Haus mit der Fürstin.
Hier aber raste der Mord! Mit Leichen bedeckt ist der Boden,
Und wo golden und voll, vom Honige strotzend, die Waben
Hingen, ist alles verdorrt in der Brust und zersetzt und vergiftet,

Digitized by Google

Und die Verwesung raucht an Wänden umher, die von Fäulnis
Lange geborsten und mürb, gebrechlich sich neigen zum Sterben.
Möge aber zu dir vielleicht einst kommen der Zeidler,
Fegen und säubern das Haus mit rasselnder Rute und räuchern
Mit dem beißenden Schwefel, dem heilenden, und einen neuen
Hofstaat tragen hinein, den wimmelnden, dienend und eifrig
Um die Fürstin besorgt, und ein Duft steigt himmlisch und edel — —
Wer aber risse dann mir die Brust auf! Wer denn ertrüge,
Welcher der Göttlichen hier den Schauder der Pest und gewänn es
Über sich, heilenden Odem zu sprühn aus blühender Nüster,
Heilenden, heilsamen, ach!" — Und jammernd erhob sich und lief er
Zwischen den Stämmen umher unerträglichen Schmerzes, bis endlich,
In das Freie gelangt, unwollend, im grauenden Morgen
Er auf der Straße sich fand zwischen Feldern des Nebels. Die Unrast
Da ergriff ihn sogleich. Nach Osten! dachte er hülflos.
Osten, wo bist du? — Er hob das flehende Auge. Und strahlend
Traf ein anderes Aug das seine von droben; gewaltig
Blitzend in Weiße, einsam: in himmlischer Leere erhaben,
Thronte ein Morgen-Stern. Es blickte ewiges Auge
Da in ewiges Aug; in eisigem Höhenraum jenes
Ruhig; das andere tief, ihm aufgeschlagen, unwissend,
Kindlich, im dämmrigen Land der Erde, doch voller Vertrauen
Schauend ganzen Gesichts das Rettungverheißende droben.

„Gott!" so stammelt' er dann. „Ein Gott! ein Gott an dem Himmel!

Digitized by Google

Führe mich! führe mich denn, du Östlicher! Ja, du bist Osten!"

Hölderlins Lippe erlosch; nur stumm sie bewegend, die Arme
Langsam breitend, so ging er mit unaussprechlicher Sehnsucht
Ostwärts. — Traf eine Schwinge sein Haupt? Berührte die Lider
Ihm eine magische Hand? Was wars? Es senkte sich Schatten.
Eine unmeßbare Kraft ergriff ihn von oben und schleifte,
Schmerzlicher Füße, jedoch in himmlisch stürmischer Eile,
Schleifte durch Helle und Nacht, durch Räume und Leere, Getümmel
Blitzender Augen, Gesichter, Geräusch und klirrende Wagen,
Ihn von hinnen und hin und stellte ihn schauenden Auges
Nieder ins uralte Tal am Fuße der Alp. Und es ward ihm
Nicht von den Augen mehr entfernt der Schleier des Traumes,
Sondern es währte, was war: der Vögel Gesang, und der Zweige
Unaufhörliches Rauschen; in Fenstern der Glanz, und der Menschen
Glückliches Anschaun und Wort; der Blumen Gedüft, und der Falter
Farbiges Schaukeln; die Nacht, und die Bilder der Sterne; die Stille
Tages und Nächtens; der Wind, und das friedliche Murmeln des Neckars.

Aus der gleichnamigen Dichtung, der eine ungenaue und flüchtige Mitteilung jenes Berichtes zugrunde liegt, den eine Madame de S...y aus ihrer Erinnerung auf ihrem Schlosse bei Paris im Jahre 1852 dem deutschen Schriftsteller Moritz Hartmann gab. Der Dichter erhielt sie im Jahre 1917 durch einen Freund des im Kriege gefallenen Norbert von Hellingrath. – „Hölderlins Heimgang" ist die erste der „Legenden und Mythen" in Albrecht Schaeffers soeben erschienenem neuesten Buche „Der goldene Wagen".

* * *

Digitized by Google

SHERWOOD ANDERSON

DIE ENTSCHEIDUNG

Aus dem soeben erschienenen, von Karl Lerbs übertragenen neuen Buche „Der Erzähler erzählt sein Leben"

AN einem Spätsommerabend traf ich auf dem Bahnhof einer aufblühenden Industriestadt Ohios ein, in der ich früher einmal gewohnt hatte. Ich näherte mich nun rasch dem, was man die mittleren Jahre nennt. Vor zwei Jahren war ich aus dieser Stadt in Schanden abgezogen. Ich hatte nämlich versucht, mich da als Fabrikant, als Geldverdiener zu betätigen, und es war schief gegangen. Seither hatte ichs immer wieder versucht, und es war immer wieder schief gegangen. In der Stadt waren durch meinen Mißerfolg ein paar tausend Dollar verloren gegangen, die anderen Leuten gehörten. Mein Bestreben, mich den standardisierten Menschheitsträumen meines Zeitalters anzupassen, war fehlgeschlagen; aber trotz meiner Schande, trotz der ganz und gar hoffnungslosen Aussichten für mein ferneres Fortkommen hatte mich ein Gefühl der Freude erfüllt, daß die ganze Geschichte nun ein Ende hatte. Eines Morgens war ich zu Fuß aus der Stadt gegangen und hatte meine arme kleine Fabrik im Stich gelassen, so wie man ein uneheliches Kind verläßt, das man anderen Leuten auf die Haustreppe legt. Ich hatte bei meinem Fortgang nur das Geld mitgenommen, das ich in der Tasche trug — acht oder zehn Dollar.

Ja, das war ein Augenblick, dieser Abschied! Einem der europäischen Künstler, wie ich sie später kennen lernte, wäre die Lage unglaublich grotesk vorgekommen. Er hätte es einfach nicht glauben können, daß es mir mit der ganzen Sache ernst war, und er würde meine Gefühle in jenem Augenblick für eine mühsam erzwungene Einstellung gehalten haben. Wie hätten die Franzosen, Italiener oder Russen, mit denen ich in späteren Jahren zusammentraf, mich ausgelacht! Es klingt mir

Digitized by Google

förmlich in den Ohren. „Na, und weshalb regst du dich eigentlich so auf? Eine Fabrik ist eben doch nur eine Fabrik, oder —? Warum soll man sie nicht kaputt schlagen wie eine leere Flasche? Du hast ein paar Dollar verloren, die anderen Leuten gehörten? Sieh, wie das Feld da drüben im Licht erglänzt. Haben die Leute, deren Geld du verloren hast, betteln gehen müssen, wurden ihre Kinder von Wölfen zerrissen? Warum regt ihr Amerikaner euch eigentlich so auf, wenn mal ein bißchen Geld in die Binsen geht?"

Ein europäischer Künstler würde es wohl nicht begreifen, aber ein Amerikaner wird mich verstehen. Zum Teufel — es ist nämlich gar keine Geldfrage. Kein Volk der Erde geht so achtlos und großzügig mit dem Gelde um wie wir Amerikaner. Es kommt auf etwas ganz anderes an.

Die Sache greift ziemlich tief an die Wurzeln unseres Wesens. Den Menschen einer älteren und spitzfindigeren Welt wäre das alles gewiß kindisch vorgekommen, aber es ist schon so: Wir Amerikaner haben von Anfang an unsere Ziele gehabt, oder wir haben doch den Wunsch gehegt, zu glauben, wir hätten sie. Wir kamen — oder richtiger: unsere Väter und Großväter kamen — aus hundert verschiedenen Ländern der Welt; und ihr dürft überzeugt sein, daß es nicht gerade die Künstler waren, die da kamen. Künstler sind nicht darauf aus, Bäume zu fällen, Baumstümpfe auszuroden, Städte und Eisenbahnen zu bauen. Der Künstler liebt es, vor einer Leinwand zu sitzen, von einer Mauer ins freie Land hinauszublicken, ein Stück Holz zurechtzuschnitzen, ein Gewebe aus Worten und Gedanken zu fügen, wie ich es hier jetzt tue — sich zu bemühen, anderen seine Gefühle und Gedanken begreiflich zu machen. Er möchte in Farben träumen, Formen gestalten, das Leben seiner Sinne von den Fesseln befreien, in der Fühlung mit seinem Arbeitsstoff stärker und freier leben, als er es je im Leben des Alltags zu tun vermöchte. Er sucht, wenn ich so

Digitized by Google

sagen darf, eine von ihm selbst überwachte Verzückung, er ist ein Mensch mit einer Leidenschaft, ein „verdrehter Kerl", wie wir solche Leute in Amerika gern nennen. Und sehr oft, wenn er sich gerade nicht in enger Berührung mit seinem Stoff befindet, ist er ein so aufgeblasener und unangenehmer Esel, daß kein Mensch, der nicht Künstler ist, sich mit ihm vergleichen könnte. Solange er lebt, ist er fast stets eine Landplage. Erst wenn er tot ist, bekommt er seinen Wert.

Es liegt ganz einfach so, daß in jedem Lande Europas der Künstler sich weniger gehemmt in der Gesellschaft bewegt als bei uns, und zwar nur deshalb, weil er schon länger vorhanden ist. Man weiß da drüben, wie harmlos er in Wirklichkeit ist — oder vielmehr: man weiß nicht, wie gefährlich die Sammetpfoten seiner Harmlosigkeit sein können; infolgedessen läßt man sich ihn eben gefallen, so wie man etwa eine Kreuzung zwischen Hund und Katze hinnehmen würde, die knurrend, miauend, bellend und spuckend im Hause umherläuft. Das erstemal, wenn man so ein sonderbares Vieh sähe, würde man vielleicht den Wunsch verspüren, es totzuschlagen; nachdem man aber ein Dutzend davon gesehen hat und merkt, daß sie ihre Gattung nicht fortpflanzen können, gerade wie die Maulesel, lacht man über sie und läßt sie laufen. Dann schenkt man ihnen nicht mehr Beachtung als zum Beispiel das heutige Frankreich seinen Künstlern.

Aber in Amerika liegen die Dinge einigermaßen anders. Hier ist von Anfang an in der Entwicklung etwas verquer gegangen. Wir haben uns hierzulande ungeheuer viel vorgenommen und wollten wer weiß was für Großtaten vollbringen. Unser riesiges Gebiet war vom Schicksal als Zufluchtsstätte für alle die wackeren, von ihren Landsleuten verstoßenen Toren der ganzen Welt ausersehen. Die Verkündigung der Menschenrechte sollte einen nie vernommenen Klang in einem neuen Lande gewinnen. Ja, zum Teufel, da haben wir uns schön

Digitized by Google

Copyright by Vanity Fair *Steichen*

Sherwood Anderson

Digitized by Google

Digitized by Google

in die Nesseln gesetzt! Wir wollten uns als Übermenschen gebärden — und dann stellte sich heraus, daß wir schließlich gar nicht solche Teufelskerle waren, sondern ganz gewöhnliche Menschenkinder. Man darf uns wirklich nicht tadeln, weil wir uns gegen die Erkenntnis unserer ureigensten Menschlichkeiten ein bißchen sträuben. Kein Mensch steigt gern von seinem Sockel herunter.

Jetzt kommt uns diese frühere Überzeugtheit von unserer angeborenen Vortrefflichkeit allmählich abhanden, und wir nehmen uns gelegentlich die Freiheit, über unsere eigene Aufgeblasenheit zu lachen; aber es hat eine Zeit gegeben, da wir unseren ganzen amerikanischen Vortrefflichkeitsbetrieb bitter ernst nahmen. („Das Land der Freien, Heimstatt aller Braven.") Wir waren tatsächlich davon überzeugt, und man wird das Amerika und die Amerikaner von heute niemals begreifen, wenn man das nicht zugibt. Indessen wir unsere großen, häßlichen, Hals über Kopf zusammengekleisterten Städte bauten, unser gewaltiges Industriesystem schufen, immer mehr uns ausdehnten und immer trefflicher gediehen, war es uns um unser vermeintliches Streben zu unseren vermeintlichen Zielen ehrlich ernst — genau so ernst, wie es den Franzosen im dreizehnten Jahrhundert zumute war, als sie die Kathedrale von Chartres erbauten zum Ruhme Gottes.

Sie bauten die Kathedrale von Chartres zum Ruhme Gottes, und wir hatten allen Ernstes vor, hier in Amerika ein Land zum Ruhme des Menschen zu schaffen. Ja, das war unsere Absicht; leider aber blieb uns diese löbliche Arbeit auf halbem Wege stecken, oder vielmehr sie geriet uns daneben: Denn der Mensch, auch der edle und freie Mensch, ist doch der Verherrlichung beträchtlich weniger würdig als Gott. Das hätten wir schon vor langer Zeit herausfinden können, aber wir kannten eben einander nicht. Wir kamen aus gar zu vielen verschiedenen Ländern, um einander recht zu kennen, uns war zu viel ver-

Digitized by Google

heißen worden, wir hatten zu hohe Wünsche gehegt. Wir hatten Angst davor, einander kennen zu lernen.

Oh, wie sehr haben die Amerikaner sich Helden gewünscht, wie haben sie sich schlichte, edle, wackere Männer ersehnt! Und wie unendlich tief war in uns die Scheu davor eingewurzelt, einander zu erkennen und zu lieben, weil wir uns vor der Erkenntnis fürchteten, daß wir schließlich doch nicht edler, heldenhafter, vortrefflicher waren als irgendein anderes Volk aus fast jedem beliebigen andern Lande der Welt.

Aber ich schweife ab. Mir kommt es darauf an, die Vorgänge in meiner eigenen Seele an zwei ganz verschiedenen Entwicklungspunkten meines Lebens zu schildern: Einmal zu der Zeit, da ich lange Jahre hindurch versucht hatte, mich einem gar nicht feststehenden und nur verschwommen begriffenen amerikanischen Traumideal anzugleichen, indem ich danach strebte, in der materiellen Welt ein erfolgreicher Mann zu werden — um dann plötzlich alles das über Bord zu werfen; und dann in einem andern Augenblick, da ich zum Schauplatz jenes ersten Erlebnisses zurückkehrte und den Versuch unternahm, mein jetziges beträchtlich verändertes Selbst meinem damaligen Selbst Auge in Auge gegenüberzustellen.

Zunächst das erste Erlebnis. Es wirkt wie eine Szene aus einem Melodrama und war, bei Licht besehen, ziemlich lächerlich. Der Endkampf begab sich innerhalb der Grenzen einer ganz bestimmten Stunde und innerhalb der Wände eines bestimmten Zimmers.

In diesem Zimmer saß ich mit einer Dame, die meine Sekretärin war. Mehrere Jahre lang hatte ich in diesem Zimmer gesessen und der Dame Briefe diktiert, mit dem Zweck, die in meiner Fabrik hergestellten Waren an den Mann zu bringen. Dieses Bestreben, meine Waren zu verkaufen, war bei mir zu einer Art von Tollpunkt geworden. Es lebten da in den vielen Staaten meines Landes in Städten und auf Farmen Tausende,

Digitized by Google

vielleicht Hunderttausende von Leuten, von denen man annehmen durfte, daß sie meine Waren ebensogut kaufen könnten wie die Waren, die irgendein anderer in seiner Fabrik herstellte. Wie beredt hatte ich die Leute umworben! Was für Kniffe hatte ich ausgeklügelt! Mehrere Jahre lang hatte ich überhaupt nichts anderes im Kopf, und die Dollars rieselten mir ins Haus. Na schön, also ich war auf dem besten Wege, reich zu werden. Es war eine gute Gelegenheit. Nach einem günstigen Tage einer günstigen Woche, wenn viele Dollars hereingekommen waren, lief ich ins Freie; war ich dann in eine menschenleere Gegend gelangt, wo ich mich unbeobachtet wußte, so rückte ich mich in den Schultern zurecht und drückte stolz die Brust heraus. In diesem Jahre hatte ich für mich selbst soundso viele Dollars übrig gehabt, im nächsten Jahre würden es soundso viel mehr sein, im übernächsten soundso viel. Indessen drückten sich meine Gedanken keineswegs in Dollarbeträgen aus. Das tun sie bei uns Amerikanern nie. Wer den Amerikaner einen Dollaranbeter nennt, redet Unsinn. Meine Fabrik war soundso groß (daß ich es nur zugebe: sie war ein recht armseliges, aufs Geratewohl betriebenes Ding) — aber bald würde ich eine große Fabrik bauen, dann eine größere, schließlich eine noch größere. Wie jeder echte Amerikaner dachte ich in Größenmaßen.

Meine Phantasie spielte mit Fabriken, wie ein kleines Mädchen mit seinen Puppen. Ho —: da würde eine große Fabrik stehen mit himmelhoch aufstrebenden Mauern; davor würde ein kleiner Rasenplatz sein, Duschbäder für die Arbeiter würde ich einbauen, vielleicht würde gar zu diesem Zwecke ein Springbrunnen auf einem Rasenplatz spielen. Und vor dem Tore dieses herrlichen Gebäudes würde ich in einem mächtigen Auto auffahren.

Oh, wie würde ich da von allen geachtet werden, wie würden da alle zu mir aufblicken! Ich ging in eine kleine dunkle

Digitized by Google

Straße und rückte mich stolz in den Schultern zurecht. Wie groß und erhaben kam ich mir vor!

Die Häuser in der Straße waren winzig und häßlich, und schmutzige Kinder spielten in den Höfen. Mir, dem Träumenden, erschien diese Welt verwunderlich. Nach langem Wandern und Träumen kehrte ich in meine Fabrik zurück, schloß mein Kontor auf, setzte mich an mein Pult und zündete mir eine Zigarette an. Der alte Nachtwächter gesellte sich zu mir. Er war einst Lehrer gewesen, aber er hatte es aufgeben müssen, weil, wie er sagte, „seine Augen nicht mehr recht mitwollten".

Auf meinen einsamen Gängen vermochte ich mich in ein solches Selbstbewußtsein hineinzusteigern, daß ich mir vorkam wie ein Herrscher (wenigstens stellte ich mir das Herrschergefühl ungefähr so vor); sobald mir aber irgendein Mensch nahe kam, zerplatzte etwas in mir. Dann war ich wie ein entleerter Luftballon. Nicht wahr —: in meinen Träumen gebot ich über tausend Arbeiter. Sie waren meine Kinder, ich war ihr Vater und sorgte für sie. Vielleicht würde ich ihnen Musterhäuser bauen, in denen sie wohnen konnten; so eine ganze Siedlung von Musterhäusern rings um meine große Fabrik, das wäre was, he? Die Arbeiter würden meine Kinder sein, und ich würde für meine Kinder sorgen. „Das Land der Freien — Heimstatt aller Braven."

Nun aber war ich wieder in meiner Fabrik, und der Nachtwächter saß bei mir und rauchte. Zuweilen schwatzten wir bis tief in die Nacht hinein. Ja, zum Teufel — er war ein Mensch gerade wie ich, hatte genau dieselben Fragen zu knacken wie ich. Wie konnte ich sein Vater sein? Der Gedanke war lächerlich. Einst, in seinen jüngeren Jahren, war es sein Traum, ein Gelehrter zu werden, aber da „wollten seine Augen nicht mehr recht mit". Was für Wünsche hatten ihn bewegt? Eine Weile redete er davon. Er hatte ein Gelehrter werden wollen, und ich—ich war in jenen Jahren der Jugendträume ja auch eine

Digitized by Google

leidenschaftliche Leseratte gewesen. „Ja, ich wollte wahrhaftig, ich wär so ein gelehrter Mönch geworden, so einer, wissen Sie, wie sie im Mittelalter lebten, einer von denen, die in die Einsamkeit gingen und sich von den Menschen abkehrten und bloß noch fürs Lernen lebten, einer, der ans Lernen glaubte und sein Leben in Demut dem Erforschen ungekannter Wahrheiten widmete. Aber ich verheiratete mich, meine Frau kriegte Kinder, und dann, sehen Sie, wollten meine Augen auch nicht mehr recht mit." Er behandelte die Sache mit philosophischer Ruhe. Es hatte keinen Sinn, sich allzusehr aufzuregen. Nach einer gewissen Zeit überwand man jedes Gefühl der Bitterkeit. Der Nachtwächter hatte einen Sohn, einen Jungen von fünfzehn Jahren, der auch aufs Bücherlesen aus war. „Hats gut, der Junge, kann in der Volksbibliothek alle Bücher kriegen, die sein Herz begehrt. Nachmittags, nach der Schulzeit, bevor ich zum Dienst gehe, liest er mir vor."

Männer und Frauen — viele Männer und viele Frauen! Da waren Männer und Frauen, die in meiner Fabrik arbeiteten; Männer und Frauen, mit denen ich durch die Straßen wanderte — viele Männer und Frauen, die weit und breit über das Land verstreut wohnten, und denen ich meine Waren verkaufen wollte. Ich schickte Reisende aus, um sie besuchen zu lassen — ich schrieb Briefe; wie viele Tausende von Briefen, alle zu demselben Zweck! „Wollt ihr meine Waren kaufen?" — und immer wieder: „Wollt ihr meine Waren kaufen?"

Was für Gedanken gingen den anderen dabei durch den Sinn? Was für Gedanken gingen mir dabei durch den Sinn? Stellen wir uns einmal vor, es wäre möglich, etwas vom Wesen der anderen zu erkennen, ja, auch etwas vom eigenen Wesen zu erkennen. Zum Henker mit solchen Gedanken! Sie konnten mir nicht dazu verhelfen, meine Waren unter die Leute zu bringen. Was für Menschen waren es, alle diese „Leute"?

Digitized by Google

Was für ein Mensch war ich selbst? Wünschte ich mir wirklich eine große Fabrik mit einem kleinen Rasenplatz und einem Springbrunnen davor und einer Mustersiedlung drumherum?

Tage, verbracht mit endlosem Briefschreiben; Nächte, verbracht mit Wanderungen durch fremde, schweigende Straßen. Was war mit mir geschehen? „Ich muß mich betrinken", sagte ich zu mir selbst; und ich ging hin und betrank mich. Ich fuhr mit der Bahn in eine nahe Großstadt und trank, bis etwas wie Fröhlichkeit mich überkam; dann zog ich mit irgendeinem unterwegs aufgelesenen Zechkumpan durch die Straßen, rief Vorübergehende lärmend an, sang Lieder, ging zuweilen in fremde Häuser und lachte und schwatzte mit den Leuten, die ich da traf.

Das war nun etwas, woran ich Freude hatte, und auch den anderen machte es Spaß. Wenn ich so in fremde Häuser kam, halb betrunken, ausgelassen, dann hatten sie keine Scheu vor mir. „Na schön, er möchte gern schwatzen", schienen sie zu sagen. „Das ist aber mal nett!" Es war etwas Trennendes zwischen uns beseitigt, eine Wand war niedergelegt. Wir führten Gespräche, die für in angelsächsischen Anschauungen groß gewordene Menschen ziemlich ungewöhnlich waren —: über die Liebe zwischen Mann und Weib, über den Sinn des Kinderzeugens. Essen wurde aufgetischt. Oft erfuhr ich an einem einzigen solchen Abend mehr vom Wesen der Menschen als sonst in Wochen alltäglichen Umganges. Die Leute waren ein wenig erregt durch den sonderbaren Zufall, der ihnen da zwei fremde Menschen ins Haus brachte. Ich marschierte mit meinem Kumpan frischweg auf die Haustür los und klopfte. Wir lachten. „Hallo, ihr da drinnen!" Manchmal war es das Haus eines Arbeiters, manchmal das eines wohlhabenden Kaufmannes. Ich hatte meinen neugefundenen Freund untergefaßt und begründete unser Erscheinen, so gut es gehen wollte. „Wir

Digitized by Google

sind Reisende. Wir sind ein bißchen beschwipst. Wir wollen uns bloß mal ein bißchen hinsetzen und euch besuchen."

Es war ein wenig Angst in den Augen der Leute zu lesen, aber auch etwas wie Freude. Ein alter Arbeiter zeigte uns eine Reliquie, die er aus dem Bürgerkriege heimgebracht hatte; seine Frau rannte derweil in die Schlafkammer und zog ein anderes Kleid an. Dann erwachte im Nebenzimmer ein Kind und schrie; es durfte im Nachthemd hereinkommen und von mir oder meinem Zechkumpan auf den Arm genommen werden. Das Gespräch berührte ohne Scheu die innersten Angelegenheiten des Menschen. Was war die Bestimmung des Mannes? Was war die Bestimmung des Weibes? Solche Stunden glichen einem tiefen Atemholen; es war, als hätten wir alle etwas voreinander verhehlt, wären nun aber plötzlich zu dem Entschluß gekommen, das Versteckenspiel aufzugeben. Ein- oder zweimal blieben wir die ganze Nacht in dem Hause, in das wir geraten waren.

Und dann mußte ich zurück ans Briefeschreiben — ans Wareverkaufen. Auf meinen Zechfahrten durch die Großstadt hatte ich viele Straßenmädchen gesehen, die an den Ecken standen und verstohlen nach Opfern spähten. Das Wort „Prostitution" wollte mir nicht mehr aus dem Sinn. War auch ich ein Mensch, der sich preisgab? Prostituierte ich mein Leben?

Was grübelte ich mir da zusammen! Hier war ein Schuldschein, unterschrieben und zahlbar bei der Bank. Das hieß: „Heda, Mann, kümmere dich um deine Geschäfte! Du hast andere Leute veranlaßt, Geld in deine Unternehmungen zu stecken. Wenn du hier eine große Fabrik bauen willst, dann sei gefälligst bei der Sache und setz dich auf die Hose!"

Wie oft habe ich in späteren Jahren über mich selbst gelacht, wenn ich an meine damaligen Grübeleien und Aufregungen dachte! Aber es war doch ein Gedanke dabei, der unendlich wohltat, wenn ihn gewiß auch mancher andere als recht

Digitized by Google

unliebsam empfinden wird. Hier ist er: „Ich bin der amerikanische Mensch! Das steht, denke ich, unzweifelhaft fest. Ich bin der kalte, sittenstrenge Mensch des Nordens, in dessen Körper das warme Heidenblut des Südens eingeströmt ist. Das ist die Mustermischung. Ich liebe, und ich scheue mich davor, zu lieben. Seht her: ich bin der amerikanische Mensch, der sich bemüht, ein Künstler zu werden, der nach bewußter Selbsterkenntnis strebt, der sein Wesen und das Wesen anderer staunend wie ein Wunder erlebt, der Freude am Leben haben, aber sie nicht auf betrügerische Art ergattern möchte. Ich bin kein Engländer, kein Italiener, Jude, Deutscher, Franzose, Russe. Was aber bin ich? Ich nehme das alles fürchterlich ernst, zugleich aber lache ich beständig über meine eigene Ernsthaftigkeit. Wie alle echten Amerikaner unseres Zeitalters, so wandere auch ich unablässig im Lande umher und mühe mich, Wurzeln in die amerikanische Erde zu senken, aber es gelingt mir niemals völlig. Wenn ihr behauptet, der amerikanische Mensch sei noch nicht geboren, so lügt ihr. Seht in mir seine typische Verkörperung!“

Das ist in gewissem Sinne ein Spaß über mich selbst, noch mehr aber spaße ich mit dem Leser. Ein so achtbarer und an hergebrachten Formen hängender Mann wie Calvin Coolidge soll mich in sich haben — und ich ihn in mir? Zweifelt bitte nicht daran! Ich habe ihn in mir, ich habe Eugene Debs und die übergeschnappten politischen Idealisten der Weststaaten und Mr. Gary vom Stahltrust — kurz: die ganze Gesellschaft in mir. Ich nehme sie alle widerspruchslos hin als Teile meines Ich. Wollte Gott, sie würden auch mich so hinnehmen!

Betrachten wir nun also dieses mein Selbst, das zu beschreiben ich mich bemüht habe: Es befindet sich innerhalb der Wände eines bestimmten Raumes und innerhalb der Grenzen einer bestimmten Stunde. Warum war gerade dieser Augen-

Digitized by Google

blick so entscheidungsvoll? Das wird mir niemals ganz klar werden.

Es fiel mich an wie ein Sturm —: die Erkenntnis, daß ich Schluß machen mußte mit dem Kaufen und Verkaufen, das überwältigende Gefühl der Unsauberkeit. Ich war meiner ganzen Veranlagung nach ein Geschichtenerzähler. Mein Vater war auch einer gewesen; daß ers nicht wußte, war sein Verhängnis. Ein Geschichtenerzähler kann sich nicht mit dem Kaufen und Verkaufen plagen. Wenn er es tut, so geht er zugrunde. Die stumpfsinnigste und freudloseste Menschengattung, die ich überhaupt kennen gelernt habe, waren die Verfasser heiterer, gefühlvoller Romane, die Maler heiterer, niedlicher Bilder. Das ist die namenlose Verderbnis, die bei uns in Amerika die erzählende Dichtung betroffen hat: daß alles mit den Erwägungen des Kaufens und Verkaufens verquickt wurde. Ein Pferd kann nicht singen wie ein Kanarienvogel, ein Kanarienvogel kann nicht den Pflug ziehen wie ein Pferd; und beide machen sich, wenn sie's versuchen, ganz einfach lächerlich.

* * *

GOETHE

DER BRÄUTIGAM

Geschrieben am 25. August 1828 in Dornburg

UM Mitternacht, ich schlief, im Busen wachte
Das liebevolle Herz, als wär es Tag;
Der Tag erschien, mir war, als ob es nachte —
Was ist es mir, so viel er bringen mag?

Sie fehlte ja! mein emsig Tun und Streben
Für sie allein ertrug ichs durch die Glut
Der heißen Stunde; welch erquicktes Leben
Am kühlen Abend! lohnend wars und gut.

Digitized by Google

Die Sonne sank, und Hand in Hand verpflichtet
Begrüßten wir den letzten Segensblick,
Und Auge sprach, ins Auge klar gerichtet:
Von Osten, hoffe nur, sie kommt zurück.

Um Mitternacht, der Sterne Glanz geleitet
Im holden Traum zur Schwelle, wo sie ruht.
O sei auch mir dort auszuruhn bereitet!
Wie es auch sei, das Leben, es ist gut.

* * *

MAX RYCHNER

PAUL VALÉRY UND SEIN „HERR TESTE"

UM 1890 hat Paul Valéry einige Gedichte, wenig später zwei kleine Schriften in Prosa an die Öffentlichkeit gegeben. Außer von Freunden — darunter André Gide —, die von seinem und seiner Versuche Wert ohnehin überzeugt waren, wurden die ersten Zeugnisse des Dichters kaum bemerkt. Bis 1917 erschien von Valéry nichts mehr. Die ihn zu kennen meinten, ließen den Glauben an seine Schöpfermacht im Wort allmählich verkümmern. Seine ungewöhnlichen Geistesgaben standen außer Frage, doch man vermutete bei ihm jenen Bruch in der Wesensanlage, der bei manchen „Begabten" die Gestaltgebung ihrer Inhalte unmöglich macht. Man wußte Valéry in mathematische Spekulationen versunken, und man glaubte ihn völlig in dieses Gebiet abgetrieben. 1917 erschien, wenige Seiten umfassend, die Dichtung „La jeune Parque" (die junge Parze), in den Jahren darauf einige der 1922 in dem Bande „Charmes" vereinigten Gedichte. Als 1921 eine Zeitschrift durch Umfrage zu erfahren suchte, wer als größter Dichter unter den Lebenden gelte, erhielt Paul Valéry die meisten Stimmen. Dieses vorerst innerfranzösische Urteil hat fast augenblicklich Welt-

Digitized by Google

geltung erlangt. Der Deutsche wird diesem Namen einen zweiten nicht entgegensetzen, sondern an die Seite stellen: Stefan George.

Valéry spricht im Vorwort zu „Herr Teste" davon, wie er sich in seiner Jugend von der Literatur abgewandt habe. Nur bei den wenigsten Dichtern fand er jene äußerste Präzision, die er selber mit höchster Willensanspannung anstrebte. Der Akt des Schreibens, sagt er, fordere immer ein gewisses „Opfer des Intellekts". Den Intellekt jedoch setzt er auf die höchste Stufe der Wertleiter. „Die Dinge dieser Welt interessieren mich nur unter dem Gesichtspunkt des Intellekts. Bacon sagte, dieser sei ein Idol. Ich gebe das zu, aber ich habe kein besseres gefunden." Das reine Denken wird bei Valéry dichterisches Thema. Das ist uns erstaunlich, die wir von der Lyrik Urgebärden der Seele, des Gemüts, des Irrationalen in uns zu fordern gewöhnt sind. Doch warum sollte der reine Geist keine dichterische Kategorie für sich beanspruchen?

Valéry suchte nach einem archimedischen Punkt, von dem aus der Geist alle Methoden der Bewältigung zu Gebot hätte, die ihm überhaupt als Möglichkeiten zugestanden sind. Diesen Punkt zu erreichen gilt es die ungeheuerste Anstrengung, das Bewußtsein zu erweitern und zu steigern. Einen Vorläufer hat Valéry in Lionardo da Vinci gesehen, in dessen ostinato rigore sein eigenes Wesensgesetz wiedererkannt. (In einem Gedicht setzt er „l'adorable rigueur".) „Dieser Apoll", sagt er von Lionardo, „riß mich zur höchsten Höhe meiner selbst empor. Was gibt es Packenderes als einen Gott, der das Mysterium von sich weist, der seine Macht nicht auf die wirre Erregung unserer Sinne gründet, dessen Wunder die Durchhellung seiner selbst, dessen Tiefe eine wohlausgedachte Perspektive ist? Nie erstand für Dionysos ein freierer, nie ein so makelloser, lichtbewehrter Gegner als dieser Held ..."

Der Vierundzwanzigjährige hatte eine verblüffend originale

Digitized by Google

und überzeugende Studie über Lionardo geschrieben. Ein Jahr darauf entstand „Der Abend mit Herrn Teste". Die Fäden zwischen beiden Arbeiten sind nicht abgerissen; Teste trägt Züge von — Valérys — Lionardo, und umgekehrt. Teste ist keine Darstellung eines werkschaffenden Genies; aber sein Lionardo ist das ebensowenig. Denn bei diesem geht Valéry nicht von den Werken aus, sondern von deren Voraussetzungen: er sucht den geistigen Mechanismus, das Wechselspiel der inneren Kräfte, die Gesetzlichkeit der Zielsetzungen, die Spannungsgrade des Willens, das Verhältnis zu den bestehenden Lösungen von Grundfragen des Geistes, das Wesen der Neuartigkeit und Einzigkeit eines großen Geistes zu bestimmen, kurz, die Methodik eines Genies zu erkennen, aus deren Anwendung das Meisterwerk ins Sichtbare tritt. Die Entstehung eines Meisterwerks aber ist Zufall; es bedarf nur einer bestimmten Willensrichtung und des Entschlusses eines genialen Mannes, seine Methoden an einem Stoff oder Vorwurf praktisch anzuwenden. Das potentielle Schöpfungsvermögen bedeutet Valéry mehr als der schöpferische Akt oder als das geschaffene Werk. Denn es ist auf seine eigene Steigerung in jedem Moment bedacht; die Verkörperung eines zeitbedingten inneren Zustandes gilt ihm daneben weniger. Durch die Verleiblichung, die Gestaltgebung, wird der reine Gedanke mit Elementen vermischt, die seinem Wesen fremd sind, die ihn entstellen und ihn in eine niedrigere Existenz herabziehen. Und das Eigentliche, das Funktionelle des Denkens, liegt im ewigen Widerstreit mit der Statik des im Stoff geformten Kunstwerks. „Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, drängt immer fremd und fremder Stoff sich an" — diese Faustverse enthalten dieselbe Resignation über das Unzulängliche der Geistverleiblichung.

Herr Teste versinnbildlicht die genaue Konsequenz der angedeuteten Gedanken. Er ist ein Genie ohne die Leistung. Aber

Digitized by Google

er lebt im potentiellen Zustand des Genies. Daß er keine Erfindung, kein Kunstwerk, keine neue Lehre erschafft und „der Menschheit schenkt", ist ebensosehr Zufall, als wenn er es täte. Er geht bis zum Äußersten in dieser Haltung: für ihn steht fest, daß die größten Geister Männer waren, die starben, „ohne zu gestehen", die ihre Entdeckungen neuer geistiger Gesetze nicht preisgaben.

In diesem Zusammenhang darf folgendes erwähnt werden: einige der meistbewunderten Leistungen Valérys — Lionardo, Die junge Parze, Eupalinos, manche Gedichte — verdanken ihr Dasein in der Sprache bloßen Zufällen, nämlich freundschaftlichen Nötigungen, voreiligen Zusagen, die nachher auf unsterbliche Weise erfüllt wurden. Für „Eupalinos" war Valéry die Zahl der Worte redaktionell vorgeschrieben. „La jeune Parque" nannte er im Untertitel: exercice, Übung. Aus eigenem Antrieb hätte er jene Werke nicht geschrieben; er hatte den Dichter in sich fallen gelassen. Er fühlte sich ihm überlegen. Er konnte ihn jederzeit zu dauernden Leistungen zwingen, wenn er gerade wollte. Er hat nicht bloß einmal den von Gutgläubigen so angestaunten Begriff der dichterischen Inspiration verworfen und an seine Stelle das geistige Wollen gesetzt.

Und nun Herr Teste. Als das Eigentliche gilt ihm die Ausbildung der inneren Möglichkeiten; sein Erzeuger nennt ihn „den Dämon der Möglichkeiten selbst". Die Menschen sind jedoch so, daß sie an die potentiellen Fähigkeiten zu Leistungen erst glauben, wenn sie diese selber vor Augen haben. Auch die Existenz des Dämons der Möglichkeiten muß ihnen durch ein Werk offenbart werden, durch eine im Werk preisgegebene gestaltbegabte Möglichkeit des Dichters. „Herr Teste" ist dieses einzigartige Werk. Es läßt sich mit keinem bestehenden vergleichen.

Edmond Jaloux, ein Kritiker europäischer Literatur von

Digitized by Google

feinster Witterung, nennt den „Abend mit Herrn Teste" einen Roman, eines der stärksten Werke der Gegenwart, das er immer wieder lese, jedesmal mit neuen Entdeckungen. Herr Teste ist mythische Figur geworden. Nach einem Vierteljahrhundert näherte sich der Dichter seinem Geschöpf wieder; es sprach aufs neue zu ihm. So schrieb er ein Vorwort, den „Brief von Frau Emilie Teste", das „Logbuch" und den „Brief eines Freundes". Das Logbuch ist ein intellektuelles Tagebuch. Es enthüllt uns nicht die geistige Struktur des Helden, sondern das Wesen seiner geistigen Prozesse, nicht Gedanken über irgendwelche Dinge, sondern das Denken selber über die Gesetzlichkeit des eigenen Geistes, keine Weltanschauung, aber die Bewegung zu einer Welterfassung. Es sind Bruchstücke zu einem Mythos des Intellekts.

Herr Teste ist die letzte Konsequenz, das Sinnbild individualistischen Denkens genannt worden. Er hat sich von allen Konventionen, allem „Menschlichen" befreit. Selbst die Fragestellungen der Philosophie bedeuten ihm nur Konventionen, von bestimmten willkürlichen Voraussetzungen bedingt. Und diese Voraussetzungen stellt er in Frage. Er macht den Glauben an sie nicht mit. Merkwürdig und erstaunlich nun, wie Valéry diesen seltsamsten Menschen in die Welt einordnet, wie er seine Einsamkeit mit dem Leben in Beziehung bringt. Herr Teste ist nicht etwa ein weltfremder verkauzter Grübler. Er kennt die Mechanismen des sozialen Lebens, wie er die der Einzelseele kennt. Er lebt nicht ohne menschliche Ausstrahlung: er weckt Bewunderung und Liebe. Der „Abend" ist von einem jungen Freund geschrieben, der von Enthusiasmus für Teste erfüllt ist. Und der Brief von Frau Emilie verrät ihre Liebe, die nicht frei ist von Angst, zudem die Verständnislosigkeit und Unterlegenheit der Alltagsmenschen und die christliche, etwas hochmütige Besorgnis des Abbé Mosson um das ewige Heil eines so einsamen selbstherrlichen Geistes. Das Log-

Digitized by Google

buch einzig enthält direkte Zeugnisse von Edmond Teste. Sonst sehen wir ihn nur in der Perspektive von Mittelspersonen. Dadurch wird die Darstellung bis in die sublimsten geistigen Dinge lebendig.

Im folgenden wird der Brief von Emilie Teste abgedruckt. Er ist ein bezauberndes Beispiel von Anmut, weiblichem Reiz, von sprunghaftem Geplauder, welches jedoch das Tiefste eines genialen Mannes, gleichsam nur aus glücklichem Zufall, in die Sprache bannt.

* * *

PAUL VALÉRY
BRIEF VON FRAU EMILIE TESTE

Werter Herr und Freund!

EMPFANGEN Sie meinen Dank für Ihre Sendung und für den Brief, den Sie Herrn Teste geschrieben haben. Ich glaube, die Ananas und die Konfitüren haben nicht mißfallen; ich bin sicher, daß die Zigarren Anklang fanden. Was den Brief anlangt, so würde ich lügen, wenn ich Ihnen darüber das mindeste sagte. Ich habe ihn meinem Manne vorgelesen, und ich habe ihn kaum verstanden. Doch gestehe ich Ihnen, daß ich daran ein gewisses Vergnügen hatte. Die abstrakten oder für mich zu hohen Dinge anzuhören, langweilt mich nicht; es bezaubert mich fast wie Musik. Es gibt einen schönen Teil der Seele, der genießen kann, ohne zu verstehen, und der ist bei mir groß.

Ich habe also Ihren Brief Herrn Teste vorgelesen. Er hörte ihn an, ohne zu zeigen, was er darüber dachte, noch daß er an ihn dächte. Sie wissen, daß er fast nichts mit eigenen Augen liest, von denen er einen merkwürdigen und gleichsam *innerlichen* Gebrauch macht. Ich irre mich; ich will sagen: einen *besonderen* Gebrauch... Aber es ist durchaus nicht das. Ich weiß nicht, wie mich ausdrücken; setzen wir zugleich *inner-*

Digitized by Google

lich, besonders,... und *allumfassend!!!* Sie sind sehr schön, seine Augen; ich liebe sie, die ein wenig weiter sind als alles Sichtbare. Man weiß nie, ob ihnen je etwas entgeht, was es auch sei; oder ob nicht im Gegenteil die gesamte Welt ihnen nur eine bloße Einzelheit alles dessen ist, was sie erblicken, ein Flimmerpünktchen, das einen plagen kann, das aber eigentlich nicht existiert. Verehrter Herr, seitdem ich mit Ihrem Freund verheiratet bin, habe ich mich niemals seiner Blicke bemächtigen können. Das Ding, worauf sie sich richten, ist vielleicht gerade jenes, das sein Geist zu einem Nichts vermindern will.

Unser Leben ist immer so, wie Sie es kennen: das meine nichtig und nützlich, das seine ganz Gewohnheiten und Versunkenheit. Nicht daß er nicht erwachte und, wann er will, nicht erschreckend lebendig wieder auftauchte. Ich habe ihn gern so. Er ist plötzlich groß und furchtbar. Das Triebwerk seiner eintönigen Handlungen zerspringt; sein Gesicht funkelt, er sagt Dinge, die ich recht oft nur halb begreife, aber die nicht mehr aus meinem Gedächtnis schwinden. Aber ich will Ihnen nichts verheimlichen, oder fast nichts: *es kommt vor, daß er sehr streng ist.* Ich glaube nicht, daß irgendein Mensch es so sein kann wie er. Er knickt einem den Geist mit einem einzigen Wort, und ich fühle mich wie eine mißratene Vase, welche der Töpfer zu den Scherben wirft. Er ist streng wie ein Engel, werter Herr. Er gibt sich nicht Rechenschaft über seine Stärke: er hat überraschende Worte, die allzu wahr sind, die die Leute vernichtend niederschmettern, sie inmitten ihrer Dummheit wieder aufwecken, sich selber gegenüber, gründlich ertappt als das, was sie sind, sie, die so selbstverständlich von Albernheiten leben. Wir leben recht bequem, jeder in seiner Sinnlosigkeit, wie der Fisch im Wasser, und einzig durch einen Zufall gewahren wir all das, was die Lebensführung eines vernünftigen Menschen an Torheiten in sich birgt. Wir bedenken nie, daß, was wir denken, uns verbirgt, was wir sind.

Digitized by Google

Ich hoffe fest, verehrter Herr, daß wir mehr wert sind als all unsere Gedanken, und daß es vor Gott unser größtes Verdienst sein wird, versucht zu haben, bei etwas Soliderem zu verweilen als bei den Schwätzereien unseres Geistes mit sich selber — selbst wenn diese Bewunderung verdienten.

Im übrigen bedarf Herr Teste nicht des Redens, um die Menschen seiner Umgebung zur Demut und zu einer fast tierischen Einfalt zu bringen. Sein Dasein scheint alle anderen zu entkräften, und sogar seine Absonderlichkeiten bewirken, daß man nachdenkt.

Aber glauben Sie nicht, er sei dauernd schwierig und bedrückend. Wüßten Sie, mein Herr, wie ganz anders er sein kann! ... Gewiß, er ist gelegentlich streng; aber zu anderen Stunden schmückt er sich mit einer erlesenen und wunderbaren Milde, die von den Himmeln herniederzutauen scheint. Geheimnisvolles und unwiderstehliches Geschenk ist sein Lächeln, und seine seltene Zärtlichkeit ist eine Winterrose. Indessen ist es unmöglich, seine Umgänglichkeit wie seine Gewaltsamkeiten vorauszusehen. Nutzlos, deren Härte oder Milde zu erwarten; er vereitelt durch seine tiefe Versunkenheit und durch die unerfaßliche Gesetzmäßigkeit seiner Gedanken alle die gewöhnlichen Rechenkünste, welche die Menschen auf die Wesensart von ihresgleichen anwenden. Meine Aufmerksamkeiten, meine Gefälligkeiten, meine Unbesonnenheiten, meine kleinen Verfehlungen — nie weiß ich, was sie aus Herrn Teste herauslocken werden. Doch gestehe ich Ihnen, daß nichts mich fester an ihn bindet als dieses Ungewisse seiner Stimmung. Alles in allem bin ich recht froh, ihn nicht allzusehr zu verstehen, nicht jeden Tag, jede Nacht, jeden nächsten Augenblick meines Erdenwandels zu erraten. Meine Seele dürstet nach dem Erstaunen mehr als nach allem andern. Die Erwartung, die Fährnis, ein wenig Zweifel erregen und beleben sie weit mehr, als der Besitz der Gewißheit es vermag. Ich glaube, das ist

Digitized by Google

nicht recht; aber ich bin nun so, trotz der Vorwürfe, die ich mir mache. Ich habe mehr als einmal gebeichtet, daß ich in meinen Gedanken es vorgezogen hatte, an Gott zu glauben, als ihn in seiner ganzen Herrlichkeit zu schauen; und ich ward getadelt. Mein Beichtiger hat mir gesagt, daß dies eher eine Dummheit sei als eine Sünde.

Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen über meine geringe Person schreibe, während Sie einzig etwas Neues von ihm zu hören wünschen, der Sie so lebhaft interessiert. Doch ich bin ein wenig mehr als bloß Zeuge seines Lebens; ich bin ein Stück und gleichsam ein Organ desselben, wiewohl kein wesentliches. Da wir nun Mann und Frau sind, werden unsere Handlungen durch die Ehe einander angepaßt, unsere zeitlichen Bedürfnisse stimmen recht wohl überein, trotz der ungeheuren und unbestimmbaren Verschiedenheit unserer Gemüter. Ich muß Ihnen daher beiläufig von derjenigen sprechen, die zu Ihnen von ihm spricht. Vielleicht sehen Sie nicht ganz klar, welchen Rang ich bei Herrn Teste einnehme, und wie ich mich anstelle, meine Tage in nächster Nähe eines so eigenartigen Menschen zu verbringen, mich ihm so nahe und so fern zu finden?

Die Damen meines Alters, meine wahren oder scheinbaren Freundinnen, sind sehr erstaunt, mich, die so sehr zu einem Dasein wie das ihre geschaffen scheint (da ich eine ganz angenehme Frau bin, keineswegs unwürdig eines verständlichen und einfachen Schicksals), mich fügsam in einer Stellung zu sehen, die sie sich in aller Welt nicht ausmalen können — und das im Leben eines solchen Mannes, der als bizarr gilt, was sie abschreckt und ärgert. Sie wissen nicht, daß die mindeste zarte Regung meines lieben Mannes tausendmal wertvoller ist als alle Liebesbeweise der ihren. Was ist denn ihre Liebe, die sich gleich sieht und sich wiederholt, die seit langem alles eingebüßt hat, was irgendwie überraschend, unbekannt, unmöglich wäre, alles das, was bewirkt, daß die flüchtigsten Berüh-

Digitized by Google

rungen von Sinn erfüllt, von Wagnissen und Gewaltigem umwittert sind, daß der Inhalt einer Stimme die einzige Nahrung unserer Seele ist; und daß endlich alle Dinge schöner, bedeutungsvoller, leuchtender oder dunkler, wichtiger oder nichtiger werden — allein durch das Vorgefühl dessen, was in einer wandelbaren Person sich abspielt, die uns auf geheimnisvolle Weise unentbehrlich geworden ist?

Sehen Sie, verehrter Herr, man muß sich auf Seligkeiten nicht verstehen, um sie von der Angst getrennt zu wünschen. So naiv ich sein mag, ich kann mir wohl denken, was die Lust einbüßt, wenn sie gezähmt und den häuslichen Gewohnheiten angepaßt wird. Eine Hingabe, eine Besitznahme, die sich gegenseitig entsprechen, gewinnen unendlich, glaube ich, indem sie sich in der Unkenntnis ihres Nahens vorbereiten. Diese höchste Gewißheit muß einer höchsten Ungewißheit entspringen und muß sich wie die Katastrophe irgendeines Dramas ankünden, bei dem wir wohl in Verlegenheit gerieten, müßten wir Verlauf und Durchführung von der Anfangsstille bis zur äußersten Bedrohnis der Entscheidung wiedergeben...

Glücklicherweise — oder auch nicht — bin ich meinerseits der Gefühle von Herrn Teste nie gewiß; und es liegt mir weniger daran, es zu sein, als Sie glauben möchten. Ganz seltsam verheiratet wie ich bin, kenne ich doch den Beweggrund. Ich wußte wohl, daß die großen Seelen nur aus Zufall einen Haushalt gründen; oder aber sie tun es, um sich ein warmes Zimmer zu halten, worin das, was an Weiblichem in ihr Lebenssystem eingehen kann, jederzeit faßbar und mit einbeschlossen sei. Den zarten Schimmer einer ziemlich makellosen Schulter zwischen zwei Gedanken aufleuchten zu sehen, ist nicht unangenehm! ... Die Herren sind so; sogar tiefe.

Ich sage das nicht im Hinblick auf Herrn Teste. Er ist so sonderbar! Tatsächlich, man kann nichts über ihn sagen, was nicht im Augenblick selber schon unrichtig wäre! ... Ich

Digitized by Google

glaube, er hat zuviel Folgerichtigkeit in den Ideen. Er verwirrt Einen jeden Moment in ein Gespinst, das einzig er zu weben, aufzulösen, fortzuspinnen versteht... Er dehnt in sich selber so zerbrechliche Fäden ins Weite, daß sie ihre Feinheit nur mit Hilfe und im Einklang mit seiner ganzen Lebenskraft aushalten. Er streckt sie über ich weiß nicht was für eigene Abgründe, und er wagt sich zweifellos, weit entfernt von der gewöhnlichen Zeit, in irgendeinen Abgrund von Schwierigkeiten vor... Ich frage mich, was dort aus ihm wird? — Es ist klar, daß man unter diesem Zwang nicht mehr man selbst ist. Unsere Menschlichkeit vermag uns nicht bis zu so entfernten Einsichten zu folgen. Seine Seele wird ohne Zweifel zu einer einzigartigen Pflanze, einer solchen, die naturwidrig mit der Wurzel und nicht mit dem Blattwerk der Klarheit entgegentreibt!

Heißt das nicht, sich über die Welt hinausstrecken? — Wird er Leben oder Tod finden im höchsten Augenblick seines forschenden Willens? Oder Gott, oder irgendwelche schauderbare Empfindung, im Tiefsten der Gedanken nur der blassen Widerspiegelung seiner eigenen elenden Stofflichkeit zu begegnen?...

Man muß ihn in diesen übermäßigen Entrückungen gesehen haben! — Da verändert sich sein Gesicht — es erlischt!... Noch ein wenig mehr von dieser Selbstversenkung, und ich bin gewiß, daß er unsichtbar würde...

Jedoch, mein Herr, wann er mir aus der Tiefe zurückkehrt!... Es ist, als ob er mich entdeckte wie ein Neuland. — Ich erscheine ihm unbekannt, neu, notwendig... Er reißt mich blindlings in seine Arme, als wäre ich ein Fels des Lebens und der wirklichen Gegenwart, mit dem dieses unmitteilbare Genie zusammenstieße, an den es griffe, plötzlich sich klammerte nach so unmenschlichem, ungeheuerlichem Schweigen!... Er fällt auf mich zurück, als wäre ich die Erde selber.

Digitized by Google

In mir erwacht er neu, er findet sich wieder in mir, welches Glück!

Sein Haupt liegt schwer auf meinem Antlitz, und ich bin Beute der ganzen Gewalt seiner Nerven. Er hat eine Kraft und eine erschreckende Gegenwärtigkeit in den Händen. Ich fühle mich einem Bildhauer, einem Arzt, einem Mörder ausgeliefert unter ihren brutalen und präzisen Griffen; und ich wähne mit Schrecken, in die Fänge eines geistigen Adlers gefallen zu sein ... Werde ich Ihnen gegenüber ganz offen sein? Ich stelle mir vor, daß er nicht genau weiß, was er tut, was er formt ...

Sein ganzes Wesen, das auf einen bestimmten *Ort* an den Grenzen seines Bewußtseins konzentriert war, hat nun sein ideales Objekt verloren, dieses Objekt, das existiert und nicht existiert, denn das hängt nur von ein wenig mehr oder weniger Anspannung ab ... Es war nicht zuviel an all der Energie eines ganzen großen Körpers, um vor dem Geiste den unerbittlichen Augenblick auszuhalten, der zugleich Idee, Ding, Anfang und Ende ist ... Also, verehrter Herr, wenn dieser außergewöhnliche Gatte mich erbeutet und in gewisser Art meistert und mir seine Kräfte aufprägt, habe ich den Eindruck, an die Stelle von diesem Objekt seines Willens, das er soeben verlor, gerückt zu sein. Ich bin gleichsam das Spielzeug eines muskulösen Bewußtseins. Ich sage es Ihnen, so gut ich es kann. Die Wahrheit, die er erwartete, hat meine Gestalt, meine lebendige Festigkeit angenommen; und vermittels einer ganz unaussprechlichen Umschaltung fließen seine inneren Willenskräfte in seine harten und entschiedenen Hände über und entladen sich dort. Das sind recht schwierige Augenblicke. Was tun? ... Ich flüchte mich in mein Herz, wo ich ihn liebe, wie ich will.

Was seine Gefühle mir gegenüber betrifft, was das Urteil anlangt, das er über mich haben kann, so sind das Dinge, um die ich nicht weiß, wie ich nichts von ihm weiß, außer was man sieht und hört. Ich habe Ihnen vorhin meine Vermutungen

Digitized by Google

mitgeteilt; aber ich weiß in Wahrheit nicht, in welchen Gedanken oder Berechnungen er so viele Stunden hinbringt. Ich selber halte mich an der Oberfläche des Lebens; ich überlasse mich dem Gang der Tage. Ich sage mir, daß ich die Dienerin des unfaßlichen Augenblicks bin, in dem meine Ehe sich wie von selber beschloß. Ein vielleicht verehrungswürdiger, vielleicht übernatürlicher Augenblick?

Ich kann nicht sagen, daß ich geliebt werde. Sie müssen wissen, daß dieses Wort Liebe, so unbestimmt in seinem gewöhnlichen Sinn und schwankend zwischen recht verschiedenen Vorstellungen, rein nichts mehr taugt, wenn es sich um die Herzensbeziehungen meines Gatten zu meiner Person handelt. Sein Haupt ist eine versiegelte Schatzkammer, und ich weiß nicht, ob er ein Herz hat. Weiß ich je, ob er mich wahrnimmt; ob er mich liebt oder ob er mich erforscht? Oder ob er sich selber vermittels meiner erforscht? Sie werden begreifen, wenn ich hierbei nicht länger verweile. Letzten Endes fühle ich mich seiend in seinen Händen, unter seinen Gedanken, wie ein Ding, welches ihm bald das vertrauteste, bald das fremdeste der Welt ist, je nach Art seines veränderlichen Blicks, der sich danach einstellt.

Wenn ich es wagte, Ihnen meinen häufigen Eindruck mitzuteilen, wie ich ihn mir selber eingestehe und den ich oft Herrn Abbé Mosson anvertraut habe, würde ich Ihnen mit einem Bild sagen, daß ich mich leben und bewegen fühle in dem Käfig, in den der übergeordnete Geist *allein durch sein Dasein* mich einschließt. Sein Geist schließt den meinen in sich, so wie der Menschengeist den des Kindes oder den des Hundes. Verstehen Sie mich wohl, werter Herr. Zuweilen gehe ich in unserem Haus umher; ich komme und gehe; eine Lust zu singen packt mich und wird groß; ich fliege, von einem Zimmer ins andere tanzend vor improvisierter Fröhlichkeit und unausgelebter Jugend ... Aber so munter ich auch springe, immer fühle ich die Herrschaft dieses machtvollen Abwesenden, der

Digitized by Google

dort in irgendeinem Lehnstuhl sitzt und brütet und raucht und seine Hand betrachtet, an der er langsam alle Gelenke spielen läßt... Niemals fühle ich meine Seele grenzenlos... Sondern umschlossen und umzäunt. Mein Gott! ist das schwer zu erklären! ... Ich will nicht sagen *gefangen*... Ich bin frei, aber ich bin eingeordnet...

Was wir als unser Eigenstes, als höchsten Wert besitzen, ist uns selber dunkel, das wissen Sie ja. Mir scheint, als verlöre ich das Sein, wenn ich mich durch und durch kennte. Gut, ich bin durchsichtig für jemanden, ich werde gesehen und vorausgesehen, wie ich bin, ohne Geheimnis, ohne Schatten, ohne Möglichkeit der Zuflucht zu dem Unbekannten in mir — zu meinem eigenen Unwissen über mich selber!

Ich bin eine Mücke, die im All eines unerschütterlichen Blicks hin und her tanzt und kümmerlich sich hinfristet; bald gesehen, bald nicht gesehen, aber nie außer Sichtbereich... Ich weiß zu jeder Minute, daß ich innerhalb einer Aufmerksamkeit lebe, die allzeit umfassender und allgemeiner ist als all meine Wachsamkeit, immer viel rascher als meine plötzlichsten und raschesten Ideen. Die größten Bewegungen meiner Seele sind ihr kleine bedeutungslose Ereignisse. Und dennoch habe ich mein Unendliches... ich fühle es. Ich kann nicht verkennen, daß es in dem seinen enthalten ist, und ich kann nicht zugeben, daß es das sei. Das ist ein unaussprechliches Ding, mein Herr, daß ich denken und handeln könne, ganz wie ich will, ohne jemals, *jemals* irgend etwas denken oder wollen zu können, das für Herrn Teste unerwartet oder wichtig oder ungekannt wäre...! Ich versichere Sie, daß eine so unablässige und so fremdartige Empfindung sehr tiefe Ideen eingibt... Ich kann sagen, daß mein Leben mir zu jeder Stunde ein fühlbares Vorbild für das Menschendasein in Gottes Gedanken darbietet. Ich habe die persönliche Erfahrung, in der Sphäre eines Wesens zu sein, so wie alle Seelen im Wesen sind.

Digitized by Google

Aber ach! diese selbe Empfindung einer Gegenwart, der man sich nicht entziehen kann, und einer solch innersten Divination besteht nicht ohne gelegentliche Verleitung zu niedrigen Gedanken. Ich komme in Versuchung. Ich sage mir, daß dieser Mann vielleicht verdammt ist, daß ich mich in seiner Nachbarschaft in hohem Maß Gefahren aussetze, und daß ich unter den Blättern eines bösen Baumes lebe... Aber ich gewahre fast augenblicklich, daß diese scheinbar richtigen Überlegungen in sich selber die Gefahr heimlich bergen, gegen die sie mir auf der Hut zu sein empfehlen. Ich errate in ihren verborgenen Windungen eine sehr geschickte Einflüsterung, von einem köstlicheren Leben, von anderen Männern zu träumen... Und ich erschrecke vor mir. Ich überdenke mein Los wieder; ich fühle, daß es ist, wie es sein muß; ich sage mir, daß ich mein Schicksal *will*, daß ich es jeden Augenblick von neuem wähle; ich höre inwendig die so klare, tiefe Stimme von Herrn Teste, die mich ruft... Aber wenn Sie wüßten, mit welchen Namen!

Es gibt auf der Welt keine Frau mit solchen Namen wie ich. Sie wissen, welch lächerliche Namen Liebende einander geben; welche Rufwörter für Hunde und Papageien die natürlichen Früchte der leiblichen Vertraulichkeiten sind. Die Worte des Herzens sind kindisch. Die Stimmen des Fleisches sind elementar. Herr Teste hält im übrigen dafür, die Liebe bestehe darin, *miteinander tierisch-töricht sein zu können*. Jede Freiheit zu Dummheiten und Bestialität. Daher benennt er mich auf seine Art. Er bezeichnet mich fast immer nach dem, was er von mir will. An sich allein schon läßt mich der Name, den er mir gibt, mit einem Wort verstehen, worauf ich gefaßt sein soll oder was ich tun muß. Wenn er nichts Besonderes wünscht, sagt er mir: *Wesen* oder *Ding*. Und gelegentlich nennt er mich *Oase*, was mir gefällt. Doch sagt er mir nie, daß ich dumm bin — was mich gar tief rührt.

Digitized by Google

Der Herr Abbé, der eine große und wohlwollende Wißbegier in bezug auf meinen Mann hat und eine Art von mitleidiger Sympathie für einen so abgesonderten Geist, sagt mir offen, daß Herr Teste ihm schwierig miteinander zu vereinbarende Gefühle einflößt. Er sagte mir letzthin: *Die Gesichter Ihres Herrn Gemahls sind unzählbar!*

Er findet ihn „ein Monstrum von Abgeschiedenheit und einzigartigem Wissen", und er erklärt es, wenn auch mit Bedauern, aus einem Hochmut von jener Art Hochmut, die einen von den Lebenden abtrennt, und nicht nur von den derzeit Lebenden, sondern von den ewig Lebenden; — ein Hochmut, der ganz abscheulich und gleichsam satanisch wäre, würde dieser Hochmut in dieser allzu geübten Seele nicht so scharf gegen sich selber gewandt, und kennte er sich nicht so genau, daß das Böse vielleicht dadurch in seinem Ursprung wie entkräftet wurde.

„Er entzieht sich in entsetzlicher Weise dem Guten," sagte mir der Abbé, „aber er entzieht sich glücklicherweise dem Bösen ... In ihm ist, ich weiß nicht welch eine erschreckende Reinheit, welche Losgelöstheit, welch unbestreitbare Kraft und Erleuchtung. Ich habe niemals ein derartiges Fehlen von Unruhe und Zweifeln in einer sehr tief durchgearbeiteten Geistigkeit beobachtet. Er ist furchtbar ruhig! Man kann ihm kein seelisches Ungemach zuschreiben, keine inwendigen Schatten — und übrigens nichts, was von Instinkten der Furcht oder Begehrlichkeit herrührte ... Aber auch nichts, was auf Nächstenliebe gerichtet wäre."

„Sein Herz ist eine unbewohnte Insel ... Die ganze Größe, die ganze Kraft seines Geistes umgeben und verteidigen ihn; seine Tiefen sondern ihn ab und bewahren ihn vor der Wahrheit. Er schmeichelt sich, dort allein zu sein ... Geduld, liebe Frau. Vielleicht wird er eines Tages irgendeine Fußspur im Sande finden ... Welch glückliches und heiliges Erschrecken,

Digitized by Google

welch heilsames Entsetzen, wenn er an dieser reinen Spur der Gnade erkennen wird, daß seine Insel geheimnisvoll bewohnt ist! ...“

Darauf habe ich zum Herrn Abbé gesagt, daß mein Mann mich oft an einen *gottlosen Mystiker* denken lasse ...

— *„Welche Erleuchtung!“ hat der Abbé gesagt, „welche Erleuchtungen gewinnen die Frauen bisweilen aus der Einfalt ihrer Eindrücke und den Unsicherheiten ihrer Sprache ...“*

Doch sogleich erwiderte er, und zwar sich selber:

— *„Gottloser Mystiker! ... Lichtvoller Unsinn! ... Das ist bald gesagt! ... Falsche Klarheit ... Ein gottloser Mystiker, gnädige Frau, doch es ist keine Bewegung denkbar, die nicht ihre Richtung und Sinn hätte und die nicht schließlich irgendwohin führte! ... Gottloser Mystiker! ... Warum nicht ein Hippogryph, ein Kentaur!“*

— *„Warum keine Sphinx, Herr Abbé?“*

Er weiß im übrigen Herrn Teste in christlicher Weise Dank für die Freiheit, die mir gelassen wird, meinem Glauben zu folgen und mich meinen Andachtsübungen hinzugeben. Ich habe die volle Erlaubnis, Gott zu lieben und ihm zu dienen, und ich kann mich in glücklicher Weise zwischen meinem Herrn und meinem lieben Gatten teilen. Herr Teste verlangt hie und da, ich solle ihm von meinem Gebet erzählen, ihm, so genau ich es vermöchte, erklären, wie ich mich anstelle, wie ich mich bemühe und dabei halte, und er wünscht zu wissen, ob ich mich so aufrichtig hineinstürze, wie ich es glaube. Aber kaum habe ich meine Worte in meinem Gedächtnis zu suchen begonnen, so kommt er mir zuvor, er befragt sich selber, und indem er sich wunderbar an meinen Platz versetzt, sagt er mir über mein Gebet solche Dinge, gibt er mir dafür so genaue Aufschlüsse, daß sie jenes erläutern, es gewissermaßen in seiner verschwiegenen Höhe wieder einholen — und daß er mir Stimmung und Verlangen desselben mitteilt! ... Es ist in seiner Rede ich weiß

Digitized by Google

nicht welche Macht, sehen und hören zu machen, was man an Verborgenstem hat ... Und dabei sind seine Äußerungen menschlich, nichts als menschlich; es sind nur die ganz innersten Formen des künstlich nachgebildeten Glaubens, wundervoll gegliedert von einem an Kühnheit und Tiefe unvergleichbaren Geist! Man könnte sagen, er habe kühl die inbrünstige Seele erforscht. Aber dieser Nachbildung meines glühenden Herzens und seines Glaubens fehlt in grauenhafter Weise sein Eigentliches, welches da ist *Hoffnung* ... Es gibt kein Körnchen Hoffnung im ganzen Wesen von Herrn Teste; und das ist der Grund, weshalb ich ein gewisses Mißbehagen bei dieser Ausübung seines Könnens empfinde.

Ich habe Ihnen für heute nicht mehr viel zu sagen. Ich entschuldige mich nicht, so lang geschrieben zu haben, da Sie es von mir verlangten, und da Sie sich von einer unersättlichen Begier nach allen Taten und Gebärden Ihres Freundes erklären. Doch ich muß schließen. Jetzt ist die Stunde des täglichen Spaziergangs da. Ich will den Hut aufsetzen. Wir werden gemächlich durch die sehr steinigen und gewundenen Sträßchen dieser alten Stadt gehen, die Sie ein wenig kennen. Wir gehen zuletzt dorthin, wohin Sie, wären Sie hier, gern gingen, zu jenem altertümlichen Garten, zu dem alle Leute mit Gedanken, Sorgen und Selbstgesprächen hinuntergehen — so wie das Wasser zum Fluß strebt — und sich notwendigerweise wiederfinden. Es sind Gelehrte, Liebende, Greise, Enttäuschte und Priester, alle möglichen *Weltabgewandten* und von allen Arten. Man möchte sagen, daß sie ihre gegenseitige Entferntheit aufsuchen. Sie müssen wohl gerne sich betrachten, ohne sich zu kennen, und ihre gesonderten Bitternisse sind gewohnt, einander zu begegnen, einander zu ermessen! ... Der eine schleppt seine Krankheit, der andere wird von seiner Bangnis bedrückt; es sind Schatten, die sich fliehen; aber es gibt keinen andern Ort, um die anderen zu fliehen, als diesen, wohin der gleiche

Digitized by Google

Hang zur Einsamkeit ein jedes dieser versunkenen Wesen unwiderstehlich zieht. Gleich werden wir an diesem der Toten würdigen Orte sein. Es ist ein botanisches Trümmerfeld. Wir werden um ein weniges vor der Dämmerung dort sein. Sehen Sie uns, wie wir mit kleinen Schritten gehen, der Sonne, den Zypressen und den Vogelrufen ausgesetzt. Der Wind ist kalt an der Sonne, der bisweilen zu schöne Himmel beklemmt mein Herz. Die verborgene Kathedrale läutet. Hier und dort sind runde, überhöhte Teichbecken, die mir an den Gürtel reichen. Sie sind bis zum Rande voll von einem schwarzen undurchdringlichen Wasser, auf dem die enormen Blätter der Nymphaea Nelumbo hingebreitet liegen; und die Tropfen, die sich auf diese Blätter vorwagen, rollen und funkeln wie Quecksilber. Herr Teste läßt sich durch diese dicken lebenden Tropfen zerstreuen, oder aber er schiebt sich langsam zwischen die Beete mit den grünen Aufschriften, wo die Vertreter des Pflanzenreichs mehr oder weniger gepflegt werden. Er genießt diese ziemlich lächerliche Ordnung und gefällt sich darin, die barocken Namen zu buchstabieren:

Antirrhinum Siculum

Solanum Warscewiezii!!!

Und dieses *Sisymbriifolium,* welcher Jargon! ...

Und die *Vulgare,* und die *Asper,* und die *Palustris,* und die *Sinuata,* und die *Flexuosum,* und die *Praealtum!!!*

— *Das ist ein Garten der Beiwörter!* sagte er jüngsthin, *ein Wörterbuch und Friedhof* ...

Und nach einiger Zeit sagte er zu sich: *„Gelehrt sterben ... Transiit classificando."*

Empfangen Sie, mein Herr und Freund, all unseren Dank und unser bestes Gedenken.

Emilie Teste

Übertragung von Max Rychner

* * *

Digitized by Google

Alfred Kubin: Zeichnung zu der
„Reitergeschichte“ von Hugo von Hofmannsthal

Digitized by Google

PAUL JUNGHANNS

HERODOT UND UNSERE ZEIT

Anläßlich der neuen Insel-Ausgabe von Herodots Geschichtswerk

DAS historische Denken der Gegenwart — oder vielleicht besser: der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — sucht klar und nüchtern, „unvoreingenommen" die Vergangenheit zu betrachten und nur aus den „Quellen", nicht aus unserer eigenen seelischen Lage heraus, ihr Bild zu gestalten. Entstanden als Reaktion auf die „metaphysische Geschichtsbetrachtung des deutschen Idealismus und der Romantik", will es nur Tatsachen sehen. Die Geschichte ist ihm ein in sich geschlossener Ablauf von Tatsachen. Es kommt ihm darauf an, jede Tatsache in den gehörigen Zusammenhang zu stellen, der ihre Notwendigkeit und ihre Bedingtheit erweist und dadurch sie selbst „erklärt". Ist die Tatsache „fixiert", d. h. angeheftet, was natürlich nach allen Seiten möglichst fest geschehen muß, so ist das Ziel erreicht. Auch die Bedeutung der chronologischen Datierung, der Anheftung der Tatsache an einen ganz bestimmten, mathematisch festgelegten Zeitpunkt, charakterisiert dies Verfahren. So ist die Vergangenheit relativiert und fixiert. Sie kann nicht mehr lebendig auf die Gegenwart wirken, wesenformend, willenbildend.

Wie sieht Herodot die Geschichte? — Die Welt ist für das klassische Griechentum ein Kosmos voller lebendiger, göttlicher Kräfte, die überall in Vergangenheit und Gegenwart wirken. In der Natur, aber auch in den großen, das menschliche Dasein formenden Ordnungen des Lebens (auch im „Staat", der Polis) — überall wirken Götter. Erzählungen von der Macht und dem Wirken göttlicher Wesen nennen wir Mythologie; so ist die ganze Geschichte für den Menschen, der in einem solchen Kosmos voller göttlicher Kräfte steht, My-

Digitized by Google

thos. Auch Herodot steht im Innersten noch in einer mythischen Welt und sucht die ganze Fülle des beobachteten Lebens in sie einzuordnen. Wohl ist ihm die weite Welt interessant, und er hat Freude am Forschen, aber alles wird gesehen vom Lebensgefühl seiner Gegenwart aus. Der Gegensatz zwischen Orient und Griechentum, der die Geschichte zur Zeit von Herodots Werken beherrschte, wird für ihn zum tragenden Prinzip der Weltgeschichte; die Mythen, in denen dieser Gegensatz sich ausprägt, sind ihm genau so Wirklichkeit wie die Perserkriege selbst. In einer solchen Anschauung gibt es natürlich keinen historischen Ablauf, keine Chronologie, keine „Tatsachen". Die Vergangenheit, die die Kräfte und die Größe der Gegenwart herangebildet hat, in der dieselben göttlichen Mächte wirken wie in der Gegenwart, ist eigentlich nicht „vergangen", sie ist ein Stück des großen sinnvollen Ganzen, das „Kosmos" heißt, und das war, ist und sein wird.

Das sind zwei Gegentypen. Sinnlos ist es, wenn unser Historismus immer wieder im Vollgefühl seiner Vollendung sagt: „Herodot ist kein wirklicher Historiker." Wirklicher Historiker ist nicht, wer bestimmte Dinge weiß und bestimmte sachliche Methoden befolgt, sondern wer die Mächte der Vergangenheit in sich zu neuem Leben erweckt und durch sie sein Menschentum, seine Persönlichkeit formen läßt. Das sind zu allen Zeiten nur wenige gewesen. Und auch die „historische Methode" hat bestenfalls Wissen angehäuft, also Voraussetzungen, Material geliefert.

Diese Kritik am Historismus bedeutet natürlich nicht, daß Herodots Standpunkt zu erstreben sei. Aber er ist zunächst als Gegenbild zur historischen Auffassung der Gegenwart von Wert. Und dieser Wert wird vielleicht noch lebendiger werden, wenn ich die neuen, um Geltung ringenden Kräfte unserer Zeit, wie ich sie sehe, in ihrer Geschichtsauffassung kurz charakterisiere.

Digitized by Google

Wir leben in einer Zeit des Übergangs. Alte Werte verfallen. Ob die neuen Kräfte stark genug sein werden, eine Neugestaltung herbeizuführen, wissen wir nicht. Die Richtung jedenfalls geht vom Relativismus hinweg zu neuer Bindung, zu neuem Absolutem, — von der Betonung des einzelnen Ich und seiner Selbstgesetzlichkeit zum großen All und den Ordnungen, in die es uns stellt. Da bekommt auch die Geschichte einen neuen Sinn. Sie erscheint nicht mehr nur als Darstellung des Ablaufs von Tatsachen; und selbst was das Beste am Historismus in seinen höchsten Vertretern war, der Wille zur Erkenntnis des Wesens einer vergangenen Lebenserscheinung, auch das genügt nicht — wenn es auch unbedingte Voraussetzung für das Höhere ist. Die Mächte der Vergangenheit sollen wieder lebendig werden; man will auch in ihnen die große, letzte Kraft spüren, die hinter allem Einzelnen steht, und sie aufs eigene Leben wirken machen. Man spürt den Kosmos im weltgeschichtlichen Werden, so wie ihn die Begründer der modernen Naturwissenschaft in den „mathematischen Gesetzen" des Weltalls spürten. Und man hat den Glauben, aus dem Versenken in Wesen und Kräfte vergangener Zeiten Sicherheit und Kraft zum Eingreifen in die großen Fragen der eigenen Zeit gewinnen, den ungeformten Willen daran formen zu können.

Daß dies Streben in gewisser Beziehung verwandte Züge mit dem vorhin geschilderten Lebensgefühl Herodots aufweist, wird fühlbar sein. Unsinnnig wäre es natürlich, zu einer „mythischen Weltanschauung" zurückzustreben. Wir haben die ganze Entwicklung, die zum Historismus geführt hat, „in uns aufzuheben" und neu fruchtbar zu machen; uns kann nur in seiner ganzen Tiefe erfaßtes und erlebtes Wesen vergangener Wirklichkeit das geben, was wir brauchen, — nicht gewaltsames Zurückprojizieren der eignen Sorgen und Wünsche in die Vergangenheit. Aber die Ganzheit des Herodoteischen

Digitized by Google

Weltbildes zieht uns an, und um so mehr, wenn wir beachten, wie in diese Ganzheit Elemente eindringen, die in starker Spannung zu ihr stehen, und die wir nur zu gut kennen: Elemente des Realismus, Rationalismus, Relativismus. Wir sehen die Kräfte am Werke, die bestimmt sind, die große naive Einheit zu zerstören; wir empfinden die Tragik ihres notwendigen Untergangs. Der noch nicht eine Generation nach Herodot geborene Thukydides ist schon völliger Realist. Und hier muß ich auch an das politische Geschehen der Zeit erinnern: Herodot erlebt den Gipfel der athenischen Macht — Thukydides ihren Zusammenbruch. Das zeigt uns die Intensität des Geschehens jener Zeit, zeigt uns auch die Bedeutung der Mächte, die in beiden Männern vor uns stehen.

*

„Herodotos hat diese Nachrichten gesammelt und aufgezeichnet, damit nicht, was die Menschen getrieben, was Griechen und Barbaren Großes und Bewunderungswürdiges geleistet, und weshalb sie miteinander Krieg geführt, mit der Zeit vergessen werde." Mit diesen Anfangsworten bezeichnet Herodot Inhalt und Sinn seines Werkes. Interesse und Freude an der lebendigen Wirklichkeit in ihrer Größe und Wunderbarkeit, das ist der tiefste Grund seines Dranges in die Weite. Entdeckerfreude trägt ihn von Land zu Land; Stolz auf sein Wissen von der weiten Welt zeigt sich überall in der Erzählung, die er nun nach der Rückkehr in die Heimat vorträgt.

Nur Nachrichten will er sammeln. Denn in den Nachrichten liegt das Leben. Die vielen, vielen Märchen, Sagen, Erzählungen, wunderlichen Begebenheiten usw., die er wiedererzählt, sind ihm Teile des Lebens, die ihm interessant erschienen, weil sie ihm neu und fremd waren. Nur was ihm neu und fremd ist, worüber er sich wundert, — das berichtet Herodot von jedem Volke. Denn das Individuum als Eigenwert und Charakter kennt das klassische Griechentum noch

Digitized by Google

nicht. Aber wie berichtet Herodot das alles! Überall ist er innerlich beteiligt, weiß künstlerisch anzuordnen und dramatisch zu spannen. Seine Erzählungskunst kann ich hier nicht schildern; der unermeßliche Schatz der eingestreuten Erzählungen spricht ja auch für sich. Er steht als Künstler und Erzähler in einer Tradition; doch was er selbst neugeschaffen hat in der Einzelformung, dem Stil, wie in der Formung des ganzen Werkes, der Komposition, — wie er, der erste Mensch, der eine umfassende Weltgeschichte und Erdkunde geschrieben hat, durch einen einheitlichen Gedankengang das Werk zu einem organischen Ganzen gemacht hat, das alles zeigt seine künstlerische Größe.

Doch jene Reisen mit ihrer Fülle von Erfahrungen haben eine naheliegende Folge. Ein Beispiel: Die Hellenen verbrennen die Leichen ihrer Eltern und halten es für schlimmste Gottlosigkeit, sie zu essen. Die indischen Kallatier essen sie und würden es für schlimmste Gottlosigkeit halten, sie zu verbrennen (III 38). Oder: Herodot sieht und bewundert die ungeheure Größe und Leistungsfähigkeit des Perserreiches, sieht aber auch seine Schwächen. Ebenso sieht er in andern Staaten die Staatsformen der Tyrannis, der Oligarchie, der Demokratie. Unwillkürlich vergleicht er; an jeder findet er Vorzüge und Schwächen (III 80—82). Das führt in der Konsequenz zur Relativierung aller Lebenswerte. Aber Herodots Empirismus ist noch nicht konsequent, und vollends ist er nicht mit einem methodischen Intellektualismus verbunden.

Dazu sind die alten Mächte in Herodot noch viel zu lebendig. Den Eigenwert des Individuums gegenüber dem All sowie das methodische Ausgehen von der menschlichen Vernunft haben erst die Sophisten zum Prinzip gemacht. Herodot fühlt sich, wie das Griechentum bis zum Sophismus überhaupt, eingeordnet in den belebten Kosmos; er fühlt die lebendige Macht der Götter über sich. Diese Götter sind aber keineswegs aufs

Digitized by Google

Glück der Menschen bedacht; im Gegenteil, sie wollen nicht, daß der Mensch sich glücklich fühle. Wer das nicht erkennt oder sich gar frevelhaft überhebt, wie Kroisos und Polykrates, Kyros und Xerxes es getan haben, den stürzen sie von seiner Höhe hinab in den Untergang. Herodots Solon hat des Menschen Los erkannt (I 32): „Kroisos, du fragst mich nach dem Schicksal der Menschen? In dem langen Leben muß man viel sehen, was man nicht sehen will, und viel Unglück leiden. Das Menschenleben ist steter Wechsel." Nach dem Wesen der Götter zu fragen, nach den Prinzipien ihres Handelns zu forschen ist sinnlos; Herodot spricht möglichst nicht davon. Doch angesichts der Wunder von Größe, Reichtum und Macht, die die Geschichte gesehen hat, empfindet er tief die Nichtigkeit der Welt; besonders bei der Schilderung der Parade des unermeßlichen Perserheeres (VII 44 f.) vor Beginn des verhängnisvollen Feldzuges gegen Hellas spricht er dieses Gefühl ergreifend aus.

Das ist alles andere als eine optimistische Weltanschauung. Sie ist entstanden in den schweren Existenzkämpfen, unter denen das Griechentum sich und seine Kultur entfaltet hat, und sie entband die ungeheure Kraft, mit der das klassische Griechenvolk der Welt getrotzt hat. Gerade Herodot zeigt, in welchen Extremen sich das Schicksal der Griechen bewegte. Eine Niederlage bedeutete völlige Vernichtung, ein Sieg immer weiteren Kampf. Nur durch steten Einsatz der letzten Energie und der schwersten Opfer konnte man sich behaupten. Und doch wußte man nicht, ob man morgen noch im Besitze der Heimat sein würde. Aus solcher Lage erwächst diese Weltanschauung und diese Kraft, in solcher Lage weiß man auch, was man am eignen Boden, am eignen Volke und am eignen Staate hat. Da wird denn auch die ungeheure Macht des antiken Staates über seine Bürger begreiflich, da fühlen wir, warum er seinem Volke Gott war. Ob wir auf die Taten und Schick-

Digitized by Google

sale der Phokäer blicken oder auf die Leistungen der athenischen Demokratie — überall finden wir dieselbe letzte Verbundenheit mit dem Staate. Der ganze Stolz des Griechen, auf seine in Freiheit erwachsene Kultur, auf seine Götter, denen er alles, denen er nun sogar den unmöglich erscheinenden Sieg über die Riesenmacht des orientalischen Despotismus verdankt, dieses nationale und kulturelle Selbstgefühl ist das Letzte, was uns Herodot verkündet.

So sahen wir das Bild eines ganzen Menschen vor uns, aber auch das Bild eines „Menschen in seinem Widerspruch". Herodot steht an der Grenze zweier Zeiten. Er trägt das Lebensgefühl der kulturellen Frühzeit mit ihrem ganzen künstlerischen, religiösen, politischen Gut verarbeitet in sich —, und doch schweifen Blick und Sinn über die Grenze hinaus in neues Land, das Land der Zukunft — doch auch das Land der seelischen Zersplitterung und Auflösung. Wir sind fern davon, Herodot zu idealisieren. Aber wir sehen in ihm Mächte der Geschichte wirken, die auch in unserer Gegenwart lebendig sind und um die Herrschaft kämpfen. Und wir glauben, durch die lebendige Anschauung dieser Mächte und der Menschen, die sie hervorgebracht haben, uns selbst erweitern und vertiefen zu können, den Weg, den wir zu gehen haben, klarer sehen zu lernen. Ehrfurcht aber vor der Sinnerfülltheit und Größe der geschichtlichen Welt, in der wir stehen als Erben unsrer geistigen Ahnen und als freie und verantwortliche Neuschaffende, — das ist das höchste, was das Anschauen des geschichtlichen Kosmos uns lehrt.

* * *

Digitized by Google

Gustave Doré: Holzschnitt zu Balzacs „Contes drolatiques“

Digitized by Google

KARL SCHEFFLER

AUS DEM „JUNGEN TOBIAS"

Zwei Abschnitte aus dem soeben erschienenen Buche gleichen Titels

Sehnsüchtige Jugend

SEHNSUCHT erfüllte die Seele des jungen Johann, auch wenn sie sich nicht auf einen bestimmten Menschen bezog, sondern mehr allgemein auf sein ganzes geistiges Dasein. Sie trieb ihn aus der fröhlichsten Gesellschaft in die Einsamkeit und drängte ihn zu einem melancholischen Selbstgenießen. Wurde ein Familienfest gefeiert oder schenkte ein Feiertag einige freie Nachmittagsstunden, so entfernte er sich oft vom Elternhause, um am Fluß entlang oder durch die Kornfelder dahinzustreifen. Beim Zurückdenken sieht er sich an einem Tag sogar die Stille suchen, der für die Kinder der freudigste Festtag im Jahr war und von dem jede Stunde hätte kostbar sein sollen. Es war der Tag, an dem Jahrmarkt im Dorfe war. Das Haus war dann voller Verwandter und Freunde, die Haustüren blieben weit geöffnet, unaufhörlich gingen die Gäste ab und zu und traten in das Getümmel des Marktes hinaus, das unmittelbar vor der Gartenpforte begann. Vor dem Hause drehten sich zwei Karusselle von früh bis spät, und die Melodieen und Harmonieen ihrer Orgeln verknäulten sich ineinander zu schrecklichen Disharmonieen. Dazwischen ertönten die Glocken, wenn eine Fahrt begonnen oder beendet wurde. Nebenan schlugen Handwerksgehilfen und Bauernburschen mit schweren Holzhämmern auf die Pflöcke der Kraftmesser und blickten stolz um sich, wenn oben das Zündhütchen knallte. In den Schießbuden hörte man die Gewehre knacken und die Figuren tuten und läuten, wenn ein Schuß getroffen hatte; hinter der Zeltleinwand der Trinkbuden sangen die Soubretten, klirrten die Gläser und lärmten die Trinker. Die Kinder liefen mit quäkenden Schreiballons umher, die Ausrufer überschrieen sich, Straße und Platz waren

Digitized by Google

angefüllt mit jenem farblosen Lärm, der entsteht, wenn viele Menschen durcheinander schreien, singen, rufen und lachen, wenn sich Musik und Geräusche jeder Art, wenn sich Knallen, Bellen, Läuten, Quieken und Poltern hineinmischen. Eine dichte Menge festlich gekleideter Dorfbewohner, Städter und Bauern aus der weiteren Umgebung schob sich vorüber; Händler mit Luftballons, roten, blauen und grünen, die zu großen wehenden und schwebenden Trauben zusammengebunden waren, standen darin, über den Köpfen der Menge sausten die Menschen im Karussell vorbei, auf Löwen, Tigern, Pferden und Kamelen reitend, die großen Schaukeln, angefüllt mit kreischenden Mädchen und übermütig in den Tauen hängenden jungen Männern, flogen auf und ab, überall in der Runde versperrten graue Zeltwände den Ausblick und schränkten den Raum ein, alles war erfüllt vom Nebel des von vielen Füßen aufgewirbelten Staubes, und über dem ganzen Markt lag jener Geruch nach Schmalzgebackenem, der wesentlich mit zur Festlichkeit der Stimmung gehörte. Während der ganzen Woche hatten die Kinder die Buden gezählt, auf dem Schulweg hatten sie jeden Wagen, der eine Zeltleinewand trug, bemerkt, und des Nachmittags hatten sie sich schnell von der Arbeit gedrückt, um beim Bau der Karusselle zusehen zu können. Dann hatten sie Geld gespart und erbettelt, hatten alte Schulhefte verkauft und am Festtag selbst bei jedem ankommenden Onkel so lange stumm verlangend umhergestanden, bis er sie verstand und ihnen Marktgeld gab. Gewöhnlich taten die Knaben sich dann in Rudeln zusammen, um mit unruhiger Unersättlichkeit die Genüsse auszukosten. Sie liefen von einem Karussell zum andern und wetteiferten, aus der Holzbirne, die von einem Angestellten in Bewegung gesetzt wurde, den Metallring zu reißen, um so noch einmal umsonst fahren zu dürfen; sie gingen durch den Zuschauerraum eines Zirkus, wo Neger Feuer fraßen und eine Riesendame Kraftstücke vollführte, kauften bestimmte

Digitized by Google

Näschereien in bestimmten Buden, versahen sich mit einer Pistole und mit Amorces, mit einem Blasrohr oder einem Ball, der an einem Gummiband befestigt war, sie suchten sich in den Schießbuden zu übertreffen und wagten ihr Glück in den Würfelbuden, um der Mutter den Gewinn erregt zu bringen, wenn es ein Wirtschaftsgegenstand war; sie blickten heimlich in die streng verbotenen Trinkzelte hinein, wo Tingeltangelsängerinnen gellend ihre Couplets sangen, lutschten zwischendurch an Zuckerstangen, zählten immer wieder das reißend schnell abnehmende Geld und kamen nicht eigentlich zum ruhigen Genuß, weil die Unruhe, alles zu sehen und zu genießen, überall zugegen zu sein, sie nicht zu einem gemächlichen Auskosten des Augenblicks kommen ließ.

Wenn der Trubel aber am lautesten war, wandelte Johann die Lust an, sich allein abseits in die Felder zu schlagen. Er verließ das bunte Treiben, ging still hinten an den Feldgärten entlang und fand sich bald zwischen reifenden Kornbreiten allein. Der Stimmenlärm des Marktes versank, die Musik aber blieb und schwang sich über den Lärm hinaus. So kann die Kunst vom Tageslärm der Wirklichkeit wohl übertönt werden, in der Entfernung aber löst sich der gestaltlose Lärm in nichts auf, und es bleibt allein das melodisch Gefügte. Die Orgeln verfolgten Johann mit ihrem Trompeten und Dudeln noch weit hinaus. Doch wurden auch ihre Melodieen immer undeutlicher, der Wind führte Fetzen der Musik davon, die Harmonieen wurden immer unwirklicher, je weiter Johann ging, die Musik verlor das Gemeine und schien schließlich nur noch aus anmutigen Klängen und Kadenzen zu bestehen. Kein Mensch war auf den Feldern. Die Lerchen hingen hoch in der blauen Luft, über das wehende Korn wanderte das Licht aufglänzend dahin wie über Meereswellen, und vor der sich neigenden Sonne lag ein Staub, der sie rot färbte. Der Knabe wanderte dahin und kam sich wichtig vor, weil er etwas Besonderes tat

Digitized by Google

und auf ein Vergnügen freiwillig verzichtete. Er war zugleich ergriffen von einem unvernünftigen Mitleid mit sich selbst, daß er, fern von der allgemeinen Freude, so einsam umherwandern müsse. Ihm war das Herz sehr voll, doch wußte er nicht wovon. Er begann Gedichte und Verse aus Dramen aufzusagen, die er auswendig wußte. Dann ging er dazu über, selbst stammelnd zu dichten oder Ausrufe und Worte dichterisch aneinander zu reihen. Und da auch das seinem erregten Gefühl noch nicht genugtat, begann er zu singen. Frei erfundene Worte verband er mit frei verbundenen Tonphrasen, Bruchstücke von Chorälen und Opernmelodieen mischten sich hinein, er peitschte sich selbst dramatisch auf, geriet ins Dithyrambische und arbeitete sich so in Erregung und Verzückung hinein, daß er weinend und schluchzend schließlich die Natur, die Sonne, Gott und alles Schöne ansang, daß er Versprechungen, Gelöbnisse, Gebete und Klagen durcheinandermischte und singend in die Sommerabendruhe hinausschrie. Immer noch begleitet von dem Flöten der fernen Musik. „Und unter tausend heißen Tränen fühlt ich mir eine Welt entstehn." Diese Faustworte geben am besten den Zustand wieder. Glück und Leid, die innere Spannung wollten sich irgendwie ausleben. Während die Tränen strömten und Johann die Wollust des Weinens auskostete, empfand er etwas von einem Schaffensrausch, fand er notdürftig Formen für etwas noch ganz Unklares.

In einem weiten Bogen umschritt er so das Dorf, näherte sich ihm wieder von einer anderen Seite, innerlich erschöpft, zuweilen noch aufschluchzend, leidvoll und glücklich. Ihm schien, er sei nun lange genug allein gewesen. Als er sich dem Markt wieder näherte, wuchs der Lärm, das Vergnügen des Augenblicks kreischte auf, die ersten Buden kamen in Sicht, und dann schlug der Trubel wieder brausend über dem Knaben zusammen.

Digitized by Google

Bei seinem unregelmäßigen Leben konnte es nicht ausbleiben, daß Johann bald den Hunger kennen lernte. Wie sehr er auf sich selbst gestellt und vom Elternhaus gelöst war, das empfand er nie stärker, als wenn er ruhelos in den Straßen umherging, ohne imstande zu sein, den Hunger zu stillen. Die regelmäßige Mahlzeit war zu Hause wie die Naturordnung selbst gewesen, und auch unter den Gehilfen daheim kam der Gedanke an wirklichen Hunger nicht auf. Die Härte des Lebens und daß jede Ursache ihre Wirkung im Gefolge hat, spürte Johann erst, als er eines Tages weder mittags noch abends zu essen hatte und des Nachts vor Hunger dann aufwachte. Es fand sich dann freilich wieder Geld für eine Mahlzeit, aber die Verlegenheiten kehrten wieder und wurden immer häufiger. Sie wurden so häufig, daß Johann schließlich eine gewisse Virtuosität gewann, den Hunger auszuhalten. Er lernte mit einer Art von objektivem Interesse die verschiedenen Stadien des Hungers kennen: die erste Mahnung des leeren Magens, wenn die gewohnte Essensstunde überschritten wurde, seine knurrende Unzufriedenheit nach einigen Stunden, seine vorläufige Resignation und die Anfälle von wilder Gier und schmerzhafter Leere am nächsten Tag. Auch sah er zuweilen klar ein, daß niemand ihm helfen werde, wenn er sich nicht selber half, daß er in der Einsamkeit seiner Stube verderben könne, ohne daß zunächst ein Hahn danach krähte. Doch erschütterten ihn selbst diese Prüfungen nicht in dem Gefühl, daß sein ganzes Leben erst eine andere Wendung nehmen müsse, ehe es sich verlohne, ordentlich zu werden. Das Hungern lehrte ihn nicht, sein Geld vernünftiger einzuteilen und für jeden Tag eine bestimmte kleine Summe hinzulegen. Immer wieder stand Johann plötzlich vor dem Nichts. Und er konnte froh sein, daß er von der Natur einen zwar schwächlichen, aber gesunden Körper empfangen hatte, der diese Unregelmäßigkeit aushielt. Einmal kam es vor, daß

Digitized by Google

Johann länger als drei Tage nichts zu sich nahm als Wasser, und daß er dabei eifrig in der Stadt umherlief, um Bekannte zu treffen, sich zu beschäftigen und die Gedanken von den Ängsten, die ihn nun doch befielen, abzuziehen. Der erste Tag war erträglich, am zweiten Tag war es Johann, als nagten Tiere in seinen Eingeweiden, am dritten aber begann ihm schwindlig zu werden, und es stellte sich ein leichtes Fieber ein. Auch kam eine Gleichgültigkeit über ihn, wie er so dahinschlenderte und auf jeder Bank ein wenig ausruhte. Ihm selbst war es verwunderlich, daß ihm niemals auch nur von fern der Gedanke kam, einen Fremden um Hilfe anzusprechen oder sich irgendwo von den anreizend in den Läden ausgelegten Eßwaren einfach etwas zu nehmen. Ihn erfüllte eine große Verwunderung, daß er von der geregelten Ordnung der Dinge scheinbar ganz ausgeschlossen war, daß er weder Pflichten noch Rechte haben sollte, daß er mit keinem festen Band der Gesellschaft und ihren Einrichtungen verbunden war, sondern alles in sich selbst und mit sich selbst abmachen mußte. Er sah auf einem großen Schmuckplatz die Kinder spielen, die Erwachsenen spazieren, sah alle Menschen wie in einer höheren Obhut dahinleben und fühlte sich ganz abseits. Wohl wußte er, daß er sein Geld schlecht zu Rate gehalten hatte; im tiefsten aber fühlte er sich nicht schuldig. So schwach und hinfällig er im Augenblick war und so stark er jetzt die Gefahr fühlte, so war er sich doch bewußt, daß keine Rede davon sein könne, zugrunde zu gehen oder der „Idee" untreu zu werden. Auch bewahrte er gute Haltung, so daß niemand ihm seinen Zustand hätte ansehen können. Endlich fand sich auch hier ein Ausweg, ein Bekannter konnte borgen, er bekam Arbeit und konnte einen bescheidenen Vorschuß nehmen.

In einer solchen Zeit der Mittellosigkeit hatte sich Johann einmal an den Vater gewandt und ihn um Geld gebeten. Der hatte auch etwas gesandt, hatte aber viele Ermahnungen daran

Digitized by Google

geknüpft und hatte es in einem Ton getan, daß die Bitte so bald nicht wiederholt wurde. Eines Tages im Winter aber, als das Geld wieder einmal dahin war und die Gläubiger drängten, setzte Johann sich mit jähem Entschluß hin und schrieb dem Vater, er wisse nicht mehr aus noch ein, und er brauche notwendig ein paar hundert Mark. Er schrieb in seiner Verlegenheit so unvernünftig wie möglich, ohne im einzelnen zu begründen, mit einem gewissen verzweifelten Fatalismus. Einige Tage hörte er nichts. Dann wurde eines Nachmittags der Lehrer der Malklasse in der Kunstgewerbeschule herausgerufen, weil ihn jemand sprechen wollte; er blieb längere Zeit weg, und als er wiederkam, sah er Johann merkwürdig an. Als dieser am Spätnachmittag dann in seinem Zimmer im Dunkeln saß, kam aus der Stube der Wirtin mit einem Male der Vater. Er war persönlich gekommen, hatte aber nicht zuerst den Sohn aufgesucht, sondern den Lehrer in der Kunstgewerbeschule und dann die Wirtin, um sich zu erkundigen und den Sohn zu verklagen. Johanns Zimmer betrat er streng, ohne Gruß, und seine ersten Worte waren: „Entweder spielst du oder du hurst." Er konnte sich die Schulden und das Geldbedürfnis des Sohnes anders nicht erklären und war ganz erstaunt, als er einsehen mußte, daß er völlig auf falschem Wege war, als Johann im einzelnen Rechnung legte und bewies, daß sich die verhältnismäßig bescheidene Schuldsumme aus einem Guthaben der Wirtin, aus Schulden beim Schneider, bei Mitschülern, beim Pfandleiher und aus fälligen Raten der Buchabzahlungen zusammensetzte. Eine besondere Ironie war es, daß auch die aufgelaufenen Ratenzahlungen für eben jenes Konversationslexikon dastanden, das Johann in einer Wallung dem Vater zu Weihnachten zu schenken beschlossen hatte. In alle diese Dinge konnte sich der Vater nicht hineindenken. Er schüttelte den Kopf und hielt eine Strafrede nach der andern, während die Wirtin und ihre Tochter mit dem Ohr an der Tür

Digitized by Google

lagen, und Johann wußte, daß sie horchten. Es kam zu einer heftigen Szene. Johann sprach mit unbeherrschten Worten von der Unerträglichkeit seines Zustandes, und der Vater antwortete mit dem Vorwurf des Undankes. Unversöhnt reiste er wieder ab. Er fühlte sich irgendwie tief beleidigt, war tief enttäuscht, fühlte sich aber auch unsicher, sogar verlegen, und beging den Fehler, dem die meisten Väter verfallen, daß er nicht offen mit dem Sohn über die eigenen Verhältnisse sprach und ihn nicht zum Vertrauten der eigenen Lage machte. Er brachte den Sohn nicht dahin, aus sich herauszugehen und seine Nöte vertrauensvoll darzulegen. Zu einer Klärung führte die Auseinandersetzung nicht. Für Johann blieb alles, wie es war, mit dem Unterschied, daß er nun nicht mehr bei der Wirtin wohnen mochte, die der Vater zur Vertrauten und gewissermaßen zur Richterin gemacht hatte, und daß er auch das Stipendium in der Kunstgewerbeschule aufgab, um wieder in die Praxis zu gehen, weil es ihm unbehaglich war, daß der Vater beim Lehrer gewesen war, und weil er spürte, daß sich dieser Besuch in der Klasse herumgesprochen hatte. Der Lehrer ließ Andeutungen fallen, wonach er annahm, daß Johann ein Stammgast in den Mädchenkneipen sei, die doch im Gegenteil eine Stätte der ödesten Langeweile für ihn waren; und die Mitschüler griffen diese Andeutungen mit der Hellhörigkeit der Schadenfreude auf. So hatte Johanns Brief denn die Folge, daß seine Schulden zwar für diesmal bezahlt waren, daß er dafür aber sein Zimmer und seinen Platz in der Schule verlor. Sein Selbstgefühl war ohnedies schon krank, es wurde durch diese Behandlung der Angelegenheit nicht gesünder. Als eine Nuance, die Johann sehr wohl bemerkte, kam hinzu, daß der grollende Vater keineswegs von seinen Sorgen um den Sohn ganz erfüllt gewesen war, sondern daß er offenbar den Anlaß nicht ungern benutzt hatte, um eine Reise zu machen, die Hauptstadt wiederzusehen und darin umherzuspazieren. Das war mensch-

Digitized by Google

lich erklärlich, jeder würde so empfunden haben; daß dieser stille Genuß am Reisen aber verhehlt, daß Johann moralisch auch für die Reisekosten verantwortlich gemacht wurde, daß der Vater dem Sohn in einem Punkte so ähnlich war und doch ganz anders erscheinen wollte, das gab dem ganzen Abenteuer etwas Lächerliches, ohne daß einer der Beteiligten auch nur einmal gelächelt hätte.

* * *

DER ARME UND DER REICHE

Russisches Volksmärchen

MEIN Bruder war reich, ich aber war arm. Er hatte zwei Laden, einen Mehl- und einen Kramladen; ich hatte nichts. Eines schönen Tages aber war mir das Brennholz ausgegangen. Ich mußte mir beim Bruder ein Pferd ausbitten. „Ssemjon Iwanowitsch," sage ich zu ihm, „gib mir ein Pferd zum Holzführen. Ich habe kein Holz, und ohne Holz ists kalt."

Der Bruder ärgerte sich: „Dich schickt auch der Teufel grad zur unrechten Zeit. Beide Laden sind voll Leut, da mußt du daherkommen. Also nimm dir den Braunen dort", sagt er.

Ich nahm mir das Pferd, doch Schlitten war keiner da. Sapperlot, was tun? Ich gehe also wieder zum Bruder: „Ssemjon Iwanowitsch," sage ich, „gib mir, bitte, einen Schlitten, denn sonst kann ich nicht fahren." Erst hätte er mich auf ein Haar verprügelt, dann sagte er aber doch: „Nimm ihn dir, dort am Zaun."

Ich ging zum Zaun; ist aber weder Zügel noch Kummet vorhanden. Mein Weib freilich, das meint: „Hättest dir eben alles ausbitten sollen, was du brauchst. Was jetzt, wie sollen wir denn fahren?" — „Na," sag ich, „ein drittes Mal geh ich nicht zu ihm, er wollte mich sowieso schon verprügeln..."

Ich nahm das Pferd, band es beim Schwanz an die Deichselstange. „Na, es wird auch ohne Kummet gehen", dachte ich

Digitized by Google

mir. Und ich schlug mein Holz und lud es auf den Schlitten. Das Pferd aber, das zieht nicht: es ist ihm zu schwer. Ich versetze ihm eins mit der Gerte, es reißt an — und reißt sich den Schwanz ab. Hols der Teufel! Was nun... Ich führte das Pferd zum Bruder. Er sieht, daß der Schweif weg ist, und schreit mich an: „Was hast du denn getan? Du hast ihm wohl den Schweif abgehaut, oder was...! Komm zum Friedensrichter!" Und er führt mich zum Richter.

Unterwegs begegnen wir einem reichen Bauer. Die Reichen halten es miteinander. Und so bittet er meinen Bruder zu sich ins Haus. „Ssemjon Iwanowitsch," sagt er, „komm zu mir Tee trinken. — Wohin bist du unterwegs?" — „So und so," sagt der Bruder, „ich hab meinem Bruder da, hol ihn der Teufel, mein Pferd geliehen, und er hat ihm den Schweif abgehaut, und jetzt bringe ich ihn vor den Richter." „Ach was," sagt der andere, „laß ihn doch auch hier sitzen, er soll sich seinen Kummer ein wenig vertrinken." — „Da hast du ihn, den Hundsfott", sagt der Bruder. „Hundert Rubel kostet das Pferd, und er hat es mir zuschanden gemacht!" — „Was wird mit mir vor dem Richter werden?" denke ich mir. „Besser, ich bring mich um..." Ich wollte mich von der Pritsche herabstürzen und mir den Schädel einschlagen. „Dann ists vorbei mit dem Gericht und der ganzen Geschicht", denke ich mir. Und ich beuge mich hinab — und falle mitten in die Wiege. Bei dem Reichen aber hatte die Frau eben ein Kind geboren — und so habe ich ihr Kleines da zu Tod gequetscht.

Jetzt führten sie mich schon zu zweit zum Richter. „Du Hundsfott," sagten sie, „kaum hat sie das Kind geboren, mußt du es schon erschlagen!" — Ich habe es doch nicht zu Fleiß getan, ich wollte mich doch nur selbst erschlagen... Sie führen mich also zum Richter, über eine Brücke. Unter der Brücke aber fährt ein Sohn seinen Vater über das Eis in das Spital. Eins, zwei, springe ich von der Brücke hinab —, dem Alten auf den

Digitized by Google

Kopf und erschlage ihn. Ich wollte mich ja nur selbst erschlagen, aber der liebe Gott, scheints, wollte mich am Leben erhalten.

„Schickt dich der Teufel," schrie mich der Sohn an, „daß du herkommst und Leute totschlägst?" — Und so führten sie mich denn zu dritt zum Richter. „Jetzt ists aus mit mir", denke ich. „Ich muß doch mir einen Stein nehmen und unterm Mantel hinter den Gürtel stecken. Verurteilt mich der Richter, so schlage ich ihm den Schädel ein."

Wir kamen an. Der Richter fragt meinen Bruder: „Weswegen bist du gekommen?"

„Also," sagt mein Bruder, „ich habe dem Bruder da mein Pferd geliehen zum Holzführen, er aber hat ihm den Schweif abgerissen." — „Bist du's, der ihn abgerissen hat?" fragt der Richter. — „Ich", sage ich und klopfe auf den Gürtel. Der Richter aber denkt, ich bringe ihm Geld. „Na, warte," sagt er, „ich werde dir schon sagen, was mit dir deswegen zu geschehen hat... Und weshalb kommst du?" fragt er den Reichen. — „Ich," sagt der, „ich habe ihn mit Ssemjon Iwanowitsch zum Teetrinken gebeten, und er hat mir meinen Kleinen erschlagen." „Bist du's?" fragt der Richter. — „Ich", sage ich. Und ich klopfe wieder auf den Gürtel. — „Na, und weswegen bist du gekommen?" erkundigt sich der Richter beim dritten. „Ich habe meinen Vater ins Krankenhaus geführt unter der Brücke, der aber ist von der Brücke herabgesprungen und hat meinen Vater erschlagen." „Bist du das auch?" — „Ich", sage ich und klopfe wieder auf den Gürtel. Der Richter da aber glaubt, ich hätte einen Haufen Geld im Gürtel stecken. Und so denkt sich der Richter: „Da mußt du wohl zu seinen Gunsten urteilen. Von den dreien dort bekommst du nichts." — Er hängte seine Amtsmedaille um und begann das Urteil zu sprechen: „Also, Ssemjon Iwanowitsch," sagte er meinem Bruder, „gib ihm dieses Pferd ganz, und zwar so lange, bis ihm ein neuer Schwanz nachgewachsen ist." — „Da schau, wie schlau",

Digitized by Google

dachte sich mein Bruder und ging. — „Du aber," sagte er dem Reichen, „gib ihm deine Frau und nimm sie nicht eher zurück, als er dir nicht einen hübschen Knaben gemacht hat." „Teufel, Teufel", denkt sich der Reiche und zieht auch ab. — „Na, und du, Bauer", sagt der Richter zum dritten. „Lege den da in deinen Schlitten und springe selbst von der Brücke auf ihn herab." — „Also, gehen wir", sagt der. Er lud seinen Vater ab, legte mich in den Schlitten, sah hin und her; dann sagte er: „Ach was, dabei kann man sich doch nur selbst erschlagen . . ." Und er spuckte aus und ging.

Der Richter aber erkundigte sich bei mir: „Nun, wieviel hast du mir gebracht?" Ich ziehe meinen Stein heraus und sage ihm: „Hier seht: hätten Euer Hochwohlgeboren nicht zu meinen Gunsten gesprochen, so hätte ich Sie erschlagen." „Um Gottes willen, du hättest mich erschlagen?" sagt der Richter. „Gewiß hätte ich Sie erschlagen", sage ich. — „So ein verdammter Teufel! Ich dachte mir, du bringst mir Geld, und du wolltest mich mit dem Stein erschlagen . . . Na, da hast du zwanzig Kopeken und gehe in gutem!" Ich nahm die zwanzig Kopeken und ging gemächlich nach Haus.

Übertragen von Xaver Schaffgotsch. Aus der soeben in der Insel-Bücherei als Nummer 393 erschienenen Sammlung russischer Volksmärchen

* * *

FELIX TIMMERMANS
MEINE TREUEN HELFER

ICH sitze hier am Schreibtisch. Auf der gelben Tapete hängen die farbigen Bilder von Däumchen, meinem Sohn, von den drei Königen und von den Jahreszeiten. Mein Fenster steht offen auf die kleine Stadt: es ist, als ob die Stadt in meinem Zimmer wäre, ja, sie ist darin. Nur der Turm ist zu groß für den Rahmen meines Fensters, aber er bückt sich in das Wasserglas, in dem eine rote Nelke langsam dahinwelkt. Das edle Schiff der gotischen Kirche treibt wie ein Juwel auf Wellen

Digitized by Google

von roten Dächern, die ehrfurchtsvoll die Hände falten. Unter ihren dünnen Wänden hocken die Geschichten der Menschen, vom Keller bis zum Dachboden, nahrhaft wie Korn, trübselig wie Staubregen oder duftend wie Äpfel. Ihr einziges Leben ist, erzählt zu werden. Jedoch niemand erzählt seine eigene Geschichte. Andere rühren manchmal flüchtig daran, um sich den Sonntag oder den Abend damit zu kürzen. Aber es ist, als ob sie wüßten, daß ich auf sie warte, daß ich sie froh und behutsam behandeln werde, wie Pfirsiche oder Seifenblasen, und vor allem, sie durchtränken werde mit der Geschichte meines Herzens. Das lieben sie so sehr und brauchen es auch! Und sie drängen die Stadt in mein Zimmer, um zu erzählen und erzählt zu werden... o! die Geschichten! Sie sollten einmal in der Dämmerung, wenn die Farben verblassen, hier sitzen und lauschen! Wie sie dann aus den Ritzen der Dachziegel, den Schlüssellöchern, den Schornsteinen und Kellerfenstern flüstern, murmeln und sich um die weißen Bogen drängen, auf die ich morgen schreiben werde... Ich schreibe sie nicht gleich nieder. Ich muß erst einmal darüber schlafen, sie durchträumen; morgens haben sie dann von meinem Blut und von meinem Geist in sich aufgesogen, und ich bin mit ihnen eins geworden. Sie werden zu Hüllen, in denen ich mein Herz ausbreiten, oder auch verbergen kann.

Sie ist eine Mitarbeiterin, die kleine Stadt. Wir passen gut zusammen. So wie sie erzählen muß, so kann auch ich nicht anders, als ihre Geschichte, durch die Geschichte meines unbeständigen Herzens hindurch, den Herzen der Menschen weiterzuerzählen. Ich kann nicht anders, aber ich tue es ja so gern. Als ich in diesem Städtchen Lier auf die Welt geblasen wurde, am Abend des 5. Juli 1886, war ich das dreizehnte Kind von vierzehn. Für mich war kein Platz mehr im Familienstammbuch. Ich war eine Zugabe, und deshalb schrieb man mich dann einfach auf den Umschlag mit den Namen Leo-

Digitized by Google

poldus, Maximilianus, Felix. Ich wuchs heran in den schönen Lierschen Spitzen, wie das Städtchen Lier selber darin aufwächst. Wer macht nicht in Spitzen? Sogar Bäcker und Fleischer betreiben dies noch nebenbei. Es saß bei uns in der Familie. Mein Vater war der Sohn eines Spitzenhändlers, meine Mutter die Tochter eines Schmiedes. Ihre Häuser standen einander gerade gegenüber. Die Liebe verschmolz die beiden Häuser. Und wir wuchsen heran in Spitzen, ich auch, und ich zeichnete bald die Märchenblumen nach und erfand neue. Und früh schon lauschte ich den armen Arbeiterinnen, die die schlohweißen Spitzen ablieferten, ihrer saftigen Sprache, ihren farbigen Gesprächen und derben Geschichten. Und der Vater erzählte uns so herrlich von Schneewittchen, von Rotkäppchen, von Hänsel und Gretel, vom Jesuskind und von Maria und Josef, aber stets war er selber dabei gewesen, und er ließ alles in unserem Lande sich ereignen. Er war es, der den Wolf in „Rotkäppchen" getötet hat. Auch waren ihm die heiligen drei Könige begegnet, der schwarze hatte ihm sogar Grüße für mich aufgetragen. Und so habe ich mir stets das Leben des Jesuskindes in unserem Flandern vorgestellt. Er konnte schöne Lieder singen und spielte für uns mit ausgeschnittenen Puppen den Doktor Faust und den Löwen von Flandern. Und ich versuchte, ihm nachzueifern, erzählte, reimte, zeichnete selber kleine Puppen und spielte Theaterstücke. Und bald spielte ich sie selber mit meinen Freunden auf dem Dachboden oder in einem Schuppen; und nun war es Genoveva von Brabant, die Passion unseres Herrn Jesus oder Smitse Smee, der seine Seele dem Teufel verkauft hatte.

Mein Vater hatte Humor. Ich war ein schlechter Schüler auf der Schule, war meistens einer der Letzten, aber zur Freude meiner Mutter noch nie der Letzte gewesen. Nun aber wurde ich es doch, und bei der Preisverteilung wurde mir nicht ein Buch als Preis überreicht. Traurig verließ ich das langweilige Schul-

Digitized by Google

gebäude. Aber draußen vor der Tür stand mein Vater. Eine Bismarck-Figur, nur viel geschmeidiger... Ich fürchtete, Prügel zu bekommen. Aber siehe, er holte ein Bündel von acht Preisen hervor und sagte, daß sie ihm der Direktor soeben gebracht habe, daß die Verkündigung der Namen falsch und ich der Fünfte meiner Klasse wäre. Und stolz zeigte ich mich bei allen Verwandten, die mir als Belohnung Geld gaben für meine Sparbüchse. Aber als ich nach Hause kam und meine jüngste Schwester das Geld sah, sagte sie, daß sie die Hälfte davon haben wollte. „Warum?" fragte ich erstaunt, und sie antwortete: „Das sind doch meine Preise vom vorigen Jahr!"

Meine Kinderzeit ging vorüber mit Zeichnen, Lesen, Erzählen, und ich träumte davon, ein Kunstmaler zu werden. Ein Schuster in der Nachbarschaft, der wundervolle Geschichten erfinden konnte, sah mich mit anderen Freunden jeden Abend um seine Lampe. Und während er das Leder auf seinem harten Knie weich klopfte, erzählte er Begebenheiten, bei denen er auch stets gewesen war, so daß der Freiherr von Münchhausen ein Kind scheinen mochte im Vergleich zu ihm. Er machte es manchmal so bunt, daß seine mit Spitzenarbeit beschäftigte Frau aufsprang und das Wort „Lügner" dazwischenwerfen mußte. Und allmählich kamen dann die Bücher, und ich besuchte die Akademie, und nach und nach füllte sich mein Rumpelkasten mit Zeichnungen, Theaterstücken, Erzählungen und ... Liebesgedichten.

Wie bei jedem Flamen, so zeigte sich auch bei mir die zwiespältige Natur: ein Zug zur Realität, zum Sinnlichen, und eine Neigung zur Mystik. Meine abendländische Mystik erlag aber bald dem betäubenden Einfluß des Orients, und ich ergab mich dem Studium des Okkultismus, Buddhismus, Kabbalismus und ich weiß nicht wieviel anderer Ismen. Aber ich wagte es nicht, einen Ismus daraus zu wählen und danach zu leben; Angstgefühl, Furcht vor dem Leben und Aberglaube waren die Fol-

Digitized by Google

gen, und hieraus wurde das grausige Büchlein „Die Dämmerungen des Todes" geboren. Es enthielt nicht ein Komma Lebensfreude. Zugleich schrieb ich mit meinem Freunde Anton Thiry die „Beginenhofmärchen", die uns von der Schönheit des Lierschen Beginenhofes eingegeben wurden.

Eine Operation warf mich hilflos aufs Krankenlager. Ich glaubte den letzten Atem auszuhauchen, aber ich tat es nicht. Eine neue Lebensfreude richtete mich auf. Aber jetzt nicht mehr, um den Schlüssel aller Mysterien zu finden, sie konnten mir gestohlen bleiben, sondern um zu leben, dankend und bewundernd zu leben! Und hieraus erwuchs der „Pallieter".

Als dieser beendet war, brach der Krieg aus, und wieder schien es, als ob durch diesen Brudermord meine Lebensfreude wie ein Strumpf zusammenrutschen, wie eine Kerze verlöschen wollte. Im zertrümmerten Städtchen Lier, das mit seinen vielen Wunden so viel Leid erzählte, saß ich mit meiner Frau, deren Mutter und unserem Hund und wartete traurig auf das Ende des Dramas. Aus den Erzählungen und den alten Gebeten dieser Mutter lebten, frisch und farbig wie auf gemalten Kirchenfenstern, die vergessenen Vorstellungen vom Jesuskinde wieder auf, die ich in mein Herz zurückgedrängt hatte. Und ich selber lebte dabei auf, jugendlich wie eine Osterblume, und ich schrieb „Das Jesuskind in Flandern". Nun lauschte ich dem Städtchen, und ich hörte es erzählen aus all seinen Steinen und glitzernden Fensterscheiben. Und der Beginenhof erzählte mir „Die sehr schönen Stunden von Jungfer Symforosa", und ich habe sie nacherzählt. Ein altes Bild aus meinem Rumpelkasten, eine Frau darstellend mit dreistöckig aufgebautem Haar, melancholischen Augen und einem verlangenden Mund, und der Gesang eines wehmütigen Liedes in der nächtlichen Straße waren die Veranlassung zu dem Biedermeierroman „Anne-Marie". Ein fallendes Blatt oder eine weiße Wolke, die über rote Dächer dahintreibt, können manchmal ein Buch entstehen lassen. Eine

Digitized by Google

äußere Veranlassung kann genügen, um einen Faden zu ziehen durch allerhand wirr durcheinander geworfene Gefühle tief in uns und ein einziges Gefühl daraus zu machen. Und immer wieder die Menschen meiner Umgebung, die ich alle kenne, und die ihre Geschichte offen auf dem Angesicht tragen, und die Dächer und Schlüssellöcher, die flüstern! So wurde „Das Licht in der Laterne" angezündet. So schritt „Der Pfarrer vom blühenden Weinberg" durch mein Gemüt; so beschrieb ich „Das schöne Lier", öffnete „Das Triptychon von den Heiligen drei Königen", und so bin ich immer mehr Schriftsteller geworden, was erst gar nicht meine Absicht war. Die Farbe zum Malen wird hart in den Tuben, und ich male doch auch so gern! Immer muß ich es hinausschieben.

Seit Jahren lockt es mich, das Leben des heiligen Franz zu erzählen. Und während ich immer noch hoffe, bald ihn, die Nachtigall Gottes, ehren zu können, schreibe ich jetzt die Geschichte von Peter Breughel dem Ältern, und ich freue mich sehr, daß über ihn so gar nichts bekannt ist, weil ich nun von ihm erzählen darf, was ich will.

Auch höre ich schon das Herannahen der heiligen Katharina von Siena, mit der brennenden Brust; hinter dem Lierschen Turm sehe ich in meiner Phantasie Brügge, die Stadt der goldenen Türme, wo der mystische Spruch in einer ihrer Kirchen „Plus est en vous" mich zu einer Erzählung treibt... Und von dem alten Städtchen Lier, das sich in mein Zimmer drängt, höre ich noch das Murmeln von tausend Geschichten. Sie prügeln sich darum, wer zuerst aufs Papier kommen soll, die „Menschen von Lier". Und dann ist noch dies, und dann ist noch das. Ein Faß Tinte braucht man dazu. Kommt, gebt mir Feder und Papier, wir wollen gleich anfangen! ... Morgen werde ich dann vielleicht malen...

Übertragen von Peter Mertens

* * *

Digitized by Google

Gustave Doré: Holzschnitt zu Balzacs
„Contes drolatiques“

Digitized by Google

EFRAIM FRISCH

ZWEI FRANZÖSISCHE ROMANE

I

Bella

Roman von Jean Giraudoux. Berechtigte Übertragung von Efraim Frisch

DIE Faszination, die von diesem Werke ausging und Giraudoux mit einem Schlage in den Mittelpunkt des Interesses stellte, beruht vor allem auf der merkwürdigen und reizvollen Mischung von Phantasie und Aktualität, auf der blitzenden Antithese, in welcher eine fast klassische Liebesgeschichte mit einer Martialschen Satire auf die herrschenden Männer der Politik verwoben wird. Tiefen Eindruck machten auch der Ernst und die Entschiedenheit, mit welcher hier zwei repräsentative französische Führerfamilien als Typen konfrontiert werden. Giraudoux, der in früheren Werken seine Phantasie über Europa und die Welt tänzerisch schweifen ließ und seine luftigen Gebilde formte, ohne sich irgendwo im Realen niederzulassen, wirft sich hier kühn in den Kampf der Zeit, nimmt entschieden Partei gegen ein politisches System, gegen die pseudoklassische, juristisch-formale, rationalisierte und überaltete politische Routine — nicht aber um ihr ein vages Irrationale entgegenzusetzen, wie es gewisse Jäger nach dem Phantom einer neuen Autorität heute gern tun, sondern jenen anderen ebenso französischen Typus des universalen, aktiven, auf die Zukunft gerichteten erfinderischen Geistes auf allen menschlichen Gebieten, der nicht ein Verächter der Ratio, sondern ihr Mehrer und Förderer ist und der keine höhere Leidenschaft kennt, als die geistigen Eroberungen im Menschlichen verwirklicht zu sehen.

Es war in Frankreich vom Tage des Erscheinens des Romans „Bella" an kein Geheimnis, wer hinter den beiden feindlichen Familien Rebendart und Dubardeau zu suchen sei; in

Digitized by Google

der politischen und literarischen Öffentlichkeit nannte man ungeniert die Namen Poincaré und Berthelot. Und es ist für den Respekt vor der Literatur auch heute noch in Frankreich bezeichnend, daß Poincaré — damals freilich noch nicht wieder im Amte, jedoch bereits als der Wiederkehrende sichtbar —, in einem Interview auf dieses Thema gebracht, nicht umhin konnte, vor dem großen Talent Giraudoux' eine Verbeugung zu machen; ja, er rühmte sich, das Talent seines ihm im Amte damals Untergebenen bald erkannt und gefördert zu haben, und schloß mit der Wendung: Vielleicht wird es Herr Giraudoux einmal doch bedauern, mich derart in die Hölle hinabgestoßen zu haben.

Darf man dieses Werk von Giraudoux zu jenen zählen, welche von dem Erwachen eines neuen Geistes in Frankreich zeugen, so ist es für uns auch besonders interessant, zu konstatieren, daß die neuen Führergestalten, die er den alten hier gegenüberstellt, nicht Produkte einer utopischen Phantasie, einer Wünschbarkeit sind, nein, er befindet sich mit ihnen völlig in der Realität, die ihm so verbürgt ist wie seine eigne, subjektive. Ich finde eine überraschende Bestätigung dafür in dem kurz nach „Bella" vergangenen Sommer erschienenen Buche des Politikers und Philosophen Alain: „Le citoyen contre les pouvoirs". Darin heißt es in dem Abschnitt, der „Les Berthelot" überschrieben ist: „Das Geschlecht des großen Chemikers ist, was menschlichen Wert betrifft, viel kostbarer als die Liliputaner, welche es jetzt in ihren Netzen gefangen halten. Ihr edles ungestümes Blut wirkt wie ein Reagenz- und Lösemittel, das alles, worauf es trifft, Mensch oder Sache, angreift, reduziert oder assimiliert. So wie die Chemie niemals Betrachtung, sondern unablässige Aktion ist, welche die Stoffe kocht, kältet, verbrennt und trennt, so wartet diese Art von Denkern nicht ab, sondern sucht stets und findet einen Weg, indem sie die Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellen, unter-

Digitized by Google

höhlt und zersetzt ... Mag es sich um Pyramiden, Sphinxe oder Buddha handeln, um Malerei oder Eisenfabrikation, um Poesie oder Prosa, um Religion oder Wissenschaft, sofort ist es ergriffen und von diesen unermüdlichen Essern verzehrt und verdaut. Stellen Sie diesen Denker auf einen aktiven Posten, so hat er bereits gehandelt, bevor Sie noch Ihre Einführungsrede beendet haben ..." Man vergleiche damit die Schilderung der Familie Dubardeau im ersten und im sechsten Kapitel von „Bella", und man hat ein seltenes Beispiel von der Verwandlung des Modells in das Typische und Allgemeine durch die künstlerische Phantasie.

Denn Giraudoux ist weit davon entfernt, die Aktualität der Sensation und ihrer pikanten Wirkung wegen zu suchen. Die gegebenen politischen und soziologischen Erscheinungen sind ihm Material, aus welchem seine überlebensgroßen Gestalten geformt sind, die ihre Schatten in die Vergangenheit und in die Zukunft werfen. Eine Liebesgeschichte ist ihm Anlaß zu einem melancholischen und witzigen Jüngsten Gericht in der Politik. Es gelingen ihm dabei Prägungen von der Einfachheit und Gültigkeit klassischer Chronisten: die komplizierte schillernde Figur modernster Raffiniertheit wird in seiner alles einfangenden, beziehungsreichen und dabei erstaunlich präzisen Sprache zu einem Charakter wie bei La Bruyère. Welche Fülle des Stoffes ist in diesen neun dichten, wie Säulen tragenden Kapiteln dieser Erzählung gebändigt — ein wahres Kompendium der Gegenwart, auf klassische Formeln gebracht. Doch dieses klassische Erbe wird von dem phantasiebeflügelten Geist eines neuen unoptimistischen Humanismus gemehrt, der die Kämpfe der Gegenwart in die Farbe der Zukunft taucht. Dadurch erhalten die meisten Vorgänge der Erzählung die besondere, nur Giraudoux eigene Beleuchtung, kommen jene wahrhaft originellen Wirkungen zustande, daß man von seinem Räsonnement gerührt wird, daß Physisches

Digitized by Google

seelisch wirkt und Gefühl sich in Geist wandelt. Das Ergebnis dieser Art Verwandlung der Realität im Geiste des Künstlers ist eine verblüffende Allegorie der Gegenwart.

II

Die Einöde der Liebe

Roman von François Mauriac. Berechtigte Übertragung von G. Cramer

Mauriac nimmt in Frankreich allmählich die Stelle ein, die in der vorigen und vorvorigen Generation Bourget innehatte. Nicht nur wegen gewisser gleicher Tendenzen. Doch hat er unstreitig Elan und Impetus im Zupacken vor ihm voraus, was ihm die Liebe der Jüngeren gewinnt. Sofern der Roman in jenem überkommenen Sinne, wie er für Frankreich noch gilt, seine überragende Stellung in der Literatur behauptet, sieht die literarische Kritik in Mauriac bereits den Meister dieser Gattung unter den Gleichstrebenden. Er hat im Laufe weniger Jahre mit einer Produktion, die bei allem Reichtum stufenweise eine bedeutende qualitative Steigerung zeigte, sich diesen Platz erobert. Schon „Le fleuve de feu" hat mit seinem glühenden Ernst eine große Wirkung geübt, mit „Genitrix" wuchs Mauriac in die Reife des Meisterwerks, und seitdem wird jedes neue Werk von ihm mit Spannung erwartet.

Während die Nachkriegszeit auch in Frankreich zum Teil eine kosmopolitisch schweifende, skeptische, nach neuem Ausdruck suchende, vom Wandel der Zeit tief beeinflußte Literatur von oft bedeutender Qualität hervorgebracht hat, hielt sich das in seiner Bildungstradition noch befestigte Publikum mehr und mehr an die Romanciers, die ihm den Roman ihrer französischen Wirklichkeit darboten, und da Paris tatsächlich nicht mehr der einzige und bevorzugte Schauplatz ist, begannen jene Romane Eingang zu finden, welche Sitten und Leben der Provinz schilderten, die von der neuen Problematik noch unberührt blieb; entwickelte sich jene „regionalistische" Richtung,

Digitized by Google

— die man allerdings mit unserer Heimatkunst nicht verwechseln darf — und die insofern von Bedeutung geworden ist, daß ausgezeichnete Schriftsteller nunmehr nicht immer Pariser sein mußten, und das Sujet ihrer Werke nicht der Pariser Atmosphäre entnommen.

Mauriac nun stellte die Verbindung wieder her zwischen dem hochkultivierten, mit allen Feinheiten des Stils und der Psychologie ausgestatteten modernen Talent, das Sitten und Leben der französischen Gesellschaft in den großen Städten der Provinz und auf dem Lande in vollendeter Form und mit tiefem ethischen Ernst zum Vorwurf nahm, um die ewigen Konflikte der menschlichen Leidenschaft darzustellen, und jenem auf der Kontinuität der Bildung beruhenden Bedürfnis nach dem neuen heutigen Sittenroman.

Manche Kritiker charakterisieren ihn als heidnischen Katholiken oder katholischen Heiden. Und das trifft in der Tat zu, da er die in Frankreich nicht seltene Mischung aufweist: einer heidnischen klassisch gefärbten Naturanschauung und jener pathetischen Religiosität, die in einem echten Katholizismus wurzelt. Sie verleiht seinen Werken die Intensität, welche aus dem sichern Aufspüren des Naturhaften im Gefühl stammt, und zugleich die Vergeistigung, die den Lösungen ein religiöses Motiv gibt. Mag sein, daß jene recht haben, die das Heidnische in seiner Kunst für das spontanere und stärkere Element halten als die offenkundige Katholizität — so ist es doch wohl die letztere, welche ihm die Sicherheit und den Ernst seiner Haltung verleiht, wenn sie zuweilen die Lösung auch zu erzwingen scheint.

„Die Einöde der Liebe" ist unter seinen letzten Werken vielleicht dasjenige, in welchem die auf ihre Höhe gelangte künstlerische Kraft am reinsten wirkt. Der Leidensweg des im Verzicht gealterten Vaters und der in einem Augenblick der Begegnung evidente innere Bankerott des genußfreudigen Sohnes,

Digitized by Google

sind klar und sicher aus ihrer Anlage und der Natur der Frau, auf die sie trafen, gestaltet. Die Note der Öde und Ausweglosigkeit aller jener Kämpfe um das, was die Liebenden als Besitz ersehnen, ist sehr eindrucksvoll gleich zu Beginn angeschlagen, wenn der junge Courrèges gegen das noch unklare Gefühl anzukämpfen hat, daß er nicht mehr in der Fülle steht, daß die Jüngeren ihn bereits zu meiden beginnen, wogegen er sich noch brutal zu wehren sucht, kurz bevor ihm die Begegnung mit der Frau zur Gewißheit seines Schicksals wird; was durch das Milieu der Bar und ihrer Tänzer verstärkt wird. Welche Kraft es ist, die die geistige Natur der Frau stützt und von der Qual des ewigen Liebesdilemmas befreit hat, ist nach der gedrängten Schilderung der Vergangenheit am Schluß nur angedeutet. Hier hat sich Mauriac Zurückhaltung auferlegt, und es wird gleichsam unserer Phantasie anheimgestellt, das helle Licht der Reinheit, das aus dem Wesen des Stiefsohnes strahlt, als das Religiöse zu deuten. — Ein in knappen, klaren Zügen mit meisterlicher Sicherheit gestaltetes Bild der Leidenschaften wird hier in Schicksalen und Charakteren offenbart, das uns manchen neuen Aspekt auf die Beziehungen der bürgerlichen Welt und ihre Veränderungen gibt.

Beiden Werken eignet bei aller Verschiedenheit ihrer Dichter eine Lebensnähe, eine unmittelbare Beziehung zur Wirklichkeit und ihren lebendigen Kräften, welche in vorbildlicher Weise ihre Problematik ergreift und geistig absorbiert.

Von den beiden hier besprochenen Romanen ist die Übertragung ins Deutsche soeben erschienen.

* * *

EIN BRIEF VON HANS CAROSSA

Lieber und verehrter Freund!

Gedenken Sie noch des Abends in Leipzig, wo Sie von der Absicht schwärmten, einmal alle Ihre Autoren und Künstler zu einem großen Fest der Insel einzuladen? Es war wohl mehr

Digitized by Google

im Scherz gesagt; zwar wissen Sie ja, wie sehr freudig jeder einzelne als Gast in Ihre Behausung käme, doch kennen Sie auch zu gut, schon von sich selber her, das gesetzhaft-Eigensinnige, das im Leben innerlichst arbeitender Menschen waltet, als daß Sie es für leicht hielten, ihrer eine größere Zahl zur gleichen Stunde zu vereinigen. Dennoch klang Ihr frohes Wort in mir bedeutsam an, ohne daß ich sogleich wußte warum, bis mir neulich ein Heftchen in die Hand geriet, das Aufzeichnungen aus dem galizischen Feldzug des Jahres 1917 enthält. Ein bewegter Tag ist dort beschrieben, von dem ich nur das Unerläßliche später angeben will; dem Tage aber war ein Traum vorausgegangen, und diesen möchte ich Ihnen wohl erzählen, weil er, auf allerdings phantastische Art, jene besprochene Zusammenkunft vorwegnimmt. Ich befand mich in einer Landschaft, die zugleich Park und Wildnis, zugleich Heimat und Fremde war. Die Stadt Stanislau stand hinter uns in Flammen, und der Kaiser hatte verboten, in das Feuer zu schauen. So ging ich, ohne umzublicken, auf eine weiße Villa zu; ich wußte mich zu einer bestimmten Stunde dort angemeldet, fast war sie schon überschritten, und ich hätte eilen sollen, ging aber immer zögernder und blieb schließlich stehen; denn ich trug einen ganz verfärbten blutbespritzten Waffenrock und schämte mich, so unfestlich gekleidet jenes Haus zu betreten. Dennoch stand ich auf einmal in einem hohen Lichthof, durch den mir eine junge Frau entgegenkam; sie schien mich erwartet zu haben. Meinem unziemlichen Gewand schenkte sie keine Beachtung, und dies beruhigte mich sehr; auch blieb sie gar nicht bei mir stehen, sondern deutete nur lächelnd nach einer Wand und ließ mich allein. Kaum hatte ich halb aufgeblickt, da befiel mich ein Schrecken; denn überallher drehten sich mir die Marmorköpfe mitlebender Dichter, Denker und Künstler nach, deren Wort und Gebild ich seit Jahren verehrte. Kein Laut klang von den steinernen Lippen; aber orga-

Digitized by Google

nisch bewegbar war jedes Haupt am Halse mit dem Marmor der Wand verwachsen, die Augen glühten von groß beherrschtem Leben und sahen streng und leidend auf mich nieder. Vor allen diesen Blicken zu bestehen dünkte mich härter als der Tod; der Wunsch, zu entkommen, wurde übermächtig, und wie's in Träumen geht, erfüllte er sich unversehens, aufatmend betrat ich einen anderen Saal. Hier saßen Gäste feierlich an einer Tafel, zwar schemenhaft, aber deutlich genug, um erkennen zu lassen, daß es die nämlichen waren, deren Blicke mich von jener Wand herab geängstigt hatten. Ich fühlte mich auf einmal als Mundschenk für die Versammelten bestellt und gab eifrig acht, ob irgendwo ein Becher aufzufüllen wäre. Keiner schien übrigens den andern wahrzunehmen; durch gotische Fenster schauten alle schweigend zu den galizischen Stadt- und Flurbränden hinüber, die aber, von hier aus betrachtet, gar nichts Fürchterliches hatten, sondern aus einer himmlischen Musik bestanden, und diese hörte eben auf, als hoch in mattweißem Gewölk, zerfließend groß, ein bläulicher Planet erschien, da lächelten die Gäste wie Erwachende einander an, als wären sie nun endlich zur Gemeinschaft reif. Und obgleich sie auch jetzt nicht miteinander sprachen, so konnte man doch glauben, sie wären in einer sehr wichtigen, fast verschwörerischen Unterhaltung begriffen. Einer, in bestaubtem Mantel, saß nahe dem Eingang, den schwarzen breitkrempigen Hut auf den Knieen, halb einem Geistlichen ähnlich, halb einem wallfahrenden Bauersmann, der nur ein wenig rasten will, um sogleich wieder aufzubrechen, doch war auch an den andern etwas Reisefertiges bemerkbar. Von Zeit zu Zeit berührte sich der eine oder andere vorsichtig mit einem Finger den Hals, und was dies bedeutete, begriff ich beim Anblick einer berühmten Dichterin, die in stolzer Haltung, Buch und Stift in Händen, an einem Ende der Tafel saß und scharf den Planeten im Auge behielt, als läse sie aus den blauen Strahlen etwas ab, das auf-

Digitized by Google

gezeichnet werden müsse. Ihr Kleid war weit ausgeschnitten, und ich sah ihren Hals gerade dort von einer feinen rötlichen Linie umlaufen, wo er vorher mit der Marmorwand verwachsen gewesen war, — da wußte ich, daß alle dieses Zeichen trugen. Ein großes Geheimnis herrschte hier, von dem ich ausgeschlossen war, und umsonst hatte ich Jahre lang mit einem ungeheuren Heer so viele fremde Länder durchzogen, ja, mein ganzes Leben war vergeblich gelebt, wenn es mir nie gelang, auch jener seltsamen Verwundung teilhaftig zu werden.

Dies, lieber Herr Kippenberg, ist der Traum, an den Ihre Rede mich dunkel gemahnte. Der folgende Tag war für die Truppe, der ich damals angehörte, sehr ereignisreich. Schon am frühen Morgen hatten uns die Russen, obgleich ihre Gesamtmacht, nach Kerenskis Niederlage, langsam weichen mußte, mit Heftigkeit angegriffen, dann aber, trotz ihrer Vorteile, das Gefecht abgebrochen und in den unübersichtlichen Maisfeldern bei Davidesti den Rückzug, scheinbar eilig, fortgesetzt. Keinen Toten, keinen Verwundeten, kein Gewehr ließen sie dabei liegen, so musterhaft war an diesem Frontabschnitt ihre Zucht; ja, innerhalb ihrer großen rückgängigen Bewegung waren sie gewissermaßen die Herren der Lage und schrieben den Siegern das Zeitmaß der Verfolgung vor. Dennoch, begreiflicher Weise, wuchs in den Unsrigen mit jedem neugewonnenen Kilometer das Triumphgefühl, und allzu lüftigen Schrittes eilte der Hauptmann mit mir und dem Adjutanten auf der Landstraße weiter; nur wenige Ordonnanzen begleiteten uns. Während ich mich im stillen fragte, wie weit in diesem Stündchen denn die Gegner gelangt sein könnten, merkte ich, daß wir den Zusammenhang mit unserm schwerbepackten, im glühenden Mittag langsam nachrückenden Bataillon verloren hatten, und war herzlich froh, als ein einsames Gehöft unserem Siegeslauf endlich Halt gebot. Das Gebaren der polnischen Besitzer bei unserm Eintreten verriet Staunen und Schrecken, und

Digitized by Google

hastig holten sie eine junge Tochter herbei, die auf dem Gymnasium in Czernowitz Deutsch gelernt hatte. Dieses bleiche, schwermütig schauende Mädchen erklärte sehr höflich, sie alle wären verwundert, Deutsche hier zu sehen, da doch erst vor wenigen Minuten ein russischer Divisionsstab das Haus verlassen hätte und tscherkessische Gruppen, wie sie bestimmt wüßten, in unserem Rücken die Felder durchstreiften. Wie zur Bestätigung fielen draußen scharfe Schüsse, und gleich meldete ein Gefreiter, sie hätten von hinten Feuer bekommen, eine ziemlich starke russische Abteilung nähere sich langsam dem Gebäude. Wir empfahlen den Bewohnern, sich im Keller aufzuhalten, und gingen zu unseren Leuten in den Hof. Diese zehn oder zwölf jungen Schwaben nahmen sich keine Zeit zu sorglichen Gedanken; ohne Befehl abzuwarten hatten sie geladen, und jetzt feuerten sie Schuß auf Schuß und machten Lärm wie eine ganze Kompagnie, so daß die Russen, die es so leicht gehabt hätten, uns einfach mitzunehmen, schließlich stutzig wurden, Deckung suchten und sich eine Weile abwartend verhielten, um später doch wieder heranzugehen.

Bis das Bataillon eintraf und unser Los gerade noch zum Guten wandte, ging eine Viertelstunde hin, die ich nahezu untätig verbrachte; denn wir hatten zwar leider zwei Tote, aber nur einen leicht Verletzten. Ich lag hinter einem Birnbaum und vergegenwärtigte mir ähnliche Lagen aus französischer und rumänischer Zeit; aber dabei kehrte die Seele zu den Gesichten der Nacht zurück. Wieder ging ich durch jenen geträumten Saal, mit Mundschenks Achtsamkeit die festliche Tafel umspähend, und indem ich mich selber schon wie einen Abgeschiedenen empfand, wurde mir ein wunderbar starkes Gefühl von Wert und Art jedes einzelnen der schweigsamen Gäste zuteil. Einer sonderbaren Regung nachgebend, suchte ich mir bald den einen, bald den andern samt allen seinen möglichen Wirkungen von der Erde wegzudenken; aber dann ward ich

Digitized by Google

jedesmal inne, daß auch der Glanz der übrigen abnahm. Ja, nicht eine dieser Wesenheiten konnte fehlen, ohne daß die Seele der Zukunft ärmer würde. Bald entriß ich mich mit einem Ruck dem frevelhaften Gedankenspiel und wählte Wachheit und Gegenwart. Ein Wort Friedrichs des Großen fiel mir ein, das er an d'Alembert geschrieben, „daß nur Zeitgenossen wahre Freunde sind", und es hatte einen ganz neuen und weiten Sinn. Die Einsamkeit großer Schaffender, deren Herz viel zu herrlich ist für dies kleine Leben, ihr dunkles, oft notwendiges Voneinanderabgewandtsein, der strenge Engel, der seinem Erwählten die Hand führt und ihn geheime neue Schreibart lehrt, auf daß nicht zu früh die Welt in sein Heiligtum einbreche, dies alles war dem angespannten Geist erkennbarer und ehrwürdiger als je zuvor; doch sah ich nun auch das tief Gemeinsame, das alle hohen Seelen unserer Tage, mögen sie noch so gesonderte Wege gehen, wie Brüder einigt. Zum erstenmal spürte ich die Unersetzbarkeit irdischer Begegnungen, die zur rechten Sternenstunde erfolgen, und was hätte ich gerade in jenen Minuten gegeben für ein lebendiges Wort aus Meistermund, für einen Gruß von Angesicht zu Angesicht! Aber Kriegsunrast ergriff mich aufs neue, und während wir wieder einmal unsere Toten begruben und uns zum Weiterzuge rüsteten, verlor sich der Nachklang des Traums. Durch alles Geklirre hindurch blieb am Ende nur die sehr einfache Freude, daß weder ich noch jene Traumversammelten schon zu den Abgeschiedenen gehörten, daß alle noch im gleichen Strahl des Daseins atmeten, litten und wirkten.

Diesen kleinen Bericht glaubte ich Ihnen schuldig zu sein. Manches bleibt noch ungesagt, was vielleicht ein späterer Brief oder ein Beisammensein zur Sprache bringt.

In herzlichem Gedenken

Ihr

Carossa

Digitized by Google

Zurückgewandt schau ich den Pfad.
Nun beginne mir ich Licht
Fern von Dämmerung erste Klage.
Nun Himmel sind zerrissen

Morgenbirg und offnen Lüften
Geworben weit, in Lieb zerschmolzen.
Städte, die mir wüstes Durchzogen,
Sind hin wie Gestern Lied

Hallo Volks streift schäumend.
Durch unendlich ist Gestirnen Kreis.
Große blaue Farben schlingen
Sich mir Leiden vor und rück.

Hans Carossa

Digitized by Google

ANEKDOTE

Max Liebermann tritt in eine Buchhandlung. „Sahren Sie mal, da is mir so'n oller chinesischer Schmöker empfohlen wordn, den mecht' ich zu Weihnachten verschenken. Heißt unjefähr so wie ‚Eisbein und Edeljazz'..."

Er meinte „Eisherz und Edeljaspis"...

Klabund im „Berliner Börsen-Courier".

★

DER SPIEGEL

HERMAN TEIRLINCK, DAS ELFENBEINÄFFCHEN

Ein neuer Dichter geht voran

DIE umständliche Überschrift soll sagen, daß ich diesmal das Beste nicht zuletzt, sondern zuerst nennen will. Und zwar einfach aus spontaner Begeisterung für ein Buch, dessen Verfasser eben kein „Verfasser", sondern ein echter Dichter ist, ein in Deutschland noch kaum bekannter dazu. Herrgott, was ist das für ein Gefühl, inmitten von unsäglich vieler, teils sehr ernst begründeter, größtenteils gänzlich überflüssiger Literatur einem neuen Dichter zu begegnen! Einem Buche, das man von Seite zu Seite mit steigender Aufmerksamkeit bis zur völligen Hingabe liest! Einer Welt der Gestaltung, die ganz das innerste Abbild unseres menschlich-allzumenschlichen Seins ist. Kurzum: einer vollblütigen Dichtung, der künstlerischen Gestalt jener höheren Wahrheit, die nicht in der „Wirklichkeit", sondern in schicksalbestimmter Erkenntnis sich erschließt. — Der neue Dichter, ein Flame, heißt Herman Teirlinck, sein Roman ist „Das Elfenbeinäffchen" betitelt... Ein „Roman aus dem Brüsseler Leben"; die Brüsseler Haute volée, die Stadt selbst, eine politische Verschwörung, — das alles ist lediglich Hintergrund für eine Erzählung, deren innere Entwicklung ganz unabhängig von dem Komplex „Brüssel" ist. Diese Erzählung könnte sich, unter wenig geänderten Voraussetzungen, durchaus ähnlich in Kopenhagen, Prag, München, Genf abspielen, — denn sie ist, nochmals sei es betont: keine Darstellung einer genau zu bestimmenden, fest umgrenzten Realität, sondern Gestaltung tief ineinander verschlungener, allgemeingültiger menschlicher Schicksale. Das „Elfenbeinäffchen" aber, — d. h. tatsächlich eine kleine elfenbeinerne Affenfigur —, ist ein Symbol für die zerstörerisch treibende Kraft in den Schicksalen dieses Buches... Es ist die unendliche Lebensfülle, die hier auf einem Raum von 460 Kleinoktavseiten meisterhaft verdichtet ist, — diese Lebensfülle, die uns mächtig gefangen nimmt, die hohe Kunst eines großen Gestalters, die großherzige Haltung eines Dichters, dem die Idee des

Digitized by Google

Schicksals tiefe Erkenntnis alles Menschlichen und die Kraft gab, das jenseits von aller Realität erschaute Sein alles Lebendigen in einer elementaren Form vernehmbar zu machen.

Hans Teßmer in den „Dresdner Nachrichten".

★

KARL SCHEFFLER, DER JUNGE TOBIAS

Karl Scheffler, der bekannte Essayist und Kunstkritiker, hat Erlebnisse und Erfahrungen seiner Jugendzeit aufgezeichnet in dem Buch „Der junge Tobias". „Eine Jugend und ihre Umwelt" heißt es im Untertitel, und die Schilderung dieser Umwelt, dieses Deutschland in den Jahren 1870 bis 1900, findet wohl nirgends ihresgleichen. Wie da, in einer Prosa, klassisch rein und klar, dabei doch mitreißend lebendig, in einem ersten Kapitel „Dorf und Stadt" das Fundament für alles Folgende gelegt wird, wie die Verschmelzung von Dorf und Großstadt ohne irgendwelche romanhafte Handlung, doch in all ihrer Menschenschicksale gewaltig bewegenden Kraft und Größe dargestellt wird, sozusagen nur aus dem Material, ohne kunstgewerbliche Zutat – das hat mich, ich gestehe es, in dem lautesten Alltagstrubel bewundernd still und fast feierlich gemacht... Diese Einleitung – und hernach die Charakteristik der drei Männer voriger Generation und viele Züge der Jugendentwicklung selbst – das alles gibt dem Buch Wert und Würde über diese Zeit hinaus; es ist ein Lebensdokument männlicher Art, das vielleicht gerade auch manchem romanfremden Mann das Lesen wieder einmal zur Freude macht.

„Nimm und lies."

★ ★ ★

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Mit großen Hoffnungen haben wir als erste unserer Frühjahrsneuigkeiten den „Jungen Tobias" von Karl Scheffler hinausgesandt, ein Buch, dessen Wesen sich aus dem Untertitel „Eine Jugend und ihre Umwelt" erklärt. Die Jugendgeschichte Karl Schefflers ist es, der sich aus einem Handwerker unter vielen Hemmungen zu einem geistigen Arbeiter entwickelt hat und in dessen Schicksalen sich ein Bild der Zeit zwischen 1870 und 1900 getreulich abspiegelt. Wir durften sagen, daß dieses Buch jenseits aller literarischen Moden stehe, daß es der Extrakt eines ungewöhnlichen Lebens, ein Bekenntnis ohne Scham, einer jener Rechenschaftsberichte sei, die die Deutschen seit 150 Jahren zu schreiben und zu lesen nicht müde werden. Wir übergeben den deutschen Lesern dieses Buch der Selbstbeschauung und Selbstbesinnung im Vertrauen, daß seine starke aufbauende Kraft an vielen Herzen sich erproben möge. Die deutschen Zeitungen haben bereits in großer Fülle Auszüge und Besprechungen gebracht.

Digitized by Google

Das neue Buch von Albrecht Schaeffer hat den Titel „Der goldene Wagen. Legenden und Mythen" und enthält eine Sammlung der in den letzten Jahren gedichteten und zum Teil an verschiedenen Stellen gedruckten Balladen und dramatischen Dichtungen. Von diesen heben wir die dramatische Mythe „Die Wand" hervor, eine Szene, die im Jahre 1797 in dem Gasthaus einer kleinen Landstadt am Zürcher See zwischen Goethe, Heinrich Meyer und einer reisenden Dame spielt.

Georg Munk, unter welchem Pseudonym unsere Freunde die Gattin Martin Bubers schätzen, hat sieben Geschichten unter dem Titel „Die Gäste" zusammengefaßt, von denen einige den Lesern des „Inselschiffs" und des „Insel-Almanachs" bereits bekannt sind.

Über Rudolf Kassners Bücher schrieb Max Mell: „Hier sind die Resultate, die zum Wesentlichsten gehören, was uns die Generation der nun Fünfzigjährigen gebracht hat; deren erster Gewinn schon früh, sofort mit den ersten Äußerungen dieses künstlerischen Temperaments, ersichtlich war; und die sich dann, in den schmalen Bänden, deren gewählte Überschriften selbst schon von einem Schönheitssinn hoher und klassischer Schulung geformt schienen, uns von Jahr zu Jahr bedeutungsvoller geworden sind." Von Rudolf Kassner sind soeben „Die Mythen der Seele" erschienen, ein Essayband mit folgendem Inhalt: Der ewige Jude. Eine physiognomische Studie und eine Kindheitserinnerung. – Die Hochzeit zwischen Himmel und Hölle. – Christus und die Weltseele. – Der größte Mensch oder die heilige Zahl. Ein imaginäres Gespräch.

Aus seinen vor Jahren unter dem Titel „Das Märchen der 672. Nacht" erschienenen Erzählungen hat Hugo von Hofmannsthal drei ausgewählt, die wir mit Zeichnungen von Alfred Kubin in einer Vorzugsausgabe von 670 Exemplaren veröffentlicht haben.

Das neue Werk von Sherwood Anderson, dessen charakteristisches Porträt wir unsern Lesern in diesem Hefte zeigen, „Der Erzähler erzählt sein Leben", übertragen von Karl Lerbs, bedeutet dem europäischen Leser eine zweite Entdeckung Amerikas, die Entdeckung der amerikanischen Seele. Es ist das Buch eines Amerikaners gegen den Amerikanismus, gegen jene flinke, glatte, unbekümmert oberflächliche Tüchtigkeit, die leider vielen in Europa als Lebensideal erscheint. Der Dichter spürt in sich mit verwirrender Gewalt den Blutschlag europäischer Ahnen, er sieht mit unerbittlicher Schärfe den Bruch in der amerikanischen Entwicklung und die Hohlheit des smarten Zivilisationsbetriebs.

Der große englische Schriftsteller D. H. Lawrence, den in Deutschland bekannt gemacht zu haben wir uns als ein Verdienst anrechnen, gibt in seinem neuen Roman „Liebende Frauen" das Bild einer in hoffnungslosem Individualismus auseinanderfallenden Gesellschaft und schafft damit eine Tragödie, die den modernen Menschen in unmittelbarster Weise angeht und aufregt. Liebe und Verliebtheit in allen Formen stürzen in Konflikte und locken heftigere Instinkte hervor.

Digitized by Google

Das französische Schrifttum ist mit den Namen François Mauriac und Jean Giraudoux und deren Romanen „Die Einöde der Liebe" und „Bella" vertreten. Man lese hierüber den Aufsatz, den Efraim Frisch für dieses Heft geschrieben hat. In Frankreich haben diese beiden Romane bisher Auflagen von 40000 und 33000 Exemplaren zu verzeichnen.

Die neue Ausgabe der „Dreißig tolldreisten Geschichten" von Honoré de Balzac mit den unvergleichlichen Bildern von Gustave Doré liegt nunmehr in zwei schönen Bänden vor. Es war mit vieler Mühe gelungen, die echten Holzstöcke, die seinerzeit nach Dorés Vorlagen geschnitten wurden, in Paris wieder aufzufinden. Mit den von ihnen genommenen Galvanos wurden die Bilder dieser Ausgabe gedruckt.

Die Erzählung „Der Berg der Träume" von Arthur van Schendel ist ein Märchen von so besonderer Art, daß man es das Märchen aller Märchen nennen möchte. Reine Lust am Phantasieren, bewußte Symbolik und eine erstaunliche Vertrautheit mit den Märchen und Sagen aller Völker haben die Vision des großen niederländischen Dichters befruchtet und diese reizvolle Erzählung von dem Knaben Reinbern hervorgebracht, der auf dem Berg der Träume die höchste Glückseligkeit sucht.

Von unserer Ausgabe der Märchen aus 1001 Nacht ist der fünfte Band erschienen, womit das Werk bis zur 899. Nacht gediehen ist; da der Bearbeiter nunmehr sein schwieriges Werk nahezu vollendet hat, so dürfen wir hoffen, den letzten Band um die Jahreswende vorlegen zu können.

Als Dünndruckausgabe in einem Bande erschien in einer neuen, vorzüglichen Übertragung von Theodor Braun „Das Geschichtswerk des Herodot", des weltumfassenden kraftvollen Menschen, der an der Grenzscheide zweier Zeiten steht. Das Bild dieses Menschen einer aufsteigenden Kultur, deren Umfang und Gegensätze er lebendig in sich darstellt, ist der Spiegel einer großen Zeit voll von Kräften und Zielen; so ist gerade für uns Herodot zu neuem Wirken berufen.

Mit einiger Verspätung erscheint der sechste Band des Jahrbuchs der Sammlung Kippenberg, aus dessen reichem Inhalt wir die folgenden Aufsätze hervorheben: Pollmer, Caroline Ulrich und Goethe — Bibliographie der Werke von Christian August Vulpius — Ebstein, Schillers Krankheiten — Kippenberg, Die Faustsage und ihr Übergang in die Dichtung — Kleinere Mitteilungen (Verirrtes Büchlein — Haydns 42 Kanons — Goethe und Nauwerck) — Ungedrucktes aus der Sammlung Kippenberg (Briefe und Aufzeichnungen Goethes, Karl Augusts und der Großherzogin Luise).

Der amtliche Katalog der Internationalen Buchkunst-Ausstellung, Leipzig 1927, dessen Vertrieb unserm Verlag übergeben wurde, ist bei Ausgabe dieses Heftes in den Buchhandel gelangt.

Von der Faksimile-Ausgabe der Manesseschen Liederhandschrift ist soeben die fünfte Lieferung versandt worden. Das große Werk geht seinem Ende zu.

Digitized by Google

Nach langjähriger, sorgfältigster Vorbereitung ist ein neuer Druck der Cranach-Presse erschienen, ein Werk, worin versucht ist, eine vollkommene Harmonie zwischen Schriftbild, Illustrationen und Papier herzustellen. Es sind dies die Eclogen Vergils in der Ursprache und deutsch übersetzt von Rudolf Alexander Schröder, mit Illustrationen gezeichnet und geschnitten von Aristide Maillol. Die deutsche Auflage beträgt 250 Exemplare auf Handpapier, 36 Exemplare auf besonderem, aus reiner Chinaseide und Hanffasern hergestelltem Papier und 8 Exemplare auf Pergament. Einen neuen Druck der Ernst Ludwig-Presse zeigen wir in „Der Nibelunge Not" an; von den 135 Abzügen gelangen 35 in den Handel.

In einer kleinen Anzahl von Hans Sachsens „Ausgewählten Werken" haben wir die Holzschnitte mit der Hand kolorieren lassen und konnten damit die doppelte Wirkung von Bild und Wort, auf die Hans Sachsens Dichtung berechnet ist, wieder voll zur Geltung bringen. Über diese und andere neue Liebhaberausgaben des Insel-Verlags unterrichtet ein kleines zweifarbig gedrucktes Verzeichnis.

Die neue Reihe der Insel-Bücherei enthält Werke von Max Eyth, Isolde Kurz, Jakob Schaffner, Paul Verlaine, Lesskow, Maxim Gorki, Paul Heyse und anderen und bedeutet eine weitere Ausdehnung unserer Sammlung in das neuere deutsche Schrifttum hinein.

Bei Erscheinen dieses Heftes wird neben der Übertragung von Paul Valérys „Herrn Teste" von Max Rychner, aus der wir in diesem Heft eine Probe bringen, ein anderes Werk des berühmten französischen Dichters in der Übertragung Rainer Maria Rilkes vorliegen: „Eupalinos oder über die Architektur. Eingeleitet durch ‚Die Seele und der Tanz'." Mit tiefer Wehmut hören wir aus dem Totengespräch zwischen Sokrates und Phaidros über den griechischen Bildhauer Eupalinos aus Megara die Stimme des geliebten Dichters wieder, den eine merkwürdige seelische Verwandtschaft gerade mit diesem Werke verbindet.

An Neuauflagen sind zu verzeichnen: Eisherz und Edeljaspis (8.–12. T.); Friedrich Hölderlin, Hyperion (10.–11. T.); Ricarda Huch, Der letzte Sommer (10.–14. T. in einer schönen, billigen Ausgabe); Rainer Maria Rilke, Das Stundenbuch (60.–64. T.); Adalbert Stifter, Der Nachsommer (13.–15. T.); Stefan Zweig, Amok (46.–50. T.), Drei Meister (21.–25. T.), Erstes Erlebnis (28.–32. T.)

In der Pause zwischen unseren Frühjahrs- und Herbst-Neuigkeiten wird nur ein Werk erscheinen, auf das nach seiner Ankündigung durch die Presse sich das Interesse aller Goethefreunde gerichtet hat: Das „Reise-, Zerstreuungs- und Trostbüchlein vom September 1806 bis dahin 1807, der Prinzess Caroline von Weimar unterthänigst gewiedmet von Goethe" in farbiger Faksimile-Wiedergabe von mehr als 80 darin enthaltenen eigenhändigen Zeichnungen Goethes. Die Subskription auf die Ausgabe von 400 numerierten Exemplaren ist geschlossen.

* * *

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
EINE
ZEITSCHRIFT
ACHTER JAHRGANG / VIERTES HEFT
HERBST 1927
*

Die abgestorbne Eiche steht im Sturm,
Doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.
HEINRICH VON KLEIST
(geboren am 18. Oktober 1777)

ALBRECHT SCHAEFFER

KLEIST

KLEIST, der bis dato einzige Erhalter der klassischen Tragödien-Form, ist als Tragiker nur zu verstehen aus seinem Leben, das selber so tragisch-antik, so verhängnisgebunden war wie das seiner Menschen. Kleist, der in Stücke zerrissene Mensch, war die denkwürdigste Einheit, die sich einbilden läßt. Über ihm, als er geboren wurde, tat sich das Schicksal auf und sprach:

„Kleist, höre mich an. Ich, dein Schicksal, bestimme über dich, Kleist, daß du geboren wirst in Gebundenheit, die du zerreißen wirst, nur um in eine tiefere, meine, zu stürzen. Du wirst der einseitigste Mensch sein, du wirst nur einen einzigen Weg haben und nie einen Abweg. Du wirst einen einzigen Durst haben, nach Wissen, und bei dem zweiten Schluck wirst du

Digitized by Google

erfahren, daß er unstillbar ist. Dein Herz wird brechen, Kleist, und du wirst dich morden wollen. Aber ich, dein Schicksal, lege die Hand auf dich, Kleist, und ich bestimme, daß du mir gehörst, und daß ich dir Knochen auf Knochen, Organ auf Organ, jede Muskel und Faser deines Lebens zerbrechen, zerreißen, zerstückeln will. Und aus dieser Lebens-Art wirst du Juwelen hervorziehn, die unsterblich sind, die aber, solange deine lebendige Hand drüber ist, kein Auge gewahren wird. Und wenn ich dir all dies getan haben werde, — dann, Kleist, kannst du gehn."

So geschahs. Kleist wurde der letzte Heros der Antike, der, den Gott in der Brust, den langen Lebens-Kampf durchkämpfte für Unsterblichkeit. Er entkleidete sich des uniformen Zwangs und stürzte sich nackend und rüstig in den Ozean des Wissens; aber es dauerte wenige Jahre, so führte das Schicksal ihn vor ein Buch, das Zehntausende lasen, und das Myriaden noch lesen werden, ohne nur ein Knistern im Haar zu verspüren an der Stelle, der Stelle im Kant, aus der Kleist sein Todes-Gift sog. Die Welt, las er, seine Welt sei nichts weiter als seine *Vorstellung*. Damit war es für ihn aus. Er las es so: „Der Gedanke, daß wir hienieden von der Wahrheit nichts, gar nichts, wissen, daß das, was wir hier Wahrheit nennen, nach dem Tode ganz anders heißt, und daß folglich das Bestreben, sich ein Eigentum zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ganz vergeblich und fruchtlos ist, dieser Gedanke hat mich in dem Heiligtum meiner Seele erschüttert — Mein einziges und höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr. Seitdem ekelt mich —" vor dem Leben, ist zu lesen, denn was in dem Brief vom 23. März 1801 an die Schwester folgt: „vor den Büchern", heißt für ihn Leben. Die tödliche Erschütterung, die ihn traf, ist nur zu begreifen, wenn man erkennt, daß Kleist durch sie in ein ursprünglich neues Leben eintrat. Denn er, in dessen Briefen man vergeblich nach einer Spur poetischen

Digitized by Google

Wesens suchen wird, die nicht den Hauch einer Andeutung von solchem Bestreben enthalten; der vordem nicht eine einzige poetische Zeile schrieb: der gebiert sich als Dichter; dem foltert es eine Sprache aus sich heraus, die wie in blutendes Holz geschnitten ist, das weiter wächst über die Bildungen des Messers mit wulstigen Rändern und Runzeln, und doch Deutsch, Deutsch oder Germanisch, wie vor ihm keiner es schrieb und nach ihm keiner, einflußlos, unvermischt wie selbst Goethes nicht mit Gallizismen und hellenistischen Regelungen, Deutsch wie das einzige Latein des Tacitus und wie das Griechische des Aischylos. Der das Persönlichste litt, schuf das Allgemeinste.

Dichter nicht eigentlich wurde er, sondern Tragiker. Weil er weiterzuleben hatte, so trat für ihn ein, was wir als „objektivierten Selbstgenuß" in der Kunst kennen lernten. Er mußte sich beweisen, daß, wenn schon Wahrheit nicht war, er selber doch war; gebunden an die Kantische „Vorstellung", mußte er sich an diese klammern; weil außerhalb keine Wahrheit war, diese Wahrheit veräußerlichen, greifbar vor sich stellen. So vollkommen ging er in Kants Gesetz ein, daß er sich mit ihm abschloß, daß er jede Beziehung zur Außenwelt verlor — seine Liebe zur Braut welkte im Augenblick — und, weil der Mensch ohne sie nicht zu leben vermag, nun diese Außenwelt aus seiner innern wieder erschaffen mußte. Zwar hat nie ein Mensch, der Kunst machte, etwas Andres getan, aber weil er es in der Vollkommenheit des Erleidens tat, so wurde er das Opfer für Alle. Deswegen wurde er Tragiker, und fast ausnahmslos hat, was er dichtete, den tragischen Doppelsinn des Verhängnisses und des Opfers.

Er beginnt mit den „Schroffensteins", die nichts als die Entladung eines Gewitters sind, wie es über ihn selbst niederging, künstlich ausgetüfteltes Verhängnis und lauter eigentliche Sinnlosigkeit, lauter Zufälligkeit, wie ihm selber das Leben sinnlos und zufällig geworden war. Ein Stück, in Gewitter-

Digitized by Google

luft und Gewitterfinster getaucht vom ersten zum letzten Wort, der helle Irrsinn des Lebens, Verknöselung und Verknotung, daß einem graut, die Hände zu sehn, die diesen Triumph der blutlosen Vampyr-Logik zustande brachten, ein abstraktes Geflecht, in das Kleist sein Blut hineinsaugen ließ, daß die tragischen Figuren schwollen zu der strotzenden Macht ihres Lebens; ein Stück, in dem die Unschuld geopfert wird, damit ihr Schatten die blutigen Hände der Überlebenden zur Versöhnung vereint.

Dem Roßhändler Kohlhaas werden seine Hengste weggetrieben und mit ihnen sein Leben, das sich aus einer einzigen Ader speist: Gerechtigkeit; ganz so wurde Kleist seines Lebens beraubt, das eine einzige Wurzel hatte: Wahrheit. Aber Kohlhaas klammert sich weiter ans alte Leben, immer nur wütender, bis er es übertreibt, sich selber hinaustreibt, nämlich aus dem Recht, und endlich das zerrissene Leben selber ergänzt, indem er stirbt: damit die Gerechtigkeit bestehe.

Die sich lieben — Penthesilea und Achill, Kleist und die Wahrheit oder das Leben —, sind sich als Feinde gesetzt: Penthesilea — Kleist erwürgt das Leben mit Küssen.

Das Käthchen ist die süße und zarte *Ergänzung* des Dichters. Das strahlende Leben in der Gestalt Wetters ist ihr Verhängnis, aber das unaufhörliche Selbst-Opfer ihrer Hingebung wird endlich belohnt.

Und höhere, heilige Ergänzung: Prinz Friedrich von Homburg, die vollkommene Blume unsrer tragischen Dichtung, der unglaubliche, edle Zwitter aus Lorbeer und Rose. Homburg lernt, was er für willkürliche Gewalt hielt, als hohes Gesetz erkennen, dem er sich fügt, mit heroischer Wendung. Der Kurfürst erkennt, daß es ein Übermaß der Gerechtigkeit gibt, wo sie aus göttlicher Notwendigkeit zur Gewalt wird und der Mensch zum Opfer; so begegnen sich beide in der Erfüllung: der Prinz, indem er sich der Notwendigkeit beugt, der Kur-

Digitized by Google

fürst in der höchsten Freiheit der Majestät, die sich durch das Gesetz nicht zwingen läßt, es mechanisch zu handhaben, sondern es bei lebendigem Wesen zu erhalten hat: die Erfüllung ist hier Gnade, Vergebung, Menschlichkeit. Aus dumpfer Menschlichkeit, die sich, ohne nach dem Sinn zu fragen, nur im Leben bewahren will, steigt der Prinz in das höhere Leben, die Form, die Gesetzlichkeit; aus Hybris und Übermaß seiner hochgeformten Menschlichkeit senkt sich der Fürst zur vollen Form in der Freiheit. So erlag Kleist selber zuerst dem Verhängnis, aber er rang sich empor zur Erfüllung seines Lebens, indem er ihm Form auf Form gab, als Bildner heroisch frei mit dem Gott im Bunde.

Welch einem unweigerlichen Zwange Kleist unterlag — in seinem Wesen; daß ers im Bewußtsein tat, ist kaum anzunehmen —, stets nur sein eignes Schicksal zu gestalten, das offenbart am erschreckendsten „Der zerbrochene Krug", eine Dichtung, die, wie man weiß, aus weiter keinem Anlaß entstand, als — auf Grund einer Freundes-Wette — einem Kupferstich, der einen Richter zeigt und einige Personen, darunter ein Mädchen mit den Scherben eines Kruges. Kleist, den Krug übersehend, bohrte sich in die Physiognomie des Richters, und er bohrte die Schraube seines Verhängnisses hinein mit dem Blick, so daß er, den Blick zurücknehmend, das Schraubgewinde darin fand. So ward das Stück in seiner ununterbrochenen Gegenwarts-Form ein neuer Ödipus, Darstellung einer Verhängnis-Entladung, die vollkommene antike Tragödie in komischer Form, Kleistens eigene Satire auf sich selbst.

Aber nur der kann ganz verstehen, was alles dies heißt, dieser einzige Verhängnis- und Verfallenheits-Gehalt des Kleistischen Werks, der den vortragischen Kleist kennt. Der nämlich war mit Apollinität gleichsam geladen; war apollinisch nicht aus Natur allein unbewußt wie der Grieche, sondern aus Verhängnis schauerlich bewußt und mit Willen auf so

Digitized by Google

harte, pedantische, holzige Weise, wie nur der Deutsche es sein kann. Es genügte ihm nicht, sich aus der falschen, der Uniform oder Einform zur freien, eigenen zu gestalten, sondern diese Form mußte höchsten Bewußtseins in die bestimmteste, einseitigste Figur gepreßt werden, und das war Kleists „Lebensplan". Aus einem naturwissenschaftlichen Buche erfuhr er (er, der so innerlich war, daß er Leben und Sterben nur aus Büchern erfahren konnte), daß man einen Lebensplan haben müsse, und wie ein paar Jahre danach die Wahrheit im Kant ihn zerschmetterte, so erleuchtete ihn jetzt diese. Das wurde seine Form; ohne einen Plan fiel jedes Leben in Chaos auseinander, und glückstrahlend und in eiferndem Ernst wie ein Kind lief er jeden, der ihm vorkam, mit dieser Puppe an. Als geborener Lehrer wollte er den sofort für das Weib erkannten einzigen Lebens-Plan seiner männischen Schwester Ulrike aufdringen; besser gelang es ihm bei seiner Braut, die den weiblichen Lebens-Plan des Gebärens natürlich einsah. Sein eigener war, wie das Verhängnis es angelegt hatte, das nur eine Weile zu warten hatte, um ihn zu fassen: Erkenntnis der Wahrheit, — ein, wie man sieht, völlig unkünstlerisches Erzeugnis; denn welche Wahrheit kann es für den Künstler geben, als die innere Wahrhaftigkeit seines Lebens und die Lebens-Wirklichkeit seiner Form? Kleist blieb bei der Form, auch als ihm das Verhängnis den Lebens-Plan zerrissen hatte; so zerstört auch die Ganzheit war, in jeder Form, die er schuf, schuf er sie neu, nur tat ers nicht mehr aus apollinischer Freiheit, sondern aus prometheischem Zwang der Notwendigkeit: zum Tode verurteilt, mit jedem Atemzug nur das Gift des wahrheitlosen, des Unlebens einsaugend, formte er Leben in einem fort, weil sein Verhängnis wollte, daß er lebe. Leben, Wesen, Handeln, Wollen und Schicksal Kleistens sind von so ungeheurer Einheit, wie wir sie bis auf den Tag Stefan Georges nicht wieder gesehn haben. Beider Geburts-Jahr liegt um 100 Jahre weniger

Digitized by Google

fünf auseinander, und so erkennen wir die Wahrheit von Georges Wort: daß in jedem Jahrhundert nur ein Gott lebt und einer sein Künder ist. Denn Kleist insbesondere war der Künder seiner Zeit: der Dichter der Verhängnis-Verfallenheit, der Erdulder der Verhängnis-Verfallenheit, der erduldete und gestaltete, was Deutschland litt: das Verhängnis Napoleons. Wie sehr und wie persönlich er dieses litt, erhärtet die „Hermanns-Schlacht" — die seine schwächste Arbeit sein dürfte — nicht einmal so sehr wie sein Plan eines Attentates auf Bonaparte. Er hätte sich auch hier geopfert, wenn nicht sein Verhängnis es anders verfügt hätte, das ihn innerlich wollte, nur innerlich sich schindend und zerreibend, und die Ruhmlosigkeit, solange er lebte; die Gebundenheit, nicht die freie, heroische Tat. Kleist war aus einem Stück, ein Erzblock, der im Gusse zerriß, aber hielt, und ein solcher Block ist jedes seiner Stücke.

Wir dürfen schließen: Das vollendete Gegenbild zur klassischen Tragödie ist Kleist und sein Werk. Der attische Tragiker schuf, unpersönlich selber, einem überindividuellen Leben seines Volkes die Form; aus der persönlichsten Not seiner Person tat Kleist das Gleiche in der gleichen Form. Seine Tragödien sind Ballungen zugleich und mechanische Zusammengezogenheiten wie die attischen, und wenn seine Charaktere auch naturalistisch zu solchen ausgebildet sind: bestimmt werden sie durch ein außerhalb, nicht innerhalb von ihnen liegendes Schicksal. Dies zeigt sich besonders hell am Prinzen von Homburg, der dem ersten Blick eine Ausnahme von der Regel zu sein scheint. Aber wenn der auch in sich selber sein Schicksal hat und erzeugt, so entsteht sein Charakter auf die merkwürdige Weise, daß er zuerst charakterlos wird. Wenn er Charakter hätte, so wäre er Offizier, Soldat, Erfüller des Kriegs-Gesetzes; er aber wird: nur Mensch, nichts als Mensch im Angesicht des Verhängnisses, völlig charakterlos, der allgemeinste, und dadurch freilich gewinnt er nicht für sich selbst,

Digitized by Google

aber für uns Charakter, nämlich durch seinen Gegensatz zur Umgebung. Daß aber dies nur ein Schein von Charakter ist, zeigt sich im Augenblick, wo er, nun auf höherer Stufe, den Bezirk seiner eigentlichen Form wieder betritt, wieder Soldat wird und nun, als Erfüller des Gesetzes, zum Charakter. So sieht man erstaunlicherweise in diesem Fall das Starrheits-Gesetz der Tragödie gebrochen, indem gestaltet wird, was sonst an ihr Gesetz ist, — und im Nu auch schon öffnet die Tragödie sich schön und geht in die Komödie über. Der Vorgang ist so klar, daß man wie ein Tuch aus der Tasche die Gestalt daraus vorziehen kann, die Sophokles dem Stoffe gegeben hätte, um ihn tragisch durchzuführen. Prinz Friedrich hätte sich wie bei Kleist der Notwendigkeit gefügt, aber er hätte sterben müssen als charakterloser Nur-Hellene, denn der Fürst als Verhänger der Notwendigkeit wäre Tyrann gewesen wie Kreon. Natalie hätte sich entleibt, der Fürst wäre als Verblendeter über seinen Opfern dagestanden, und ach, was wäre aus Mark Brandenburg geworden? Da werden manche sagen, es wäre besser gewesen, Homburg hätte auf seiner Menschlichkeit beharrt; ich aber bleibe der Meinung Kleists, der das Eine zwar will, aber nicht ohne das Andre:

Das Kriegsgesetz, ich weiß es wohl, soll herrschen!
Jedoch die lieblichen Gefühle auch.

Aus: „Dichter und Dichtung".

* * *

ERNST BERTRAM

DER RHEIN

EINER ist Herr, und Fürst der Gewaltigen, meerhinsausend,
Einer allein, und Einer der Zukunft schallende Woge,
Einer die Klage der Welt, und des Heils endloser Triumphruf,
Einer allein und Er.

Digitized by Google

Nil nicht, der Gräber Herr,
Des lehmige Welle nächtlich zwischen den Wüsten
Zögert dem Rufen der Sphinx, und der Frühe von Memnons
Ewiger Säule, aufharfend ewig im Aufgang Gottes.
Nicht Niger, schwer der quer durch stampfenden Elefantenwald
Die heiße Lauge treibt. Fiebrigen Brodems nicht
Ins träge Laub einbrüllend Orinoko.
Noch dreimal heilig Ganges, des Verwandlerflut
Der Zeitlichkeit entspült. Nicht zwischen Gärten
Aus dünnstem Elfenbein mit seidnen Lichtern
Lustwiegend Blumenboote Ostens Gelber Dämon,
Und nicht der Namenlose, alt im Eis
Der Eisige verscheidend, End der Welt —

Doch Er, gottsausend grünes Element,
Ursage unsres Unglücks, Fürst der Not,
Der Seligen Rebenbringer, Genius
Der blonden Traube: Er ward Herr allein,
Der Duldendste, der Bruder unsrer Pein,
Der Mosisquell aus Schöpfers ältstem Stein,
Taufschale unsrer Kinder, und Gesang
Des Ahns vom Hort im strömend klaren Schrein
Und seiner Felsen drohendem Lurlei'n,
Der Vater unsres Bluts, der Gott, der Rhein.

*

WEINGRENZE

Heilige Grenze des Rauschs, durch unseres Landes
Schöne Mitte schuf dich weise der Gott.
Hier verbrandete Süd, mit Traubenwellen
An den Hügeln ebbend verschäumte sein Föhnsturm,
Und helle Götter im letzten Blau
Wagten den Ätherschritt

Digitized by Google

Nicht hinüber ins Nornendickicht:
Denn im Schauder welkt drüben, geliebt ihren Lippen,
Das klar lachende Wort, und bewußtlos ihres
Himmlischen Bildes hängt unter dem Erznord
Nur die Windharfe
Geheimes aufrauschend
Über den sprachlosen Wäldern.

Heilige Schranke des Traums, ins Wachende will, ins
Blaue Bild zu den hellen Göttern hinüber
All was eisern
Du in singende Netze wirrst.
Aber nah dem Erwachen
Wird nur schmerzlich bunter der Traum, mit leisern
Fäden bindet der klingende
Den, der schon Träumer sich ahnt, nur unentrinnlicher.
Heimwehtönend schlafen gebannt unter der Windnacht
Die weinlos traurigen Hügel,
Und unruhiger träumt
Das stumme Land,
Atmen am Mittagrand blau ihm herauf die
Traubenbühel.
Heilige Schwelle der Welt, mit Opferweinrot
Übersprengteste, selig immer vermählst du,
Was du scheidest, im Sehnen,
Tief im Rausche des Traums.
Wein gießest du,
Daß es aufrede,
Ins stummere Herz,
Mit Harfentönen verflorst du,
Aus Schleiern zu singen,
Das götternackteste Bild,
Verwandelnd

Digitized by Google

Durch das verwandelte Land
Schuf dich weise der Gott. Verwandelte läßt du
Über die brennende Stufe
Groß ins Künftige ein.

Aus dem Gedichtbuch „Der Rhein", dessen neue Ausgabe vor kurzem im Insel-Verlag erschienen ist.

* * *

MAXIM GORKI

JEMELJAN PILIAJ

ES bleibt uns gar nichts weiter übrig, als ins Salzwerk zu gehen! Eine verflucht gesalzene Arbeit ist das, aber wir müssen dran, trotz allem, denn auf die Art hier kann einer, wenn er Pech hat, vor Hunger krepieren!"

Bei diesen Worten zog mein Kamerad Jemeljan Piliaj zum zehnten Male seinen Tabaksbeutel aus der Tasche, und als er sich überzeugt hatte, daß er noch ebenso leer war wie gestern, seufzte er, spuckte aus und begann, auf dem Rücken liegend und leise pfeifend, den wolkenlosen, sommerglühenden Himmel zu betrachten. Wir beiden lagen auf einer sandigen Landzunge, drei Werst von Odessa, das wir verlassen hatten, weil wir keine Arbeit hatten finden können, und nun erörterten wir mit hungrigem Magen die Frage, wo wir hin sollten. Jemeljan lag lang ausgestreckt im Sande, den Kopf nach der Steppe, die Füße dem Meere zugekehrt, und die Wellen, die mit weichem Rauschen den Strand hinaufliefen, wuschen seine nackten, schmutzigen Füße. Er blinzelte in die Sonne, dehnte sich wie ein Kater, schob sich näher ans Wasser heran, und dann überspülten die Wellen ihn fast bis zu den Schultern hinauf. Das gefiel ihm.

Ich blickte nach dem Hafen, wo sich ein dichter Wald von Masten erhob, die von schweren, blauschwarzen Rauchwolken umhüllt waren, und von wo über das Meer hin das dumpfe

Digitized by Google

Geräusch klirrender Ankerketten und das Pfeifen der Rangierlokomotiven herüberklang. Ich sah aber nichts, was unsere erloschene Hoffnung auf eine Verdienstmöglichkeit hätte wieder beleben können, und so sagte ich aufstehend zu Jemeljan: „Na, dann gehn wir also ins Salzwerk!"

„Hm ... ins Salzwerk ... Wirst dus schaffen?" fragte er träge, ohne mich anzusehen.

„Wenn wir dort sind, werden wir sehen, was zu machen ist."

„Also gehen wir?" wiederholte Jemeljan, ohne ein Glied zu rühren.

„Ja, natürlich!"

„So! — Also meinetwegen, gut, gehen wir! Und dies verfluchte Odessa — der Teufel soll es holen! — mag hier stehenbleiben, solange es ihm gefällt! Eine Hafenstadt! Wenn doch der Erdboden sie gleich verschlänge!"

„Na, dann steh auf und komm; das Fluchen hilft auch nichts."

„Wohin? In das Salzwerk da? Schön. Aber siehst du, Brüderlein, bei dem Salz wird auch nichts Gescheites herauskommen, auch wenn wir hingehen."

„Du hast doch selber gesagt, daß wir hingehen müssen."

„Das stimmt, das habe ich gesagt. Was ich sage, das sage ich und nehme nichts zurück. Aber es wird nichts dabei herauskommen; das stimmt auch."

„Warum denn nicht?"

„Warum? Ja, denkst du denn, daß man dort bloß auf uns wartet? Guten Tag, Herr Jemeljan und Herr Maxim, seien Sie so gut, Ihre Knochen für uns abzuschinden und unsere Pfennige in Empfang zu nehmen ... Nein, mein Lieber, das gibt es nicht! Die Sache ist so: Augenblicklich sind wir — ich und du — noch volle Herren über unsere Haut ..."

„Hör auf, es ist gut! Komm!"

„Wart! Wir müssen also zu dem Herrn da hingehen, dem

Digitized by Google

das besagte Salz gehört, und ihm mit aller Höflichkeit sagen: Mein sehr geehrter Herr, hochverehrter Herr Ausbeuter und Blutsauger, hier sind wir gekommen, um Eurer Gefräßigkeit unser Fell anzubieten; wollen Sie die Güte haben, es uns für sechzig Kopeken pro Tag über die Ohren zu ziehen! Und dann ..."

„Hör mal, steh endlich auf und komm. Heute abend sind wir bei den Fischräuchereien, da können wir den Leuten helfen die Netze herausziehen — vielleicht kriegen wir ein Abendbrot dafür."

„Abendbrot? Das ist vernünftig. Wir werden dort sicher etwas kriegen; die Fischer sind nette Leute. Komm, komm ... Aber etwas Richtiges, Brüderlein, werden wir beiden doch nicht finden, denn wir haben nun einmal diese ganze Woche Pech und weiter nichts."

Er stand auf, naß und triefend, reckte sich und schob die Hände in die Hosentaschen. Diese Hose hatte er sich aus zwei alten Mehlsäcken zusammengenäht. Er suchte eine Weile darin herum und betrachtete dann humorvoll seine leeren Hände, die er dicht vor seine Nase hielt.

„Nichts! ... Seit vier Tagen suche ich schon, und immer noch nichts! Ist das eine Wirtschaft, Brüderlein!"

Wir gingen den Strand entlang und wechselten von Zeit zu Zeit kurze Bemerkungen. Die Füße sanken ein in dem weichen, feuchten Sand, der mit Muscheln besät war, die beim Anprall der auflaufenden Wellen melodisch raschelten. Hie und da lagen schleimige Quallen im Sande, die das Meer ausgeworfen hatte, tote Fische und sonderbar geformte, schwarze durchnäßte Holzstücke ... Vom Meere kam ein frischer, freundlicher Wind, der uns kühl umspülte und sich in der Steppe verlor, wobei er kleine Wolken staubfeinen Sandes aufwirbelte.

Jemeljan, der sonst stets fröhlich war, wurde sichtlich immer

Digitized by Google

mutloser; als ich es bemerkte, suchte ich ihn auf andere Gedanken zu bringen.

„Los, Jemeljan, erzähl etwas, etwas aus deinem Leben!"

„Ich würde schon, aber die Klappe macht nicht mehr mit — weil der Bauch leer ist. Der Bauch ist das Allerwichtigste am Menschen, du kannst jeden beliebigen Krüppel suchen — einen ohne Bauch wirst du nicht finden, nichts zu machen! Wenn der Bauch ruhig ist, dann ist auch die Seele gesund; alles, was der Mensch tut, kommt aus dem Bauch ..."

Er schwieg eine Weile.

„Ach, Brüderlein, wenn mir doch das Meer jetzt tausend Rubel auswürfe — schwapp, fertig! Dann würde ich sofort eine Kneipe aufmachen; du könntest mein Kellner sein, und für mich würde ich unter der Theke ein Bett bauen und mir geradeswegs aus dem Faß in den Mund ein Rohr führen. Sobald ich Lust habe, aus dem Freudenquell zu trinken, brauche ich bloß zu kommandieren: ‚He, Maxim, dreh den Hahn auf' — und kluck, kluck, kluck, fließt es mir geradeswegs in die Gurgel! Ich brauche nur zu schlucken! Famos, hol mich der Teufel! Aber den Bauern, den Herrn von und zu Misthaufen — hoho! hau ihn, schind ihn, zieh ihm das Fell ab! Wenn er kommt und will sich besaufen: ‚Jemeljan Pawlytsch! gib mir ein Gläschen auf Borg!' ‚He? Was? Geborgt? Hier wird nichts geborgt!' ‚Jemeljan Pawlytsch, bitte, sei doch barmherzig!' ‚Schön, meinetwegen. Mach mir eine Fuhre umsonst, dann geb ich dir ein Gläschen!' Hahaha! Ich würde sie schon zwiebeln, die verfluchten Dickwänste!"

„Na, sei doch auch nicht zu grausam. Der Bauer hat doch nichts zu essen."

„Was? Nichts zu essen? Schön! Gut! Aber habe ich nicht auch Hunger? Ich habe, solange ich lebe, nichts zu essen gehabt, mein Lieber, ist das etwa in der Ordnung! Tjawoll! Er hat nichts zu essen ... warum? Mißernte? Höchst verdächtig.

Digitized by Google

Bei ihm ist zuerst im Kopfe Mißernte, und dann auf dem Felde, das ist es! Warum gibt es in anderen Ländern keine Mißernte? Weil die Leute dort ihre Köpfe nicht nur dazu bekommen haben, um sich hinterm Ohr zu kratzen, sondern weil man dort denkt — jawohl! Ja, Brüderlein, dort kann man den Regen auf morgen zurückstellen, wenn man ihn heute nicht braucht, und die Sonne kann man beiseiteschieben, wenn sie es zu gut meint. Und was tut man bei uns? Gar nichts, mein Lieber ... Doch was red ich bloß! Ist ja alles Unsinn! Wenn ich jetzt wirklich tausend Rubel bekäme und eine Kneipe, das wäre eine reelle Sache."

Er verstummte und fuhr gewohnheitsmäßig in die Tasche nach seinem Tabaksbeutel, zog ihn hervor, drehte ihn um und um, betrachtete ihn nachdenklich und warf ihn dann, zornig ausspuckend, ins Meer.

Die Welle faßte den schmutzigen Beutel, trug ihn vom Ufer weg, dann aber, als sie das Geschenk genauer besehen hatte, warf sie es voll Abscheu wieder auf den Sand.

„Du willst nicht! Oho, du mußt!" Jemeljan ergriff den nassen Beutel, schob einen Stein hinein und warf ihn wütend weit hinaus ins Meer.

Ich lachte.

„Was fletschst du die Zähne? Das ist auch so ein Kerl! Bücher liest er, schleppt sie sogar mit sich herum, aber verstehen, wie einem Menschen zumute ist, kann er nicht! Du vieräugige Fratze!"

Dies bezog sich auf mich, und daraus, daß Jemeljan mich eine vieräugige Fratze nannte, schloß ich, daß er sehr erbost sein müsse, denn nur in Augenblicken höchster Wut und Erbitterung gegen alles Bestehende erlaubte er sich, meine Brille lächerlich zu machen. Sonst gab diese unfreiwillige Verzierung meines Gesichtes mir in seinen Augen so viel Gewicht und Bedeutung, daß er in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft

Digitized by Google

außerstande war, mich anders als mit ‚Sie' anzureden, und zwar in ungewöhnlich ehrerbietigem Tone, obgleich ich mit ihm zusammen auf einem rumänischen Dampfer Kohlen lud, genau so zerlumpt und zerrissen aussah wie er und schwarz war wie ein Teufel.

Ich entschuldigte mich und begann, um ihn etwas zu beruhigen, von fremden Ländern zu erzählen, wobei ich mich bemühte, ihm zu beweisen, daß seine Behauptungen von der Regulierung des Sonnenscheins und der Regenwolken durchaus in das Gebiet der Mythologie gehörten.

„Sieh, sieh! ... Ach so! ... Hm! ... So, so!" bemerkte er zuweilen dazu, aber ich fühlte, daß sein Interesse für die ausländischen Staaten und das Leben dort, im Gegensatz zu früher, sehr gering war, und daß er kaum hinhörte, sondern eigensinnig vor sich hin ins Weite starrte.

„Das mag alles so sein", unterbrach er mich mit einer unbestimmten Handbewegung. „Aber ich möchte dich eines fragen: wenn uns jetzt plötzlich ein Mensch entgegenkäme, mit Geld — mit viel Geld," unterstrich er, während er mit einem raschen Blick von der Seite hinter meine Brillengläser schielte, „würdest du wohl zur Versorgung deines lieben Ich mit allem Zubehör ... würdest du ihn wohl abmurksen?"

Ich fuhr zusammen.

„Natürlich nicht," antwortete ich, „niemand hat das Recht, sein Glück mit dem Leben eines anderen zu erkaufen."

„Huh! Na ja, das steht in den Büchern und klingt sehr schön, steht aber nur des guten Gewissens wegen da; in Wirklichkeit hätte derselbe Herr, der zuerst diese schönen Worte ausgedacht hat, wenn es ihm selber an den Kragen ginge, ganz sicher hätte er dann bei günstiger Gelegenheit, um sich selbst zu retten, irgend jemand abgekillt. Recht! Da, das ist Recht!"

Vor meiner Nase erschien höchst ausdrucksvoll die muskulöse Faust Jemeljans. „Und jeder Mensch lebt im Grunde nur

Digitized by Google

nach diesem Recht, bloß die Art und Weise, wie er es macht, ist verschieden. Das ist auch ein Recht!"

Jemeljan sah finster aus. Seine Augen zogen sich tief unter die buschigen, sonnengebleichten Brauen zurück.

Ich schwieg, denn ich wußte aus Erfahrung, daß es zwecklos war, ihm zu widersprechen, wenn er wütend war.

Er schleuderte ein Stück Holz, das ihm vor die Füße geriet, ins Meer, seufzte und sagte:

„Wenn ich bloß was zu rauchen hätte."

Rechts von uns in der Steppe erblickte ich zwei Hirten, die ausgestreckt am Boden lagen und zu uns herübersahen.

„'n Tag, ihr Herren!" rief Jemeljan ihnen zu, „habt ihr nicht ein bißchen Tabak?"

Der eine Hirt wandte den Kopf und sah den anderen an. Er spuckte den Grashalm aus, an dem er kaute, und sagte in trägem Ton:

„He, Michail, die wollen Tabak haben."

Michail blickte gen Himmel, offenbar, um dort die Genehmigung einzuholen, ob er mit uns reden dürfe oder nicht, und wandte sich dann zu uns.

„Guten Tag," sagte er, „wo wollt ihr denn hin?"

„Nach Otschakow, ins Salzwerk."

„Oho! Euch hat man wohl eigens dorthin eingeladen?"

Wir schwiegen und setzten uns zu ihnen auf die Erde.

„Du, Nikita, nimm doch mal den Sack etwas beiseite, daß ihn die Krähen nicht holen."

Nikita schmunzelte listig und legte den Sack beiseite. Jemeljan knirschte mit den Zähnen.

„Ihr wollt also Tabak?"

„Wir haben schon lange nicht geraucht", sagte ich.

„So, so! Ja, warum habt ihr denn nicht geraucht?"

„He, du Teufelsbraten! Halts Maul! Gib her, wenn du uns was geben willst, aber veralbere uns nicht! Du Mondkalb!

Digitized by Google

Hast wohl von der Faulenzerei in der Steppe den Verstand verloren? Paß auf, ich geb dir eins über den Schädel, daß du nicht mehr piep sagen kannst", platzte Jemeljan heraus und rollte die Augen.

Die Hirten fuhren zusammen und sprangen auf. Sie faßten ihre langen Stöcke und stellten sich Schulter an Schulter.

„Oho, Brüder! Kommt ihr uns so? Na, dann rückt nur an!"

Die Teufelsbraten waren offenbar bereit zum Kampf, darüber konnte kein Zweifel sein. Jemeljan war, seinen geballten Fäusten und wild glühenden Augen nach zu schließen, ebenfalls nicht abgeneigt, loszuschlagen. Ich hatte keine Lust, an der Schlacht teilzunehmen, und versuchte die Parteien auszusöhnen.

„Halt, Kameraden! Mein Freund ist ein bißchen heftig geworden — das ist doch nicht so schlimm. Gebt uns eine Handvoll Tabak, wenn ihr wollt, und dann gehen wir weiter."

Michail blickte Nikita an, Nikita den Michail — und beide lachten.

„In dem Ton hättet ihr gleich reden sollen!"

Darauf fuhr Michail in seine Rocktasche, zog einen umfangreichen Tabakbeutel hervor und reichte ihn mir.

„Na, dann nimm dir!"

Nikita griff in seinen Sack und streckte mir ein großes Brot und ein Stück kräftig gesalzenen Speck entgegen. Ich nahm es. Michail lachte und schüttete mir noch Tabak in meinen Beutel. Nikita brummte etwas zum Abschied. Ich bedankte mich.

Jemeljan setzte sich mit finsterer Miene auf den Boden und knurrte ziemlich laut: „Die verfluchten Schweine!"

Die Hirten gingen mit schweren wiegenden Schritten in die Steppe hinein, wobei sie sich fortwährend nach uns umsahen. Wir setzten uns, ohne sie weiter zu beachten, und machten uns an das schmackhafte halbweiße Brot und den Speck.

Digitized by Google

Jemeljan schmatzte und schnaufte, vermied es aber aus irgendeinem Grunde, mir ins Gesicht zu sehen.

Es wurde Abend. Ferne aus dem Meere stieg die Dämmerung und umhüllte das feine Wellengekräusel mit einem leichten bläulichen Schleier. Am Horizont zog sich eine Kette von gelblichvioletten Wolken mit goldigroten Säumen zusammen und schwamm, die Dämmerung noch verstärkend, langsam in die Steppe hinein. Und in der Steppe, weit, weit hinten, an ihrem äußersten Rande, glühte als ein riesiger purpurner Strahlenkranz das Abendrot und hüllte Himmel und Erde in ein zartes und weiches Licht. Die Wogen rollten weiter gleichmäßig ans Ufer, und das Meer, das bald in zartem Rosa, bald in tiefem Dunkelblau glänzte, war wunderbar schön und gewaltig.

„So, jetzt rauchen wir eins! Die Hirten mag der Teufel holen!" Und Jemeljan seufzte erleichtert auf. „Wollen wir weitergehen oder hier übernachten?"

Ich hatte keine Lust, weiterzugehen.

„Wir wollen hierbleiben!" entschied ich.

„Schön, bleiben wir hier!" Er streckte sich lang auf den Boden und blickte zum Himmel.

Es wurde still. Jemeljan rauchte und spuckte ab und zu; ich blickte ringsum und genoß schweigend die wundervolle abendliche Landschaft. Über die Steppe hin wogte das klangvolle monotone Rauschen der Wellen am Strande.

„Aber einen Kerl mit Geld eins auf den Kopf geben macht doch Spaß, da kannst du sagen, was du willst; wenns geschickt gemacht wird, vor allem", meinte Jemeljan plötzlich.

„Hör doch auf mit dem Geschwätz", sagte ich unwillig.

„Geschwätz? Was heißt Geschwätz? Das wird gemacht, sage ich dir, da kannst du dich darauf verlassen. Siebenundvierzig Jahre bin ich alt, und seit zwanzig Jahren zerbreche ich mir den Kopf über diese Sache. Was ist mein Leben? Ein Hundeleben. Kein Loch zum Unterkriechen, nichts zu essen — kein

Digitized by Google

Hund würde so leben wollen! Bin ich denn ein Mensch? Nein, Brüderlein, ich bin kein Mensch mehr, ich bin schlimmer dran als ein Tier, ein Wurm! Wer versteht mich? Niemand. Und wenn ich doch weiß, daß Menschen gut leben können, warum soll ich nicht auch gut leben? He? Hol euch doch alle der Teufel!"

Er wandte sich plötzlich nach mir um und sagte hastig:

„Weißt du, einmal war ich beinahe schon so weit ... es wurde bloß nachher nichts daraus ... Hol mich der Satan, ich bin eben dumm gewesen; ich war gerührt. Soll ich es dir erzählen?"

Ich beeilte mich, meine Zustimmung zu geben, und Jemeljan begann zu erzählen:

„Das war in Poltawa, Brüderlein ... vor etwa acht Jahren. Ich war Gehilfe bei einem Kaufmann, einem Holzhändler. Ein Jahr lang war ich dort, und alles ging recht glatt; dann aber bekam ich das Saufen und vertrank sechzig Rubel, die meinem Herrn gehörten. Ich kam vor Gericht, kriegte drei Monate Zwangsarbeit und so weiter — wie sichs gehört. Als ich meine Zeit abgesessen hatte, wurde ich entlassen — und was sollte ich nun anfangen? In der Stadt wußten es alle, und woanders hinzugehen hatte ich weder Geld noch Sachen. Ich ging also zu einem Bekannten, einem Mann von dunklem Beruf; er hatte eine Schenke und machte allerhand Diebsgeschäfte; bei ihm verbargen sich allerlei Burschen mit ihren Sachen. Ein ausgezeichneter Kerl, der rechtschaffenste Mensch von der Welt und fabelhaft gescheit. Er las sehr gern und viel und hatte einen weiten Begriff vom Leben. Ich kam also zu ihm: ‚Pawel Petrow, hilf mir weiter!' ‚Na schön,' sagte er, ‚meinetwegen. Einer muß dem anderen helfen, wenn beide von der gleichen Sorte sind. Bleib hier, iß, trink und sieh dir die Sache an.' Ein gescheiter Kopf war das, Brüderlein, dieser Pawel Petrow! Ich hatte große Hochachtung vor ihm, und er

Digitized by Google

mochte mich auch sehr gern. Wenn er manchmal so an seiner Theke saß und aus einem Buche mit Geschichten von französischen Räubern vorlas — seine Bücher handelten immer von Räubern —, dann konnte ich stundenlang zuhören! Erstaunliche Kerle waren das, und machten erstaunliche Stückchen — und zum Schluß wurden sie jedesmal mit Pauken und Trompeten geschnappt. Wenn man dachte: ‚So ein Verstand, so ein Geschick, Donnerwetter!' — am Schluß des Buches hieß es auf einmal: ‚Polizei!' — schnapp! Aus! Alles futsch!

So saß ich bei diesem Pawel Petrow einen Monat oder zwei, hörte zu, wie er vorlas, und führte allerlei Gespräche mit ihm. Und ich sah, wie ab und zu dunkle Bürschchen kamen und verschiedene hübsche Sächelchen brachten: Uhren, Armbänder und andere Dinge ... Und ich begriff: es ist nicht für einen Groschen Verstand in all diesen Unternehmungen! Maust einer so ein Ding, so gibt Pawel Petrow ihm höchstens den halben Wert — er zahlte ehrlich, Bruder — her damit, da! Dann gibt es ein Gelage, Geschrei, Radau — und futsch ist das Geld! Dreck ist das alles, Kamerad! Und bald wird einer gefaßt, bald der andere ...

Und wofür? Wegen Einbruchsdiebstahls, wobei Sachen im Werte von hundert Rubel gestohlen worden sind! Hundert Rubel! Sind denn hundert Rubel ein Menschenleben wert? Dummheit! So sagte ich also zu Pawel Petrow:

‚Alles das hier, Pawel Petrow, ist dummes Zeug und nicht der Mühe wert.' ‚Hm! Was soll ich darauf erwidern?' sagt er. ‚Einerseits sagt man natürlich: wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert, aber andererseits wieder hast du recht; bei all diesen Sachen fehlt es den Leuten an Selbstachtung — das ist das Wesentliche! Denn', sagt er, ‚wird ein Mensch, der sich seines eigenen Wertes bewußt ist, sich mit schwerem Einbruch und Diebstahl von zwanzig Kopeken die Finger schmutzig machen? Nie im Leben! Nimm meinetwegen

Digitized by Google

mich, einen Menschen, der mit europäischer Bildung in Berührung gekommen ist, würde ich mich denn verkaufen, um hundert Rubel zu ergattern?!' Und er führte mir Beispiele an, wie ein Mensch mit Selbstachtung sich zu verhalten habe. Wir sprachen noch lange über diese Dinge. Schließlich sagte ich zu ihm: ‚Hören Sie, Pawel Petrowitsch, ich habe schon lange den Plan, mein Glück auf diesem Wege zu versuchen. Sie sind doch ein Mensch mit Lebenserfahrung, geben Sie mir einen Rat, wie und wo man so was anfängt.' ‚Hm,' sagt er, ‚warum nicht? Wie wäre es denn, wenn du irgend so ein Ding auf eigene Faust drehen würdest; ohne Mitwisser und auf eigene Gefahr? Da ist zum Beispiel Obajimow; der fährt abends mutterseelenallein über die Worskla, wenn er von seinem Holzlager kommt, und du weißt ja, er hat immer Geld bei sich und holt außerdem im Holzlager beim Verwalter jede Woche das eingegangene Geld ab. Das ist auch eine hübsche Summe; sie verkaufen dort täglich für dreihundert Rubel und mehr. Was meinst du dazu?' Ich dachte nach. Obajimow — das war derselbe Holzhändler, bei dem ich Gehilfe gewesen war. Die Sache war doppelt angenehm: erstens kriegte er seinen Lohn dafür, daß er mich hereingelegt hatte, und außerdem konnte ich einen hübschen Batzen erwischen. ‚Das muß ich mir überlegen', sagte ich. ‚Ja, ohne das geht es nicht', antwortete Pawel Petrow."

Jemeljan schwieg und begann langsam eine Zigarette zu drehen. Die Sonne war ganz untergegangen, und nur ein feines rotes Band, das von Sekunde zu Sekunde blasser wurde, umsäumte noch den unteren Rand eines Wolkenflöckchens, das wie ermattet regungslos an dem langsam dunkler werdenden Himmel hängengeblieben war. Die Steppe war unendlich still und schwermütig, und das gleichmäßige, einschmeichelnde Rauschen des Meeres steigerte noch durch seinen weichen eintönigen Klang diese Schwermut und Stille. Überall wuchsen seltsame, lange, graue Schatten empor, die lautlos über die

Digitized by Google

ebene, von der Tageshitze ermattete, fest schlafende Steppe auf uns zu glitten. Und über dem Meere blitzten, einer nach dem anderen, die Sterne auf, blank und frisch, als seien sie erst gestern angefertigt, um den tiefen, dunkelsamtenen südlichen Himmel zu schmücken.

„Ja, Brüderlein, ich überlegte mir das Ding, und dann legte ich mich noch in derselben Nacht an der Worskla in die Büsche. Ich hatte eine Eisenstange von so etwa zwölf Pfund Gewicht bei mir. Ich besinne mich noch, daß es im Herbst war, Ende Oktober. Die Nacht war so günstig wie nur möglich: es war finster wie in der Seele des Menschen ... Den Platz konnte ich auch nicht besser gewählt haben. Er befand sich dicht neben der Brücke, und gleich, wo die Brücke anfing, fehlten ein paar Bretter — man konnte hier also nur langsam fahren ... Da lag ich nun und wartete. Eine Wut hatte ich damals, Brüderlein — genug für ein Dutzend Kaufleute. Und ich dachte mir die Sache so einfach, es war doch ganz klar: Bums! Fertig!"

Jemeljan stand auf.

„Du denkst vielleicht, der Mensch hätte Freiheit, zu tun und zu lassen, was er will? Unsinn, Freundchen. Kannst du mir erzählen, was du morgen tun wirst? Quatsch! Du kannst nicht einmal sagen, ob du morgen nach rechts oder nach links gehen wirst. Tja ... Ich lag dort und wartete auf etwas, aber es wurde ganz was anderes. Eine ganz verrückte Sache wurde daraus!

Ich liege also dort und sehe: jemand kommt von der Stadt her, taumelt wie betrunken ... in der Hand einen Stock. Er murmelt; murmelt wirr durcheinander und weint — ich höre ihn schluchzen ... Jetzt ist er ganz nahe, ich sehe hin — ein Frauenzimmer! Pfui Teufel, denke ich, komm nur her, ich werde dich schon Mores lehren. Sie aber geht geradeswegs auf die Brücke zu, und plötzlich schreit sie: ‚Ach Liebster, warum?!' Ja, Brüderlein, und wie sie das rief! Ich fuhr ordentlich

Digitized by Google

zusammen. Was soll das heißen? denke ich. Sie aber läuft geradeswegs auf mich los. Ich liege mäuschenstill, drücke mich zu Boden und zittere ... meine Wut war futsch! Jetzt noch ein Schritt, dann mußte sie über mich stolpern! Sie aber schluchzte noch einmal: ‚Warum? warum?' und auf einmal warf sie sich zu Boden, ganz dicht neben mir. Und dann heulte sie los, Brüderlein, so daß ich es dir gar nicht beschreiben kann — mich würgte es bloß vom Zuhören. Ich lag und rührte mich nicht. Und sie heulte. Mir wurde ganz traurig zumute. Ich rücke lieber aus, dachte ich. Da aber kam der Mond hinter einer Wolke hervor, und es wurde so klar und hell wie am Tage. Ich hob den Kopf und sah nach ihr hin ... Und nun, Brüderlein, ging alles kopfüber, alle meine Pläne waren zum Teufel! Ich guckte hinüber — und es gab mir richtig einen Stich durchs Herz: ein ganz kleines Mädel, fast noch ein Kind ... so weiß und zart, blonde Löckchen ums Gesicht und ganz große Augen, und guckt so seltsam ... und die Schultern zittern und zucken, und aus den Augen fließen dicke, große Tränen, eine hinter der anderen, über die Backen.

Mich packte das Mitleid, Brüderlein. Ich räusperte mich: ‚Hem, hem!' Da schrie sie auf: ‚Wer ist hier? Was ist das?!' Sie war tödlich erschrocken! Na, ich stand gleich auf und sagte: ‚Das bin bloß ich!' ‚Wer sind Sie?' fragte sie. Und ihre Augen wurden ganz groß, und sie zitterte am ganzen Leib wie Gallert. ‚Wer sind Sie?' fragte sie wieder."

Jemeljan lachte.

„‚Wer ich bin? Sie müssen sich vor allem nicht fürchten, Fräulein, ich will Ihnen nichts zuleide tun. Ich bin so irgend jemand — einer von der Kolonne Barfuß.' Ja, ich belog sie also: ich konnte ihr doch nicht gut erzählen, daß ich mich hier in den Hinterhalt gelegt hatte, um einen Kaufmann abzumurksen! Sie aber antwortete mir darauf: ‚Mir ist alles gleich; ich bin gekommen, mich ins Wasser zu stürzen.' Und

Digitized by Google

sie sagte das so, daß mir ein Schauder über den Rücken lief, so ganz ernsthaft! Tja, und was sollte ich da machen?"

Jemeljan machte eine bedauernde Handbewegung und sah mich mit einem breiten, gutmütigen Lächeln an.

„Und auf einmal, Brüderlein, fing ich an zu reden. Was ich geredet habe, weiß ich nicht mehr; aber ich redete so, daß ich selber ganz entzückt war; vor allem wohl davon, daß sie so jung wäre und so schön. Und sie war schön, das ist sicher — sogar wunderschön. Ach, Brüderlein! Na ja. Sie hieß Lisa. Und ich redete und redete, weiß der Himmel, was! Es war das Herz, das sprach. Ja. Und sie guckte mich immer bloß an, so ernsthaft und groß, und auf einmal lächelte sie!"

Jemeljan brüllte das letzte laut über die Steppe, mit Tränen in der Stimme und in den Augen, und streckte die geballten Fäuste gen Himmel.

„Und als sie lächelte, da war ich erledigt; schwapp, lag ich vor ihr auf den Knien! ‚Fräulein,' sagte ich, ‚Fräulein!' und weiter nichts. Sie aber, Brüderlein, faßte mich mit beiden Händen um den Kopf, sah mir in die Augen und lächelte wieder — wie ein Bild; sie wollte etwas sagen, bewegte die Lippen, und endlich faßte sie sich und sagte: ‚Sie lieber Mensch, Sie sind auch unglücklich, wie ich? Nicht wahr? Sagen Sie es mir, Sie Guter.' Tja, mein Lieber, so war die Sache! Und das ist noch nicht alles, — dann küßte sie mich auf die Stirne, Brüderlein, hierher! Fühlst du, wie das war? Weiß Gott, ja! So ein Engel! Weißt du, etwas Schöneres habe ich in all den siebenundvierzig Jahren nicht erlebt! Was meinst du? Jawohl, so ist das! Und wozu war ich ausgegangen? So ist das Leben!"

Er verstummte und stützte den Kopf in die Hände. Erschüttert von der seltsamen Erzählung, schwieg ich und blickte auf das wundervoll wogende Meer. Es war, als ob eine mächtige Brust sich in gleichmäßigen tiefen Atemzügen wie im Schlafe hob und senkte.

Digitized by Google

„Na, und dann stand sie auf und sagte: ‚Bringen Sie mich noch bis nach Hause.' Wir machten uns gleich auf den Weg. Ich ging neben ihr her und wußte nicht, wie mir geschah, sie aber erzählte. Alles, was sie erlebt hatte. Siehst du wohl, sie war die einzige Tochter ihrer Eltern, der Vater war Kaufmann — ein verwöhntes Kind also; und dann kam ein Student und gab ihr Unterricht, na, und sie verliebten sich ineinander. Er reiste bald fort, und sie wartete auf ihn: wenn er fertig wäre mit seinem Studium, würde er wiederkommen und sie heiraten; das hatten sie so ausgemacht. Aber er kam nicht wieder, sondern schickte einen Brief: ‚Du bist keine Frau für mich.' Das war natürlich schlimm für das Mädel. Und da kam sie eben auf den Gedanken ... Sie erzählte mir das alles, und so erreichten wir allmählich das Haus, wo sie wohnte. ‚So,' sagte sie, ‚nun leben Sie wohl, Sie Lieber! Morgen reise ich fort von hier. Brauchen Sie vielleicht Geld? Sagen Sie es mir, bitte, Sie brauchen sich nicht zu schämen.' ‚Nein, Fräulein,' sagte ich, ‚ich brauche nichts, ich danke Ihnen.' ‚Aber Liebster, genieren Sie sich nicht, sagen Sie es mir!' bat sie. Und ich drekkiger, zerlumpter Kerl sagte immer nur: ‚Nein, Fräulein, ich brauche nichts.' Weißt du, Bruder, ich dachte an ganz andere Dinge als an Geld. So trennten wir uns. Sie sagte so ganz zärtlich: ‚Ich werde dich nie vergessen; du bist ein ganz fremder Mensch für mich, und doch ...' Na, hols der Teufel", brach Jemeljan ab und steckte sich eine neue Zigarette an.

„Sie ging hinein. Ich setzte mich auf die Bank am Tor. Mir wurde traurig zumute. Dann kam ein Nachtwächter. ‚Was lungerst du hier herum, du willst wohl was mausen?' Das traf mich wie ein Schlag! Krach! hatte er meine Faust im Gesicht! Geschrei! Pfiffe ... auf die Wache! Na, meinetwegen auf die Wache; und wenn alles zum Teufel geht — mir ist es vollkommen einerlei! Ich haute ihm noch eine runter. Auf der Wache setzte ich mich auf die Bank und machte keinen Ver-

Digitized by Google

such auszureißen. Ich blieb die Nacht dort; am Morgen ließen sie mich laufen. Ich ging zu Pawel Petrow. ‚Na, wo hast du gesteckt?' fragte er und lachte. Ich sah ihn an, es war noch derselbe Mensch, aber mir war, als sähe ich an ihm etwas Neues. Na, ich erzählte ihm natürlich alles, was geschehen war. Er hörte mir ernsthaft zu, und dann sagte er: ‚Jemeljan Nikitisch, Sie sind ein Dummkopf und Hanswurst; wollen Sie sich gefälligst zum Teufel scheren!' Na, was sollte ich sagen? Hatte er denn nicht recht? Ich ging also, und damit wars aus. Das ist die ganze Geschichte, Brüderlein."

Er schwieg und streckte sich auf den Boden, die Hände unter dem Kopf, und blickte in den Himmel, der wie dunkler Sammet und voll von Sternen war. Ringsum war alles still. Das Rauschen der Brandung wurde immer weicher und sanfter und klang nur noch wie ein schwaches, schlaftrunkenes Seufzen.

Aus Insel-Bücherei Nr. 71: „Geschichten von Landstreichern".

* * *

ANEKDOTEN AUS DEM MITTELALTER

DER BISCHOF IN DER NISCHE

ALS die zwischen König und Papst entbrannte Zwietracht durch keines Menschen Rat mehr beigelegt werden konnte, als Gott, durch so viele Verbrechen beleidigt, die Welt verließ, als die Ungerechtigkeit überhand nahm und die Liebe in vielen erkaltete, und da in Fluch und Bann und dort in Mord, Krieg und Raub jedes Maß überschritten wurde, erreichten Haß und Neid einen solchen Grad, daß einzig die Absetzung des Königs oder des Papstes den Herd des Zornes und der Feindschaft völlig zum Verlöschen bringen konnte.

(So kam es 1080 zur Synode von Brixen, auf der der König Gregor VII. absetzte.) Bei dieser Versammlung war auch der Bischof Benno zugegen, freilich nur gezwungen und wie immer

Digitized by Google

die Augen klug offen haltend. Da sah er, wie man sich auf beiden Seiten mehr vom Hasse als von der Vernunft leiten ließ, und da er immer dem Könige treu, doch nie dem Papste ungehorsam sein wollte, auch gar nicht wußte, welches Ende diese wichtige Angelegenheit nehmen werde, richtete er sein Augenmerk sorgsam darauf, sein bisheriges Ansehen zu wahren, ohne von irgendeiner Partei beschuldigt werden zu können.

An der Rückseite des Altares in der Kirche zu Brixen, in der die Versammlung abgehalten wurde, befand sich eine Nische, in die sich ein Mensch mit knapper Not hineinzwängen konnte; den Zugang zu ihr verdeckte ein Vorhang. (Der Bischof ließ später zu Iburg einen ähnlichen Altar aufstellen, um so dem fühllosen Steine seinen Dank abzustatten.) Benno saß vor Beginn der Syonde allein neben diesem Altare und betete in gewohnter Weise Psalmen. Er trat nun näher herzu, fand den Platz für ein Versteck sehr geeignet und, da er niemand sah, versuchte er hineinzukriechen. Der Zugang war äußerst eng, doch die Höhlung selbst für seine kleine Gestalt geräumig genug. Benno dankte nun herzlichst der göttlichen Vorsehung, zog den Vorhang sorgfältig vor die Öffnung und brachte hier, von niemand gesehen, den ganzen Tag zu. Er betete um so inbrünstiger, als er sich an diesem günstigen Platze Gott ganz besonders nahe fühlte und trauernd über diese böse Zeit, in der die ganze Kirche erschüttert wurde, nachsann.

Als zur festgesetzten Stunde alle zur Beratung versammelt waren, vermißte man den Osnabrücker Bischof. Heinrich schickte nach ihm, die königlichen Boten liefen überall herum und rannten die Herberge Bennos fast nieder. Da man ihn nirgends fand, meinten die einen, er sei geflohen, andere, er liege irgendwo krank, manche dachten auch, er habe sich mit besonderer Hinterlist der Versammlung entzogen. Als man Gregor VII. abgesetzt und an dessen Stelle den Bischof von Ravenna erhoben hatte, wozu unser Bischof, wäre er zugegen gewesen,

Digitized by Google

niemals seine Zustimmung gegeben hätte, verließ Benno gegen Abend unbemerkt sein Versteck und ward plötzlich auf seinem früheren Sitz neben dem Altare erblickt.

Alle waren aufs höchste verwundert und fragten den Benno, wo er gewesen sei. Der erklärte, bei allen Heiligen schwören zu wollen, daß er den ganzen Tag die Kirche nicht verlassen habe. Als er dann vor den König geführt wurde, reinigte sich der Bischof von jedem Verdachte der Untreue; der König zog es übrigens auch vor, ihn mit gütigen Worten in seiner alten Treue zu bestärken, als ihn mit heftigen Schmähungen in Verlegenheit zu bringen.

Seitdem erfreute sich Benno durch sein Glück oder richtiger seine Schlauheit der Freundschaft beider Päpste, was damals nur wenigen möglich war. Er fiel auch nie in des Königs Ungnade und hörte so erfolgreich auf das Wort des Apostels: „Ist es möglich, soviel an euch liegt, so habet mit allen Menschen Friede!"

*

WAS DER HOCHMEISTER HANS VON TIEFEN ÜBER STEUERN DACHTE

ALS der Hochmeister einmal von Brandenburg in Ostpreußen nach Königsberg geritten und, auf dem Haberberg angekommen, die Stadt Königsberg zu seinen Füßen liegen sah, seufzte er so tief, daß es die Leute seiner Umgebung wohl hören konnten. Einer seiner Räte fragte ihn: „Was bedeutet das, gnädiger Herr, daß Ihr so gar tief seufzet, fühlt Ihr Euch schlecht oder fehlet Euer Gnaden etwas?" Da seufzet der Hochmeister noch schwerer und spricht kläglich: „Ich sehe just die feine Stadt an und denke zurück, wie übel unsere Vorfahren gesorgt haben, daß sie durch ihren Mutwillen und Tyrannei ein so gutes Land verloren haben, dazu so viel schöne Städte und Schlösser, das mag man wohl beklagen. Und sie haben damit doch nicht mehr

Digitized by Google

ausgerichtet, denn daß sie von den größten Städten kaum diese wenigen behalten haben, dazu sind sie in so große Schulden geraten, daß etliche unserer Vorfahren bisher genug zu bezahlen gehabt haben, und auch wir selber noch nicht wissen, wie man sie alle bezahlen soll: das jammert mich, das beseufze ich, das beklage ich." Darauf sagt jener: „Gnädiger Herr, Ihr sehet, daß nun etliche Jahr her der allmächtige Gott gute Jahre gegeben hat, daß sich jedermann wohl erholt hat, ja auch also, daß vor großem Überfluß schier niemand weiß, wie er nur prangen und leben soll. Ist doch keine Dorfmagd so schlecht und gering, sie hat Spangen und Knöpfe überall an ihren Kleidern; was soll ich von den Bäuerchen sagen und gar von den Bürgerinnen? Das ist eine schlichte Handwerksfrau, die nicht sechs oder sieben Röcke hat, einen jeden mit Spangen und Knöpfen bis auf die Füße. Wo sind die großen Gürtel, Beutel, Paternoster? Ich will ganz schweigen von den verschiedenen Arten Trinkbecher, den Schalen und Löffeln, die sie in ihren Häusern haben, es wären genug, wenn sie Fürsten wären. Item der Adel, prangt er nicht auch ohne alles Maß? Ist doch der Kleinode an Ketten, Perlen, Ringen, Geschmeide kein Ende. Gnädiger Herr, die greife man an, lege ihnen eine Schatzung auf vom Untersten bis zum Obersten und nehme es ordentlich von ihnen. Ihnen tut es auch geringeres Geld, sie sind ja keine Landesfürsten. Das tue Euer Gnaden, so kommet Ihr zu Geld, bezahlt Eure Schuldner und möget also leicht aller Mühe und Kümmernis los und ledig werden." Da siehet ihn der Hochmeister an und spricht: „Lieber, dünkt Euch das wohlgeraten?" — „Ja, bei meinem Eide, gnädiger Herr," sagt der, „ich weiß keinen schnelleren und richtigeren Weg, Geld zu machen, als diesen." — „Nein!" antwortet der Hochmeister, „es dünkt uns gar nicht gut, und wir bitten, Gott und Maria mögen uns vor solcher Untugend und solch schändlichem Laster behüten. Sollen wir unseren Untertanen das Ihre, was ihnen Gott gönnt

Digitized by Google

und gibt, nehmen? Wie kämen wir dazu? Zu so etwas ratet Ihr uns? Wisset Ihr nicht, wie es unseren Vorfahren, die also getan, damit ergangen ist? Nein, nein, das sollen und wollen wir ja nicht tun. Das aber wollen wir gern und von ganzem Herzen, daß wir mit Gottes Gnade unsere lieben Untertanen mit solcher Treue und solchem Fleiß regieren könnten, daß sie nicht allein in köstlichen wollenen Kleidern, sondern in eitel seidenen Gewändern einhergehen könnten, dazu mit Gold, Silber, Perlen und allerlei Geschmeide wohl besteckt. Was würde man dann sagen? Das würd man sagen an allen Enden: Der Hochmeister zu Preußen ist ein reicher Fürst, denn alle seine Untertanen sind reich und haben Gold und genug." (Als jener das hörte, schlich er beiseite.)

Entnommen dem soeben erschienenen Bande „Ordensritter und Kirchenfürsten" aus der Sammlung „Deutsche Vergangenheit".

* * *

FELIX BRAUN

GEDANKEN EINES UNMUSIKALISCHEN ÜBER MUSIK

I

ICH hörte Schuberts Oktett und empfand wieder dies aus völliger Reinheit Wirkende, wie es keiner anderen als allein der Tonkunst gegeben ist. Fast alle Musiker sind unschuldige, Dichter hingegen meist schuldbewußte Menschen. Bach, Händel, Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Schumann, Mendelssohn, Brahms, Bruckner, Reger — lauter schuldlose, einfältige, gläubige, geöffnete Herzen, in die sich die Musik aus ihrer ewigen Gnadenquelle als wahrhaftig heiliger Geist ausgoß. Der Musiker tut nichts dazu, seiner habhaft zu werden, wie der Bildhauer, der sich um ihn mühen, wie der Dichter, der sich für ihn wandeln muß. Musikalisches Schaffen: un-

Digitized by Google

befleckte Empfängnis; bildende Kunst: natürliche Zeugung; Dichtung: Sündenfall. Da, wo sich in das musikalische Ingenium ein dichterisches Element mischt, wie bei Wagner oder Mahler, entsteht nicht diese Wirkung der Reinheit. Dafür Tragik, die sonst nicht eigentlich der Musik innewohnt, auch nicht der Oper, die durch dies Bestreben so oft zur Zwitterform wird. Von der Sehnsucht nach Tragik ist Beethovens Musik ergriffen, leidet wohl auch darunter, überwindet sie aber glorreich in der Neunten Symphonie und in den letzten Quartetten. Musik ist irgend der Epik verwandt: sie geht in der Zeit vor, aber ist zeitlos. Sie ist wie die Milchstraße scheinbar ein Himmelsstrom, in Wahrheit aber ein Sternenwesen. Es scheint, daß sie sich nicht die Seele dessen wählt, der sie in sich aufnehme, noch, daß sie sich dem Willen des Lernenden, der Sehnsucht des Liebenden, der Kraft des Schaffenden ergibt, wie schließlich die anderen Künste. Die Werdung des Musikers ist Geheimnis. Einen musikalischen Michelangelo oder Schiller kann es nie geben, wohl aber einen musikalischen Raffael, Lionardo oder Goethe. Schon Beethoven war eine zu prometheische Natur für die Musik; nur durch das Glück, daß er ein argloses Herz besaß, behielt er die Gnade.

II

Die Musik ist ein Element. Neben Wasser, Feuer, Luft und Erde das fünfte Weltelement, wenn nicht, wie das weiße Licht die Summe der sieben Farben, die Summe jener vier: der schöpferische Geist selbst. Musiker kann nur sein, wer den Mut hat, sich ins Element zu werfen. Nur der Mutige, das ist: der sich selbst Vergessende, der sich selbst Spendende, der Gute kann die musikalische Weihe erlangen. „Wer Musik nicht liebt, verdient nicht, Mensch zu heißen", erklärt Goethe. Die Seele des Feigen, des Engherzigen, des Niedrigen kann niemals von Musik ergriffen werden. Man sagt Beethoven Ängstlichkeit

Digitized by Google

nach: diese war aber nicht Feigheit, sondern wie bei Michelangelo Sorge um das Gut, als dessen Gefäß nur er sich fühlte. Dies allerdings ist schon eine Furcht des künstlerischen Selbstbewußtseins. Bach und Händel werden sich so wenig um das Schicksal ihrer Werke gesorgt haben wie Shakespeare oder Grünewald oder einer der gotischen Meister. Die reiche Produktion fast aller großen Musiker beweist unbekümmertes Leben im Element, elementarisches Schaffen. Was schöpferisch ist, bleibt unerschöpflich. Das Genie ist unerschöpflich; das Talent muß versiegen.

III

In der reinen Musik kann es nichts Stärkeres und Schwächeres geben: sie muß immer der ganze Geist sein. Alles von Bach, Mozart, Schubert ist gleich schön. Fragmente von Musikern sind nicht dasselbe wie Fragmente von Dichtern. Viel mehr als alle anderen Künste ist die Musik eine apriorische. Die bildende Kunst geht von der Form aus, die Dichtung von der Anschauung oder der Idee, die Musik vom Universum. Die Tonfigur ist ein anderes als die Wort- oder die Marmorfigur. Sie ist etwas dem Sternbild Ähnliches, das auch nur von unseren Augen aus eine Gestalt besitzt: nur von unserem Gehör aus besteht eine Harmonie, eine Melodie, ein Akkord, welche musikalische Konkordanz immer, die, falls sie von einem höheren Sinn als das Ohr wahrgenommen würde, die Gesetze des Kosmos selbst offenbaren müßte. Die Harmonie der Sphären, die nach Kepler nur am ersten Schöpfungstage vollkommen war, ist ein unhörbarer Zusammenklang der Planeten.

IV

Wo immer das Wort sich mit der Musik verbindet — in der Oper, im Lied, selbst im Oratorium —, entsteht eine Beeinträchtigung für die Musik. Sie ist wie eine paradiesische Welt der Engel und Tiere, die durch den Menschen (das Wort)

Digitized by Google

gefährdet werden muß. Den Gesang des Menschen zu begleiten, gar ihn zu tragen, zu durchdringen, wird immer eine ihrer schönsten Aufgaben bleiben, wie es das schönste Teil des Göttlichen ist, zum Menschen sich herabzulassen. Im Oratorium opfert die Musik sich selbst der Religion: sie tritt aus ihrer Absolutheit, um mitzudienen. Einen ähnlichen, wenn auch weltlichen, Dienst versieht sie im Lied. Wo hingegen die menschliche Stimme von selbst sich in die Sphäre der Musik einversetzt, muß das Eigenmächtige daran stören. Beethovens kühne Idee, die Menschenstimme als die schönste der Schöpfung in die Symphonie aufzunehmen, wäre zu keiner anderen Zeit als zu der des gesteigerten menschlichen Selbstbewußtseins möglich gewesen. (Das Napoleonische in Beethoven.) Der Mensch ist wohl Natur und nicht minder Geist, doch ist sein eigentümliches Los, sowohl von jener als in diesem sich abzugrenzen, so daß, wo er auftritt, seine Singularität wirkbar wird, meist nicht erfreuend. In dem Augenblick, als der Baß, von außen überraschend, das Orchester auffordert, andere Töne zu dulden, ist etwas innerhalb des Kunstwerkes zerrissen. Allerdings entsteht sofort eine neue Symphonie, aber der Gesang wird führend und die Instrumente nur mehr Begleiter. — Es ist bezeichnend, daß es die Unmusikalischen sind, die Wagner am leidenschaftlichsten lieben. — Das Wort ist Fleisch und sei es das Bibelwort selbst; die Musik aber Geist und sei sie auch eine geringe. Wer nicht ahnt, was der Geist ist, kann nie hoffen, Musik zu begreifen.

V

Daß es ein Musiker war, der die Idee eines Gesamtkunstwerkes faßte, ist verständlich; daß er daran ging, sie zu verwirklichen, kaum. Denn wie konnte es ihm verborgen sein, daß die Musik an sich bereits das Gesamtkunstwerk sei, das eben dadurch zerfallen müsse, daß es sich mit anderen Künsten

Digitized by Google

verbinde, gar vermische? Musik ist die einzige Kunst, die den Kosmos selbst nicht nur ausdrückt, sondern enthält. In Bachs Musik ist das Universum gegenwärtig; Beethoven ringt darnach, es festzuhalten; Wagner sucht es künftig und außerhalb, daher seine resignierende Philosophie. Der Musiker, dem Musik nicht zureicht, gleicht dem Religiösen, dem der Glaube allein nicht genügt. Hier ist zweifellos ein katholisch-barockes Element in Wagner, der „Parsifal" also ein organischer Abschluß. Dagegen Bruckner: das Universum als Heiligenhimmel. Bruckners Musik: total; Wagners Musik: partiell. Musik ist kein Teil des Lebens, wie selbst für Goethe die Dichtung, auch für Dante, Shakespeare, Tolstoj, alle großen Poeten. Der Dichter muß noch mehr sein als nur Dichter. Der Musiker wird selten als Mensch dem, was er als Künstler ist, zu entsprechen scheinen. Nur Beethoven ist von dieser Regel ausgenommen. Außer ihm und Wagner hat kein Musiker im eigentlichen Sinn eine Biographie. Auch Mozart kaum, dessen Kindheit allerdings wundersam strahlt, dessen privates Leben jedoch ohne Ereignisse verläuft. Dagegen tragen Briefe, die Mozarts, Beethovens, Schumanns, oft den ganzen Glanz des auserwählten Geschicks. Die wenigen Tagebuchblätter und Gedichte von Schubert sagen Alles von ihm.

VI

„Leichte Musik": Nicht allein im Ernst wohnt das Göttliche, im Heitern auch, ja noch lieber. Der Gott, der nicht im Donner, nicht im Feuer, nicht im Sturm zu finden war, er zeigte sich im Säuseln des Lufthauchs. Musik, die Tanz erregt, ist uralt kultisch. Wer je Bauerntänzen zugesehen, weiß um den tiefen Grundernst eines solchen leichten Ländlers oder Walzers. Mozarts und Haydns Größe, überhaupt die Wichtigkeit aller österreichischer Musik ist von hier aus zu begreifen. Beethovens Heiterkeit vielleicht das Erschütterndste an ihm.

Digitized by Google

Musiker äußern sich selten über ihre Kunst. Diese Art von Objektivation liegt nicht in ihrem Wesen. (Ihr Musizieren ist weniger ein Schaffen als eine höchste Art von Empfangen, nicht eine weibliche, sondern eine johanneische: sie selbst sind die Instrumente des Geistes, der durch sie spielt.) Der erste über Musik schreibende Musiker Deutschlands: Schumann: Wenn sein Genius schlief, belauschte er ihn. Wer Wagners Erklärung der Neunten Symphonie liest, erstaunt, wie völlig unmusikalisch sie abgefaßt ist; als handelte es sich gar nicht um Musik, sondern um etwas Literarisches, wird hier auf eine lyrische Weise paraphrasiert, was als Chiffern einer Geheimschrift aufzulösen gewesen wäre. Man vergleiche damit die wenigen Zeilen Goethes an Zelter über Bach. Musik kann nicht allgemeinverständlich gemacht werden. Man muß die Weihen haben, um ihrer teilhaft zu sein. Beethoven, wenn er von Händel sprach, kniete nieder.

* * *

PAUL VALÉRY

DIE KLASSISCHE KUNST

Aus der Rede, die der große französische Dichter bei seiner Aufnahme in die „Académie Française" gehalten und worin er seinen Vorgänger Anatole France gefeiert hat. Die Rede wird im Insel-Verlag erscheinen.

BEI der einen ganz zufälligen Zusammenkunft mit unserem großen Verehrer Racines, die mir vergönnt gewesen war, wurde Racine der einzige Gegenstand dieser einzigen Unterhaltung. Der Gedanke lag mir sehr fern, daß es mir nach kurzer Zeit obliegen würde, dem Mitglied Ihrer Vereinigung die huldigende Preisrede zu halten, und es ist mir nicht eingefallen, ihn zu fragen, was ich eines Tages in dieser Halle, die ich damals noch nicht zu betreten gedachte, über ihn sagen sollte.

Digitized by Google

Ich war durchaus nicht ohne Besorgnis. Mir lagen viele Gesprächsstoffe im Sinn, die sich nicht ohne Mißklang zwischen uns hätten entwickeln können. Vielleicht wäre ich versucht gewesen, ihn einige Vorwürfe älteren Datums hören zu lassen. In reifem Alter war er Kritiker gewesen, und zwar in bezug auf Stil und Kenntnisse einer der allerfeinsten Kritiker, geringwertiger freilich im Hinblick auf vorausschauendes Urteil. Er gehörte nicht zu denen, die ihre wachen Gedanken den Dingen, die da kommen könnten, entgegenneigen, die auf die Werdenden bauen, deren bis zum äußersten hellhöriges Ohr das Gras wachsen hören will. Dieser Wunsch erzeugt zuweilen irgendeine Täuschung des Gehörs...

Er jedoch — und möge sein Schatten mir vergeben — hat sich nicht so um Vorahnungen gesorgt. Da er nicht an Propheten glaubte, erhielt er auch nicht Prophetengabe oder wurde doch nur ein „Prophet des Gewesenen".

Vor langer Zeit erwies er sich auf einigen Seiten seiner „Vie litteraire" als nicht übermäßig rücksichtsvoll für die Dichter, die damals sich versuchten, und ihre erwählten Meister. Er setzte keinerlei große Hoffnungen auf sie, meinte, er fühle sich an sie durch keinerlei Band gebunden und erwarte nichts Gutes von der Zukunft. Bald verglich er sie mit Asketen, ein Vorwurf, der selbst aus diesem Munde noch halb erträglich war. Aber andere Male unterschied er sie nicht von den Hottentotten. Auch meinte er, die schönen Dinge entstünden leicht — kein guter Rat — ein Rat, der Hottentotten erzeugt. Freilich hat er auch das Gegenteil gesagt.

Dieser geistvolle Mann konnte und wollte sich nicht darum bekümmern, wie und warum eine recht große Anzahl junger Leute verstanden und liebten, was er nicht erfassen konnte.

Meine Herren, ich habe oft bedacht: wenn die Kritik die magische Kraft hätte, auszulöschen und zu zerstören, was sie verurteilt, und wenn ihre streng durchgeführten Befehle alles,

Digitized by Google

was sie für schlecht oder schädlich hält, vernichten könnte, würden die Geschicke der Literatur bitter darunter leiden. Streichen Sie die seelenverwirrenden Dichter, die Ketzerführer, die Dämonischen aus dem Dasein, denken Sie sich die Gezierten, Wolfssüchtigen, Grotesken fort, versenken Sie die schönen Freunde des Dunkels in ewige Nacht zurück, säubern Sie die Vergangenheit von allen literarischen Ungestalten, bewahren Sie die Zukunft vor ihnen, lassen Sie die Vollkommenen zu, begnügen Sie sich mit ihrer wundervollen Ausgeglichenheit, dann werden Sie — ich prophezeie es Ihnen — den großen Baum unserer Literatur bald absterben sehen; nach und nach werden alle Entwickelungsmöglichkeiten der Kunst selbst, die Sie doch mit so gutem Grunde lieben, hinschwinden,

Nun, meine Herren, bei dieser einzigen Zusammenkunft haben wir von Racine gesprochen, von Racine, dem gewaltigen Born; von Racine, demjenigen unter allen Dichtern, den er mit höchster Beständigkeit am eindringendsten und zu größtem Nutzen bewunderte; von Racine, für den er die gleiche Verehrung in gleichen Formen hatte wie einst ein ganz anderer, Joseph de Maistre; von Racine, den ja auch ich auf meine Weise bewunderte.

Ich bewunderte ihn, wie ich vermochte als Mensch, der 30 Jahre nach seiner Studienzeit ihn gelegentlich einiger Geringes betreffender und doch bedeutender Probleme der Verskunst entdeckt hatte. Dieser unvergleichliche Künstler war mir in der Jugend nur als Mittel der öffentlichen Erziehung erschienen, die es sich damals, Gott sei Dank, versagte, uns lieben zu lehren. Meine lange Unkenntnis und späte Erkenntnis bedaure ich nicht. Wir schätzen die großen Männer nie richtiger ein als durch unmittelbaren Vergleich ihrer Kraft mit unseren Schwächen. Wenn die Umstände uns diese oder jene Schwierigkeit entgegenstellen, wie er dergleichen überwunden hat, ergreift uns Staunen über die Art, wie er den Knoten gelöst hat

Digitized by Google

und das Hindernis zunichte machte, und wir ermessen mit höchster, einfühlender Schärfe diese siegende Macht an der unsrigen, die erfolglos geblieben ist.

Eine Stunde verging unmerklich bei diesem einzigen Gespräch im Geiste Racines. Als ich mich empfehlen wollte, sagte mir mein zukünftiger Vorgänger einige Artigkeiten. Er meinte, ich hätte mich recht schön über Racine geäußert, und ich schied zufrieden mit ihm, das heißt, zufrieden mit mir selbst. Ich erinnere mich nicht an die schönen Gedankengänge, die ich nach seiner liebenswürdigen Behauptung geäußert haben sollte. Zweifellos hatte ich nur auf meine Weise die allgemeine Ansicht derer vorgetragen, die der Wohllaut entzückt und die Vollkommenheit rührt. Ich habe gewiß die erstaunliche Sparsamkeit der Mittel gerühmt, die Racine eigentümlich ist, und die durch eine ganz restlose Beherrschung der wenigen Mittel, deren Verwendung er sich vorbehält, aufgewogen wird. Nur wenige erfassen klar, wie starker bildender Kraft es bedarf, um sich der Bilder zu entschlagen und so ein reines Ideal zu erreichen. In der Literatur wie in den Wissenschaften ersetzt zweifellos ein Bild zuweilen ein gewisses mühseliges Abwägen. Aber Racine zog es vor, zu Ende zu schaffen. Ich sehe ihn, wie er zuerst umreißt, definiert, um endlich einem lange erwogenen, in sich behüteten Gedanken jene durchsichtigen Gliederungen abzugewinnen, in denen die Raserei singt, die stärkste echteste Leidenschaft tönt und schimmert und sich nie anders äußert als im Adel einer Sprache, die Gedankenschärfe und Harmonie zu beispielloser Bindung vereint.

Man muß, um das ganz zu genießen, die tiefen Ursachen nachfühlen, die Racine bewogen haben, alles abzuweisen, was nach ihm so geschätzt wurde, und dessen Fehlen in seinem Werke dem Dichter so häufigen Tadel eintrug. Mancher Vers, der uns nichtssagend erscheint, hat das Opfer von zwanzig Versen erfordert, die für uns wundervoll gewesen wären, die

Digitized by Google

aber eine göttliche Zeile zerrissen und den erhabenen Atem eines vollendeten seelischen Lebensvorganges getrübt hätten.

Als ich das kleine Haus, in dem so viel Anmut mich empfangen hatte, verließ, bewegten diese in mir angerührten Fragen noch meinen Geist.

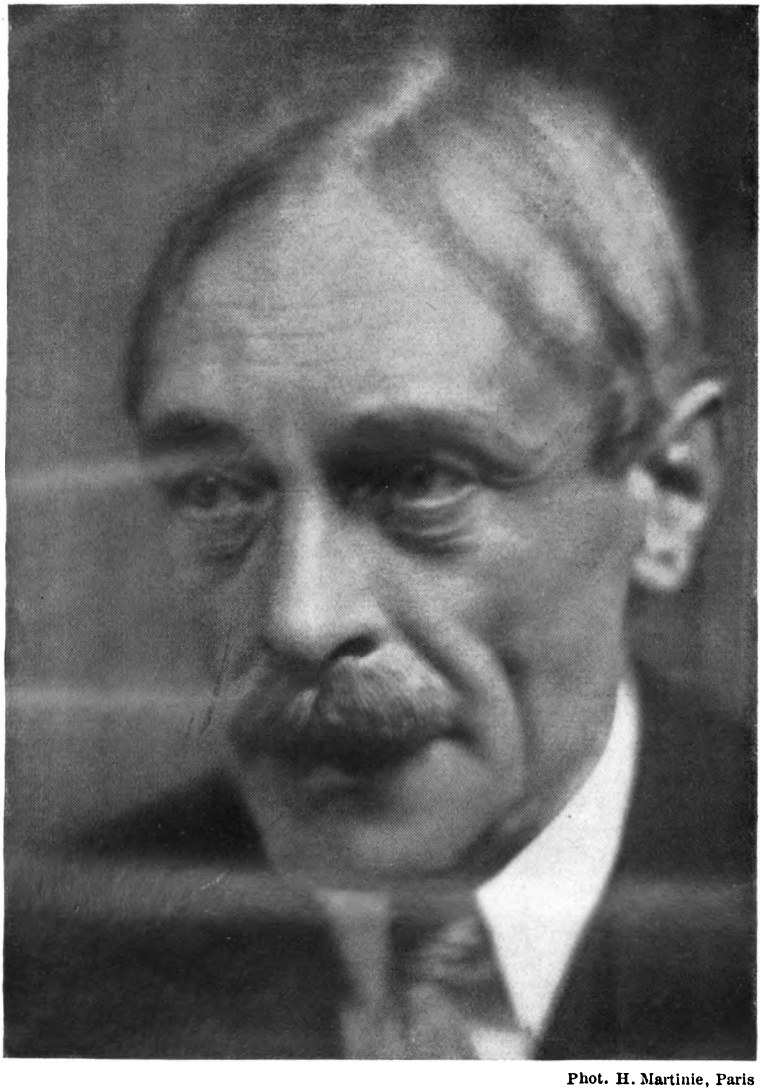
In solchem Zustande gedanklichen Nachklingens, die einer fesselnden Unterhaltung nachfolgen und sie weiterführen, vollziehen sich in uns unzählige Gedankenverbindungen, die ins Gespräch geworfen, aber nicht erschöpft wurden. Einige Zeit noch entwickeln sich unsere Gedanken schneller, erweitern gewissermaßen ihr Spielfeld und erhellen Verborgenes in uns, bevor wir wieder zu uns selbst, das heißt, zu den winzigen Dingen zurückfinden.

Das eben abgeschlossene Zwiegespräch wiederholte sich in mir. Es wandelte sich zu einem inneren Austausch immer gewagterer Hypothesen. Der in Bewegung geratene, sich selbst anheimgegebene Geist versagt sich nichts. Mechanisch erzeugt er sprühende Ideen, die sich aneinander zu immer größerer Kühnheit steigern.

Ich dachte an die Eigenart der Kunst, die man die klassische nennt. Ich bemerkte, daß sie in dem Augenblick zu erscheinen beginnt, wo die erlangte Erfahrung den Aufbau und Geist der Werke zu durchwirken beginnt. Sie ist mit der Kenntnis von Vorschriften, Regeln und Vorbildern untrennbar verbunden ...

Bald kam ich auf die Frage, wie es denn käme, daß diese Kunst sich gerade in Frankreich äußern und mit zäher Kraft durchsetzen mußte. Frankreich, sagte ich mir, ist dasjenige Land der Erde, in dem in neueren Zeiten die Form geschätzt, die Form an sich Bedürfnis war und gepflegt wurde. Nicht die Kraft der Gedanken, nicht das Interesse an den geschilderten Leidenschaften, nicht wundervolles Ersinnen von Bildern, nicht der Strahl selbst des Genius vermögen einer Nation zu genügen, die anspruchsvoll genug ist, um da nicht

Digitized by Google



Phot. H. Martinie, Paris

Paul Valéry

Digitized by Google

Digitized by Google

ganz genießen zu können, wo der Genuß zergliedernder Betrachtung nicht standhält. Sie scheidet nicht gern das spontan Entstandene vom erst Durchdachten, sie bewundert rückhaltlos nur da, wo sie starke, allgemeingültige Grundlagen ihres Vergnügens gefunden hat; und die Suche nach solchen Grundlagen hat sie einst dahingeführt, wie es vor ihnen schon den Alten geschah, die Kunst der Sprache von der Sprache selbst zu unterscheiden.

Es ist nicht sonderbar (spannen meine Gedanken fort), daß in einem recht wenig gläubigen Land diese Unterscheidungskraft sich aufdrang.

Empfindung und Verehrung für die Form erschienen mir damals als Leidenschaften des Geistes, die sich nur an ihren eigenen Hindernissen zu freier Bewegung durchringen. Der Zweifel führt zur Form, war mein kurzer Schluß...

Wie ich dann wieder des Mannes gedachte, von dem ich kam, von dem nichts allbekannter ist als seine Liebe zur klassischen Kunst, es sei denn etwa der äußerste Skeptizismus, zu dem er sich bekannte (denn er war der Zweifel in Person), stieg in mir eine Vermutung auf, es bestehe eine geheime, aber sehr lockende Bindung zwischen dem Kultus der Form und jener kritischen, skeptischen Geisteshaltung.

Gläubigkeit, dachte ich dann, ist nicht schwer. Nicht schwer zu sein, macht ihr Wesen aus. Hingerissensein begnügt sie. Eindrücke und Verzückungen tragen sie empor, und zu gleicher Zeit ruft sie nach Überraschung, nach Unerhörtem, nach Überschwang, nach dem Wunder und dem Neuen; aber es kommt — freilich wohl nicht für alle — eine Zeit, wo den Geistern ihre eigene höchste Ungebundenheit eingibt, anspruchsvoller zu sein. Wie der Glaube an die philosophischen Lehren, die beweislos sich vortragen, im Laufe der Zeiten immer größeren Schwierigkeiten begegnet und immer mehr Einwürfe sich regen müssen, so daß man schließlich nur noch

Digitized by Google

das als wahr gelten läßt, was nachweisbar ist, so geschieht es auch in der Ordnung der Künste. Dem philosophischen oder wissenschaftlichen Zweifel entspricht nunmehr eine Art literarischen Zweifels.

Aber wie soll man die Werke gegen die stets wiederkehrenden Überprüfungen sichern, wie sie gegen das Gefühl des Willkürlichen festigen? Durch die Willkür selbst, durch die organisierte, in Vorschriften gefaßte Willkür. Gegen individuelle Seitensprünge, Überschwang und Unordnung, kurz gegen die selbstherrliche Phantasie haben schöpferische Skeptiker, auf ihre Weise schöpferisch, das Gebäude der konventionellen Bindungen errichtet. Die Bindungen sind willkürlich, wollen wenigstens dafür gelten; nun, es ist ja kein Skeptizismus möglich in bezug auf die Regeln eines Spieles.

Dieses Wort mag Anstoß erregen. Durchblicken lassen, daß die klassische Kunst eine Kunst sei, die dem Ideal des Spieles zustrebt — so sehr ist sie sich ihrer selbst bewußt, so weit bewahrt sie Gebundenheit und Freiheit zugleich — das bedeutet unzweifelhaft einen Schlag ins Gesicht. Aber hoffentlich nur einen Augenblick lang, gerade so lang, bis wir uns besinnen, daß die Vollendung für die Menschen nur darin besteht und bestehen kann, einer bestimmten von uns selbst umrissenen Erwartung genau zu entsprechen.

Die klassische Kunst sagt zum Dichter: Du sollst keinem Götzen opfern, und das ist die Schönheit der Einzelheit. Du sollst dich nicht aller Wörter bedienen; denn unter ihnen gibt es seltene, sonderbare, die alle Aufmerksamkeit auf sich lenken und auf Kosten deines Gedankens nichtig glitzern. Du sollst nicht mit billigen Mitteln blenden, und du sollst nicht dem Ungewöhnlichen nachgrübeln; du sollst nicht versuchen, Blitze zu schleudern, denn du bist kein Gott, wenn du auch denkst; sondern übermittle allein den Menschen, wenn du es vermagst, die Idee menschlicher Vollkommenheit.

Digitized by Google

Die klassische Kunst sagt noch sehr vieles, aber es gibt gelehrtere Stimmen als die meinige, um sie sprechen zu lassen. Ich beschränke mich darauf, jedermann nur nachzusprechen, was diese Kunst gewesen, und so fasse ich in wenigen Worten zusammen: wunderbar ist es, und Frankreich blieb es vorbehalten, unter der Herrschaft freiwaltender Geistigkeit eine Kunst voll unübertroffener Anmut zu schaffen, und überlegene Leichtigkeit des Stils, dauernde Verflochtenheit der Form mit dem Gedanken und köstliche Selbstbescheidung als erstaunliche Früchte ungewöhnlichem Selbstzwang abzuringen.

Wie das erzielt wurde, wollen wir nur noch ganz kurz betrachten. Grausam vermehrte man die Fesseln der Musen, man legte ihren Schritten und natürlichen Bewegungen eine bitter fühlbare Beschränkung auf. Man belud den Dichter mit Ketten. Man überschüttete ihn mit wunderlichen Verboten und unerklärbaren Vorschriften. Man beschnitt ihm seinen Wortschatz. Man war in den Geboten der Verskunst unerbittlich.

Als danach strenge, manchmal ungereimte Regeln angeordnet und allzu erkünstelte Konventionen eingedämmt waren, geschah das, meine Herren, was wir noch heute bestaunen, nämlich, daß durch das Wirken eines halben Dutzends der hervorragendsten Männer und durch die anmutreiche Gunst einiger Salons jene Wunder entstanden und emporwuchsen, Wunder an Reinheit, bündiger Kraft und Leben, jene unvergänglichen Werke, vor deren makellosem Antlitz wir uns willenlos neigen, und die, Göttinnen gleich, eine Stufe übernatürlicher Natürlichkeit erreichen.

Übertragen von Erhard Schiffer.

* * *

Digitized by Google

MICHELANGELO

SONETTE

Übertragen von Rainer Maria Rilke

I

MIT deinen Augen seh ich süßes Licht,
Das ich mit meinen blinden nicht mehr schaue,
Und, das ich, lahm, zu tragen mich getraue,
Mit deinen Füßen trag ich dies Gewicht.

Dem Federlosen gibt dein Flügel Halt,
Dein Geist weiß mich zum Himmel zu entfachen,
Du hast die Macht, mich rot und blaß zu machen
Im Froste heiß und in der Sonne kalt.

In deinem Willen ist mein Wille drin,
Mein Denken wird in deiner Brust bereitet,
In meine Worte weht dein Atem ein.

Es scheint, daß ich dem Monde ähnlich bin,
Den unser Auge oben nur begleitet,
Soweit die Sonne ihn versieht mit Schein.

II

Gut zu den andern, zu sich selber schlecht,
Entsteht ein niedrer Wurm, der unter Qualen
Die Hand uns kleiden kann mit seinen Schalen,
Und erst sein Tod gibt seinem Dasein Recht.

Wollte doch so mein Schicksal meines Herrn
Lebendigkeit in mein Verbliebnes kleiden;
Wie sich die Schlangen aus den Häuten scheiden,
Verstürb ich und verwandelte mich gern.

Digitized by Google

O wäre meine Haut doch nicht zu hären
Gewand zu sein und zög sich selig zu
Um diesen Busen, wenn ich erst vergehe;

Dann hätt ich ihn bei Tage. Oder Schuh,
Die Untersatz für ihn und Säulen wären:
So trüg ich wenigstens zwei reine Schneee.

III

Ich weiß in deinem Antlitz zu gewahren,
Was Ausdruck kaum in diesem Leben leidet.
Die Seele, mit dem Fleische noch bekleidet,
Ist mehrmals schon damit zu Gott gefahren.

Und wenn der Pöbel, klein, gemein und leer,
Den andern dessen, was er fühlt, bezichtigt,
Ist tiefer Wille dadurch nicht entwichtigt,
Nicht Liebe, Treu und ehrliche Begehr.

Zum Gnadenquell, aus welchem alle stammen,
Kommt jede Schönheit. Weil dort mehr sich zeigt
Finden sich dort Verständigte zusammen.

Nicht andre Früchte gibt es, noch Beweise
Des Himmels hier. Wer treu Euch liebt, der steigt
Zu Gott empor und macht den Tod sich leise.

IV

Mir einzubilden anderes Gebild
Aus Schatten oder Erde ist mir eben
In meinem höchsten Denken nicht gegeben,
So daß es wider deine Schönheit gilt.

Digitized by Google

Von dir gekehrt, schein ich mir gleich ganz schwach.
Rasch hat der Gott mir allen Wert entzogen.
Mein Elend, um die Linderung betrogen,
Verdoppelt sich und gibt dem Tode nach.

So ist es sinnlos, daß ich im erschrocknen
Entfliehn beharre und das Gegen-Schöne
Antriebe. Schnellres holt das Lahme ein.

Der Gott kommt selber mir die Augen trocknen,
Verspricht, daß ich mich aller Not versöhne;
Was so viel kostet, kann nicht wenig sein.

V

Wenn dieses Feuer ihrer Schönheit gliche,
Die unerhört aus Euren Augen bricht,
So müßten ganz vereiste Himmelsstriche
Auf einmal brennend stehn in heißem Licht.

Der Himmel aber — denn wir tun ihm leid —,
Um unser sterblich Leben nicht zu stören,
Läßt aller Schönheit — Euch darf sie gehören —
Nur einen Teil in unsre Sichtbarkeit.

So gleicht das Feuer nicht der Schönheit stets.
Ob einer jene himmlische erkenne,
Hängt davon ab, wie weit er für sie passe.

In meinem Alter aber, Herr, so gehts:
Wenns scheint, daß ich nicht tödlich für Euch brenne,
So brenn ich wenig, weil ich wenig fasse.

Digitized by Google

VI

Hätt ich geglaubt, es wird, wenn ich sie seh,
Mir diese Seele gleich zum Neugestalter,
Durch die ich, wie in seinem höchsten Alter
Der Phönix, brenne und in Flammen steh,

So wie der schnellste Hirsch, Lux, Leopard
Die schlechten flieht und eilt zu guten Orten,
Zu ihrem Handeln, Lachen, ihren Worten
Wär ich gestürzt. Spät Eiligsein ist hart.

Doch was noch klagen. Seh ich nicht genug
In dieses einen heitern Engels Augen
Frieden für mich und Ruh und Seligkeit?

Vielleicht wärs ärger, ihn zu frührer Zeit
Gesehn zu haben, ohne ihm zu taugen;
Da ich ihm jetzt gewachsen bin im Flug.

VII

Sieht durch die Augen man im Angesicht
Das Herz, so brauchts nicht anderen Beweis
Für meine Flamme; Grund genügend seis,
Mein teurer Herr, daß deine Huld mir spricht.

Vielleicht, daß mir dein Geist, noch mehr gewillt
Als ich vermute, sieht er, wie ich lauter
Entbrannt bin, nachgibt, schneller und vertrauter,
Denn wer gut fleht, wird überaus gestillt.

Glückseliger Tag, da dies gesichert schiene!
Mit einem Ruck anhielten in den alten
Geleisen Sonnen und gewohnte Zeiten.

Digitized by Google

Mir aber wäre, was ich nicht verdiene:
Für immer meinen süßen Herrn zu halten
In diesen Armen, den ihm weit bereiten.

VIII

Wie sehr genießt sich, froh, von Blumen leicht
Gefügt, auf Einer goldnem Haar der Kranz,
Und jede Blume ist beschäftigt ganz,
Wie sie zuerst den Kopf im Kuß erreicht.

Zufrieden ist das Kleid den ganzen Tag
Um ihre Brust, das unten sich verschwendet,
Was golddurchwirkt um Hals und Wangen lag,
Bleibt unablässig an sie angewendet.

Doch glücklicher noch fühlt sich jenes Band
Mit goldnen Nesteln, das die Brust indessen
Ein wenig drängt, um auf ihr aufzuruhn.

Der Gürtel, der sich ungezwungen spannt,
Sagt, scheints, bei sich: hier will ich immer pressen.
Was würden also meine Arme tun!

IX

Nicht Sterbliches sahn meine Augen, als
In deinen schönen aufging aller Frieden.
Nein, eine Seele, Bösem abgeschieden,
Traf die verwandte, liebend ebenfalls.

Wär sie nicht gottgleich, hätte sie Genügen
Am Außenschönen, das dem Aug gefällt,
Nichts mehr begehrend; doch, weil Bilder trügen,
So geht sie über ins Gebild der Welt.

Digitized by Google

Ich sage, das, was stirbt, befriedigt nicht
Einen, der lebt. Nicht aus der Zeit genommen
Wird Ewiges; sie häutet sich zu sehr.

Was seelentödlich aus den Sinnen bricht,
Ist keine Liebe. Unsre macht vollkommen
Die Freunde hier und durch den Tod noch mehr.

X

Seliger Geist, der das zu Tode alte
Herz heißen Eifers mir im Leben hält
Und der auf mich aus Tausenden verfällt
Und Edleren, damit er mich erhalte;

Warst du einst meinen Augen Gegenwart,
So seis jetzt dem Gemüte; komm und tröste.
Hoffnung ist nicht geringer als die größte
Sehnsucht, wenn sie mir etwas Leid erspart.

Fürbitterin, der ich nun dankend schreibe;
Doch wie soll jemals auszudanken sein
Für deine Hilfen, die mir widerfuhren.

Dies ist ein Dank, mit dem ich Wucher treibe,
Als gäb ich dir die schlimmsten Malerein
Für schöne und lebendige Figuren.

Aus dem Nachlaß des Dichters.

* * *

Digitized by Google

STEFAN ZWEIG
MENSCHLICHKEIT

DIE Leidenden allein wissen um das Leiden: überall erkennt darum Marceline Desbordes-Valmore mit schwesterlichem Blick jedes irdische Unglück. Über sie, die von Sorgen fast Erdrückte, schütten noch alle andern ihre Sorgen hin. Kaum weiß sie selbst, wie für den nächsten Tag das Brot für sich und ihre Kinder zu schaffen, und noch drängt der Bruder, der entlassene Soldat, der arbeitslose Oheim, der greise Schwiegervater um Geld an sie heran. Und sie gibt, ehe sie sich selber nimmt. In allen Vorzimmern der Ministerien kennt man sie, die ewige Petentin. Bald bettelt sie für eine arme Witwe, eine entlassene Schauspielerin, bald fordert sie Befreiung eines armen Sträflings, bald rennt sie die Sohlen durch um 500 Franken für die Heimreise eines jungen Italieners — nie aber bittet sie für sich. Man lese ihre Briefe: ununterbrochen ist sie, die selber Notleidende, Fürsprecherin alles irdischen Elends; alle ihre literarischen Verbindungen nutzt sie einzig, fremde Not zu erleichtern.

Denn fremde Not ist ihr härter als die eigene. Als in Lyon der Aufstand ausbricht, schreibt sie die wunderbaren Worte: „Man errötet, daß man zu essen, daß man warm und zwei Kinder zu haben wagt, während die anderen nichts besitzen." Alle Härte des Gerichts, jedes Urteil ist für sie, die nur Milde kennt, ein nie zu beschwichtigendes Entsetzen. „Wenn ich ein Schafott sehe, verkrieche ich mich unter die Erde und kann nicht essen, nicht schlafen." Und als der Zufall will, daß sie bei ihren hundert Quartieren einmal gegenüber einem Gefängnis wohnt, wagt sie keinen Blick mehr aus dem Fenster. Nie kann sie begreifen, daß man bestraft, statt zu verzeihen. „Um sechs Franken willen, um zehn Franken willen, wegen eines Zornausbruches, für eine fieberhaft geäußerte Meinung schickt man

Digitized by Google

Menschen in die Galeeren!" Ihr Herz kann das nicht verstehen: ihr sind im russischen Sinn alle Übeltäter nur „Unglückliche", und allem Unglück fühlt sie sich verwandt. Darum verwendet sie, die Gehetzte, die Gejagte, noch ihre ganze Willenskraft, um zu helfen. Sie dringt einmal in einem Gefängnis bis zum Direktor vor, um Entlassung für einen Sträfling zu verlangen; und als sie das Haus mit den Riegeln und vergitterten Gelassen mit guter Botschaft verläßt, atmet sie auf: „Ich fühlte mich wie im Himmel, als ich das Haus verließ." Sie bettelt bei Theatern um Rollen für Zurückgesetzte, bei dem König für eine Witwe; und als Martin, ein Landsmann von ihr, Minister wird, schreibt sie ihm im Patois seiner Heimat, um ihn milde zu stimmen. Sie steht müde und krank von ihrem Bette auf, um einem Freunde einen verfallenen Pfandbrief zu retten: jeder Appell an das Mitleid reißt eine Kraft aus der Hinfälligen unverweigerlich empor, denn hier fühlt sie sich angerufen im wahren Namen und Kern ihres Wesens. Trösten ist ihr ein vitales Bedürfnis: im Wohltun strömt sie die ganze überschwengliche Gefühlsmacht, die einmal der unselig Geliebte verachtet, nun auf alle Verachteten aus.

Dieser Blick für das Leiden ist unvergleichlich bei Marceline Desbordes. Man lese ihre Schilderungen Italiens: zum erstenmal betritt sie Mailand, aber sie sieht nicht die marmorn gepflasterten Straßen mit den Karossen wie Stendhal, nicht die amoureuse wollüstige Luft des Südens: ihr erster Blick sieht die vielen Bettler an den Kirchentüren, die zerlumpten Kinder, die Elendsquartiere, sie durchschaut den Jammer, der unter diesem Luxus sich scheu verbirgt. Und in den Kirchen ergreift sie nur die Darstellung des leidenden Christus und die heilige Demut der Märtyrer. Irgendeine urtümliche Einstellung wendet ihren Blick immer den Geprüften zu: sie hat keine Wahl, denn sie sieht nur durch Ergriffenheit. Bei den Aufständen steht ihr Herz zu dem ewig besiegten Volke, bei dem „herr-

Digitized by Google

lichen, dem sublimen Volke". „Armes Volk," schreit sie einmal auf, „so voll Zuversicht und Frömmigkeit, es hat auch diesmal nichts erhalten als das Recht, für seine Kinder zu sterben... Wir gehören zum Volk durch unser Elend und unsere Überzeugung." Nur die Zurückgestoßenen liebt sie wahrhaft, die selbst Zurückgestoßene. Und vielleicht, weil sie so zärtlich, so wissend das Leiden fühlt, kommt gleichsam angelockt immer wieder von allen Seiten alles Unglück zutraulich zu ihr. Sie ist die Beichtigerin ihrer Freundinnen, die Trösterin ihres Mannes, dem sie über seine theatralischen Niederlagen mit rührender Lüge hinweghilft; immer ist ihre Wohnung überschwemmt von Menschen, die von ihr, der Ärmsten, noch etwas begehren, zumindest die Wohltat ihres Mitgefühls. „Jede Kleinigkeit von dem, was Dich quält, ist mir wichtig", schreibt sie einmal einer Freundin — wahrhaftig, sie hat geradezu Durst nach tröstender Tat und saugt mit unendlicher Liebeskraft alles Leiden an sich. Trotz der eigenen Fülle und Überfülle hat sie noch immer Raum für andere Not und immer Tränen bereit; fast scheint es, daß sie sich von ihren Sorgen nur rettet durch das Mitgefühl. Vermöchte sie nicht immer in fremde Not zu entfliehen, sie erstickte an der eigenen.

Niemals aber kann der oft erlittene Undank oder ein Unrecht ihre milde und duldende Seele zu Zorn auftreiben. Sie ist unfähig jeder Erbitterung. Man weiß, wie sie Olivier verziehen, der sie ins Elend stieß; und selbst gegen jene, die ihr wahrer Widerpart sind, gegen die Reichen, gegen die Hartherzigen, gegen die Selbstsüchtigen ballt sie niemals die Faust. „Ah, die Reichen, die Mächtigen, die Richter," so schreit sie einmal auf, „sie gehen ins Theater, nachdem sie eine Todesstrafe ausgesprochen haben." Nur diesen Schreckensruf hat sie, aber keine wirkliche rachgierige Empörung, weil sie nicht hassen kann und weil sie diese Art Menschen einfach nicht versteht. Sie sind ihr fremd, alle die nicht Mitleid kennen, die nicht

Digitized by Google

geben — „nein, die Reichen fühlen nicht mit uns, Pauline," schreibt sie an ihre Freundin, „die Reichen von heute kommen und erzählen einem mit so viel Rückhaltlosigkeit ihren eigenen Jammer, daß man gezwungen ist, mit ihnen mehr Mitleid zu haben als mit sich selbst."

Nein, die Reichen fühlen nicht mit ihr, der ewig Entbehrungsvollen, und sie versteht die Reichen nicht. Sie versteht nie und nie einen Menschen, der sich verwehrt und verhält, der sich nicht ausströmt in der weichen Lust des Helfens und Gebens. Und aus ihrem ewigen Elend staunt sie nur fremd, ohne Haß, ohne Bitterkeit zu diesen Kalten und Versperrten empor wie zu Wesen, die nicht ganz ihresgleichen sind, weil ihnen gerade das fehlt, was sie als ihren einzigen Reichtum empfindet: die strömende Barmherzigkeit, das ewig sich verschenkende Gefühl. Und zutiefst in ihrem innerlichsten immer verzeihenden Herzen bemitleidet sie vielleicht sogar die Mitleidslosen als die Ärmsten unter den Armen.

Ein Kapitel aus dem Buche „Marceline Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin".

* * *

EIN BRIEF VON D. H. LAWRENCE AN DAS INSELSCHIFF

GESTERN sah ich im Abendsonnenschein, der Florenz und die Wellen des Arno mit Gold übergoß, zwei deutsche Jungens aus der Porta Santa Maria kommen und nach dem Ponte Vecchio hinübergehen; einen Augenblick schritten sie im hellen Sonnenglanz, dann waren sie im Schatten verschwunden. Das schnell verwischte Bild machte mir einen starken Eindruck. Die beiden hatten dunkles Haar — sie waren nicht blond, im übrigen aber echte Wandervögel mit dicken Stiefeln, schweren Rucksäcken, ohne Hut, mit aufgestreiften Hemdsärmeln, braunen muskulösen Armen und entblößter sonnenverbrannter Brust.

Digitized by Google

Gesicht und Hals glühten wie Kupfer, als sie aus dem dunkeln Straßenschlund in das Licht der Abendsonne traten. In dem Menschengewimmel auf dem Ponte Vecchio sprachen sie laut miteinander deutsch; mit langen Schritten, den Oberkörper im raschen Marsch ein wenig nach vorn gereckt, gingen sie achtlos an den Italienern vorüber, als wären es bloße Schatten. Wo wollten sie hin? Die Last des Rucksacks und der verbissene Wille nach vorwärts beugte ihnen leicht den Rücken, im Eifer des Gesprächs sahen sie weder nach rechts noch nach links; die Welt um sie her schien gar nicht wirklich da zu sein. Wollten sie jetzt im goldenen Abend die Stadt verlassen? Beeilten sie sich, um noch vor Dunkelwerden die Porta Romana zu erreichen und dann weiterzuwandern nach Süden?

Diese deutschen Jungens sind ja kein ungewohnter Anblick, vor allem im Sommer in Florenz; und doch — wo sie auftauchen und vorübergehen, sinnt man ihnen nach. Wenn Schwäne oder Wildgänse an einem schönen Abend mit hellem Schrei dicht über dem Arno zögen, in keilförmigem Strich, der reinen Form leidenschaftlich unerschütterlichen Vorwärtsstrebens, die einem so nahe geht, so wäre das ein ganz ähnlicher Eindruck; dasselbe Gefühl von fernem Nordland, dieselbe Ahnung eines blinden, geheimnisvollen Wanderdranges würde dann in uns wach.

Dabei weiß niemand besser als ich, daß München, Frankfurt und Berlin hochzivilisierte Städte sind — alles andere als die ferne einsame Heimat wilder Schwäne —, und daß die Jungens nicht wie die Zugvögel südwärts ziehen müssen nach verborgenen Gesetzen, sondern einfach wandern, aus Ruhelosigkeit, aus Bedürfnis nach Bewegung. Es ist ja möglich, daß es sie nach Süden zieht, nach Rom, dem alten Mittelpunkt der Welt. Tatsächlich aber ist doch der Wandervogel ziemlich dasselbe wie jeder andere Tourist auch.

Wie kommt es dann, daß er hier in den Straßen von Florenz,

Digitized by Google

oder in Rom, einen so starken Eindruck macht und man fast erschrickt, wenn man ihn kommen sieht? Auch Engländer wandern mit Rucksack und aufgestreiften Ärmeln, es gibt sogar Italiener, die es tun. Aber das sind Leute, die eine Fußwanderung machen, und weiter nichts. Sie sehen auch nach nichts anderm aus. Wenn ich dagegen am Abend die Wandervögel aus der Porta Santa Maria kommen und über den sonnenbeglänzten Platz auf den dunkeln Ponte Vecchio stürmen sehe, dann wird Deutschland mir wieder, was es den Römern war: das geheimnisvolle Dämmerland des Nordens, starrend von düstern Wäldern, widerhallend vom Schrei der Wildgänse und der Schwäne, das Land der Bären und der Störche, der Drachen und der Greifen.

Es ist nicht so, das weiß ich wohl. Deutschland ist das Land der Eisenindustrie und der geregelten Zivilisation. Und doch überkommt mich das alte Gefühl, wenn ich diese jungen Leute so achtlos vorübereilen sehe. Ich weiß, den Italienern geht es ähnlich. Sie sehen noch einmal die Goten und Vandalen vorüberziehen, die Fremden mit der lauten, harten Sprache, i barbari. Wenn die Knaben aus dem Norden an dem kleinen Polizisten in Käppi und Wehrgehenk vorbeigehen, so liegt in seinem Blick weder Abneigung noch Geringschätzung, sondern das alte ahnungsvolle Staunen. I barbari! So könnte er wilden Schwänen nachschauen, wenn sie über die Brücke in die Ferne zögen — Fremdlinge!

Fremde sind natürlich auch sonst da, Engländer, Amerikaner, Schweden, Leute von überall her. Sie alle kommen dem italienischen Polizisten ein bißchen absonderlich vor, ein Volk findet immer das andere lächerlich. Das ist es nicht. Gewiß mag der Engländer, der Amerikaner, der Schwede dem Italiener lächerlich sein; aber sie gehören doch alle gleichsam mit dazu, sie haben ihre Rolle in der Komödie. Man ist auf sie gefaßt.

Der Wandervogel gehört hingegen nicht dazu. Ihn erwartet

Digitized by Google

man nicht, er spielt eigentlich nicht mit. Er hat sein eigenes Spiel im Sinn, wie der plündernde alte Gote des sechsten Jahrhunderts. Es umwittert ihn ein mächtiger Hauch von Fremde, von fernen Gegenden außerhalb des alltäglichen Gesichtskreises. Es ist die gleiche Empfindung, die früher die Russen so lebhaft hervorriefen: das Gefühl von einem andern Land, das abseits steht, einem großen unbekannten Lande ganz für sich. — Die Russen sind verschwunden oder haben doch ihre eigentümliche Lebendigkeit verloren. Nun sind es nur noch die Wandervögel, die die Ahnung von einem fremden Lande mit sich bringen, das außerhalb des Kreises der andern liegt, von einem unbekannten Nordreich. Das Gefühl hat man, trotz aller Tatsachen.

Wunderbar muß, als das römische Imperium sich seinem Ende zuneigte, der Anblick der ungefügen Goten gewesen sein, wie sie mit nackten Gliedern und unverschämt gleichgültig blickenden blauen Augen über das römische Forum gingen! Da blieben sie wohl hin und wieder stehen und sahen mit dem kurzen deutschen Auflachen, in dem sich Hohn mit Bewunderung und Staunen mit Unsicherheit mischt, der lärmenden Geschäftigkeit der kleinen Städter zu. Es war wie eine Vision. „Non angli sed angeli" soll der erste große Papst gesagt haben, als er die jungen angelsächsischen Sklaven auf dem Markt erblickte. Wesen aus dem Jenseits, die eine neue Welt verkündeten. —

Als ich nach Hause kam, waren Bücher aus Deutschland für mich eingetroffen, darunter „Zeit und Stunde" von Karl Scheffler. Der erste Aufsatz „Der einsame Deutsche" rief mir gleich die Wandervögel ins Gedächtnis zurück, und es kam mir von neuem die Frage: „Wo gehen sie hin? Was ist ihr Ziel?" Auf der ersten Seite des Schefflerschen Buches fand ich die Antwort: „Weil sie ... eine Welt der reinen Idee brauchen."

Digitized by Google

War es das, was die Jungens an dem Abend mit solcher Gewalt zur Stadt hinaustrieb? Suchten sie nach einer Welt der reinen Idee? Oder — was dasselbe bedeutet, wie Scheffler sagt — kehrten sie ungeduldig allen Formen, die sich schon entfaltet, allen Ideen, die schon ihren Ausdruck gefunden haben, den Rücken? Eilten sie mit ihren wunderlich hastigen Schritten dem Werdenden entgegen in sinkender Nacht? Oder flohen sie, fort von allem, was ist?

Es sah viel mehr nach Flucht aus: als flüchteten sie aus Deutschland, nicht als eilten sie nach Rom. Vielleicht wollten sie ja den alten Stein auf dem Forum Romanum berühren und fühlen, ob er seine Kraft noch hat. Sie werden ihn erstorben finden wie ein totes Herz. Wie in der Gräberstadt von Tarquinii, wo der deutsche Junge mir sagte, als er mir von seinen Wanderungen in Italien und Tunis erzählte: „Das ist alles mehr Schrei wie Wert." Das ist die Tücke der Welt der reinen Idee: im Augenblick, da sie wirklich wird, ist doch alles „mehr Schrei wie Wert", wenn nicht noch etwas Schlimmeres. Die Sehnsucht nach einer Welt der reinen Idee, sagt Scheffler, gab eines Tages den Deutschen den Militarismus ein, und darauf den Industrialismus. Wenn das nicht genügt, den Menschen von dem Verlangen nach einer Welt der reinen Idee zu heilen, dann weiß ich nicht, was er noch Ärgeres braucht.

Scheffler rät den Deutschen, ihr Volksschicksal hinzunehmen als das schwerste aller Völkerschicksale: „Die Einsamkeit in der Welt und im eigenen Volke ertragen lernen: das ist der Sieg. Schwindelfrei, wie die geflügelte Göttin auf der Kugel, das Ganze überschauen, den Graus der Geschichte mit derselben Gefaßtheit und ehrfürchtigen Neugier erleben, wie er in besseren Zeiten nur gedacht worden ist, an die Weltmission deutscher Problematik, an die höhere Sittlichkeit scheinbarer Charakterlosigkeit, an die Kraft in der Schwäche glauben und alles das tätig tun, jeden Tag für verloren halten, an dem nicht irgend

Digitized by Google

etwas getan worden ist: das ist, das sei das irdische Glück des in der Welt und im eigenen Land einsamen Deutschen."

Das klingt schön und heroisch, vor allem das Bild von der Göttin auf der Kugel, aber für einen Engländer, der die Probleme der Deutschen nur von außen sieht, ein wenig überflüssig. Die Jungens, die über den Ponte Vecchio wanderten, brauchten so schwierige Dinge sicher nicht mehr zu lernen. Mir schien, sie hatten unmittelbar, aus dem eigenen Anschauen schon alles gelernt, was sie zu lernen hatten. Es stand ihnen im Gesicht geschrieben, daß sie aus Deutschland wegliefen, um sich nicht noch weiter in „reine Ideen" verstricken zu lassen, und nach meinem Gefühl hatten sie ganz recht.

Was Europa, vor allem Nordeuropa zugrunde gerichtet hat, das ist die „reine Idee". Wollte Gott, der Ideenkultus wäre nie erfunden worden. Nun sind wir ihm verfallen und müssen uns loskämpfen. Das Untier, mit dem wir ringen müssen, bis wir es totgeschlagen haben, ist der Kultus der Idee; das ist der Lindwurm, die arge Schlange, in deren Umarmung wir ersticken.

Und die deutsche Ruhelosigkeit, die wir beklagen möchten, ist der gesunde Instinkt, der sich den Windungen der Schlange entrafft. Die Deutschen sind noch ärger von ihr umklammert als irgendein anderes Volk, mit Ausnahme vielleicht der russischen Intelligenz; aber sie wehren sich auch tüchtiger als alle andern. Der Deutsche hat eine starke ursprüngliche Natur, die noch nicht zur Magd der Zivilisation geworden ist, sondern eine ihr unmittelbar eigene Weisheit und Ethik hat, die viel tiefer ist als jede ideelle Ethik. Wenn der Deutsche lernt, sich auf die unmittelbar gewisse Weisheit und Sittlichkeit zu verlassen, dann wird er den Ideendrachen erschlagen, sich und dem ganzen übrigen Europa zum Heil. Es bedarf aber eines sehr tiefen Verantwortungsgefühls und eines hohen Mutes, um der aus eigener Anschauung gewonnenen Sittlichkeit und Weisheit mehr zu glauben als der ideellen Formel.

Digitized by Google

Darum handelt es sich in dem höchst interessanten Aufsatz von Scheffler: „Warum wir den Krieg verloren haben." Er hat eine etwas verwirrende Art, Instinkt, Intuition und Imagination miteinander zu verketten. Aber eins ist gewiß: Deutschland hat den Krieg verloren, weil es ihm an diesen drei Dingen gebrach; und weil es auch den andern Völkern daran fehlte, ist es überhaupt zum Krieg gekommen. Nicht nur Deutschland, unsere ganze Zivilisation ist in der Verdammnis der Ideenknechtschaft. Wir haben alle kein Zutrauen zu dem Bewußtsein, das aus Anschauung, Trieb und Ahnung quillt.

Auch Schefflers Aufsatz über die Engländer ist sehr amüsant. Von außen her mag er ganz recht haben; das ist offenbar das Bild des Engländers, wie er dem Fremden erscheint. Von innen sieht die Sache aber anders aus.

Der Schlüssel zum englischen Wesen ist die merkwürdige Vereinzelung von Uranfang an, der Trieb, für sich zu bleiben, der die innerste Natur eines jeden ist, der meinem Volk angehört. Wir sind Inseln, jeder von uns ist ein kleines Inselchen für sich, und zwischen uns allen flutet das ewige Meer. Das ist die eigentliche Natur des Engländers: von Geburt her allein zu sein. Darauf ist er stolz, stolz, ein Einzelmensch zu sein in einer Nation von Einzelmenschen, eine Insel im großen Archipel seines Volks.

Und weil der Engländer weiß, daß er als Mensch allein steht, ist er ein so guter Staatsbürger geworden. Er verlangt nicht nach menschlicher Nähe, und es liegt ihm deshalb auch fern, dem Mitmenschen zu nahe zu treten. Das ist der Grund für die erstaunliche Zahl von kleinen Privathäusern in England und für die eigensinnige Bewahrung der privaten Sphäre.

Trotzdem ist der Engländer kein Bourgeois. Ich selber habe nie begriffen, was ein Bourgeois eigentlich ist, bis ich ins Ausland gegangen bin und Deutsche, Franzosen und Italiener gesehen habe. Die haben eine Bourgeoisie, weil sie jahrhunderte-

Digitized by Google

lang ihre „bourgs" gehabt haben. Solche „bourgs" gibt es in England nicht.

Also: der Engländer ist kein Bourgeois, aber er ist ganz und endgültig zum Staatsbürger diszipliniert, aus eigener Wahl — er hat sich diese Zucht selbst auferlegt. An sich ist er Inselmensch, Individualist. Was den Engländer über die See getrieben und ihn „imperialistisch" gemacht hat — ein Engländer kann sich bei dem Wort sehr wenig denken —, das ist der Individualismus, der sein Schicksal ist. Der Engländer hat ab ovo einen verhängnisvollen, einen phantastischen Individualismus, das Bewußtsein der persönlichen Einsamkeit wird bei ihm zur Selbstquälerei. Darum hat er sich einer Zucht unterworfen, die fast an Selbstvernichtung grenzt, und ist der vollkommenste Staatsbürger der Welt. Aber man ritze diesen schablonenhaften englischen Staatsbürgern ein bißchen die Haut, und man wird Phantasten finden bis zur Karikatur. Daher ihre grenzenlose Toleranz und gleichzeitig ihre unerbittliche Auflehnung gegen jede Tyrannei. Jeder Engländer ist eben eine Insel für sich.

Vielleicht hat die Mischung von Germanenblut und keltischem Britenblut dies Hamlet-Falstaffische Wesen hervorgebracht, das sich unterschieden fühlt von der Gesamtheit der andern Menschen — dem Engländer ein Ruhm und eine Qual. Der Engländer kann unter keinen Umständen nicht allein sein, er bleibt im Kern seines Wesens immer vom andern Menschen abgesondert. Darum scheint er ein Heuchler. Seine Natur ist ihm so sehr Privatsache, daß er sie fast in allem, was ihn zu den Mitmenschen in Beziehung setzt, aus dem Spiel läßt. Von den andern erwartet er das gleiche, und wenn einmal jemand sich selber gibt, dann hält man es in England für einen Mangel an Erziehung.

Heute ist die Selbsterziehung des Engländers zu einem vorbildlichen menschlichen Zusammenleben so weit fortgeschrit-

Digitized by Google

ten, daß er selber dabei fast zugrunde gegangen ist. Er ist so etwas wie eine wandelnde Säule der menschlichen Gesellschaft geworden, tot und starr. Sich selbst hat er, wenn man so sagen darf, unbarmherzig an das Kreuz der Idee der menschlichen Gesellschaft geschlagen, und vor ihm steht der furchtbare Augenblick, wo er zum Himmel schreien wird: consummatum est! und das Leben ihm entflieht. Das britische Volk hat etwas Gespenstisches.

Abgeschnitten sein! Das ist die innere Tragödie der Engländer. Abgeschnitten sein vom Strom des Lebens. Nirgends sind die Klassen so vollkommen voneinander getrennt, ohne jede Möglichkeit einer lebendigen Berührung, wie in England. Es ist ein kaum noch menschlicher Zustand, fast wie eine Welt höllischer Geister.

Was die Behauptung angeht, die Engländer seien ein unrevolutionäres Volk, so ist darauf zu erwidern, daß die erste große europäische Revolution in England gemacht worden ist und daß sich höchstwahrscheinlich dort auch die letzte vorbereitet. Der Engländer erträgt alles, bis ihm das Gefühl der Ungerechtigkeit einmal wirklich aufgeht. Dann hält ihn nichts mehr zurück. Aber es muß erst ein allerhöchstes Gefühl der Ungerechtigkeit in ihm wachgeworden sein, ehe die Wut über ihn kommt und er blind wird gegen seinen Fetisch: „the other fellow's point of view" — die Ansicht des andern.

So ist es. Wir haben alle unsere eigenen Völkerschicksale. Aber zugleich sind wir Menschen und können uns ein wenig in die andern hineinversetzen, wenn wir unser Ahnungs- und Anschauungsvermögen und alle unsere Triebe gebrauchen, nicht nur den einen oder andern. Die Geschicke der europäischen Völker hängen zusammen. Wir haben jeder unser besonderes Volksschicksal, darüber hinaus aber gibt es ein menschliches Schicksal, und ein europäisches.

* * *

Digitized by Google

RAINER MARIA RILKE

DIE TURNSTUNDE

(Geschrieben 1902)

IN der Militärschule zu Sankt Severin. Turnsaal. Der Jahrgang steht in den hellen Zwillichblusen, in zwei Reihen geordnet, unter den großen Gaskronen. Der Turnlehrer, ein junger Offizier mit hartem braunen Gesicht und höhnischen Augen, hat Freiübungen kommandiert und verteilt nun die Riegen. „Erste Riege Reck, zweite Riege Barren, dritte Riege Bock, vierte Riege Klettern! Abtreten!" Und rasch, auf den leichten, mit Kolophonium isolierten Schuhen, zerstreuen sich die Knaben. Einige bleiben mitten im Saale stehen, zögern, gleichsam unwillig. Es ist die vierte Riege, die schlechten Turner, die keine Freude haben an der Bewegung bei den Geräten und schon müde sind von den zwanzig Kniebeugen und ein wenig verwirrt und atemlos.

Nur einer, der sonst der Allerletzte blieb bei solchen Anlässen, Karl Gruber, steht schon an den Kletterstangen, die in einer etwas dämmerigen Ecke des Saales, hart vor den Nischen, in denen die abgelegten Uniformröcke hängen, angebracht sind. Er hat die nächste Stange erfaßt und zieht sie mit ungewöhnlicher Kraft nach vorn, so daß sie frei an dem zur Übung geeigneten Platze schwankt. Gruber läßt nicht einmal die Hände von ihr, er springt auf und bleibt, ziemlich hoch, die Beine ganz unwillkürlich im Kletterschluß verschränkt, den er sonst niemals begreifen konnte, an der Stange hängen. So erwartet er die Riege und betrachtet — wie es scheint — mit besonderem Vergnügen den erstaunten Ärger des kleinen polnischen Unteroffiziers, der ihm zuruft, abzuspringen. Aber Gruber ist diesmal sogar ungehorsam, und Jastersky, der blonde Unteroffizier, schreit endlich: „Also, entweder Sie kommen herunter oder Sie klettern hinauf, Gruber! Sonst melde ich dem Herrn Oberleut-

Digitized by Google

nant..." Und da beginnt Gruber zu klettern, erst heftig mit Überstürzung, die Beine wenig anziehend und die Blicke aufwärts gerichtet, mit einer gewissen Angst das unermeßliche Stück Stange abschätzend, das noch bevorsteht. Dann verlangsamt sich seine Bewegung; und als ob er jeden Griff genösse, wie etwas Neues, Angenehmes, zieht er sich höher, als man gewöhnlich zu klettern pflegt. Er beachtet nicht die Aufregung des ohnehin gereizten Unteroffiziers, klettert und klettert, die Blicke immerfort aufwärts gerichtet, als hätte er einen Ausweg in der Decke des Saales entdeckt und strebte danach, ihn zu erreichen. Die ganze Riege folgt ihm mit den Augen. Und auch aus den anderen Riegen richtet man schon da und dort die Aufmerksamkeit auf den Kletterer, der sonst kaum das erste Dritteil der Stange keuchend, mit rotem Gesicht und bösen Augen erklomm. „Bravo, Gruber!" ruft jemand aus der ersten Riege herüber. Da wenden viele ihre Blicke aufwärts, und es wird eine Weile still im Saal, — aber gerade in diesem Augenblick, da alle Blicke an der Gestalt Grubers hängen, macht er hoch oben unter der Decke eine Bewegung, als wollte er sie abschütteln; und da ihm das offenbar nicht gelingt, bindet er alle diese Blicke oben an den nackten eisernen Haken und saust die glatte Stange herunter, so daß alle immer noch hinaufsehen, als er schon längst, schwindelnd und heiß, unten steht und mit seltsam glanzlosen Augen in seine glühenden Handflächen schaut. Da fragt ihn der eine oder der andere der ihm zunächst stehenden Kameraden, was denn heute in ihn gefahren sei. „Willst wohl in die erste Riege kommen?" Gruber lacht und scheint etwas antworten zu wollen, aber er überlegt es sich und senkt schnell die Augen. Und dann, als das Geräusch und Getöse wieder seinen Fortgang hat, zieht er sich leise in die Nische zurück, setzt sich nieder, schaut ängstlich um sich und holt Atem, zweimal rasch, und lacht wieder und will was sagen... aber schon achtet niemand mehr seiner. Nur Jerome, der auch

Digitized by Google

in der vierten Riege ist, sieht, daß er wieder seine Hände betrachtet, ganz darüber gebückt wie einer, der bei wenig Licht einen Brief entziffern will. Und er tritt nach einer Weile zu ihm hin und fragt: „Hast du dir weh getan?" Gruber erschrickt. „Was?" macht er mit seiner gewöhnlichen, in Speichel watenden Stimme. „Zeig mal!" Jerome nimmt die eine Hand Grubers und neigt sie gegen das Licht. Sie ist am Ballen ein wenig abgeschürft. „Weißt du, ich habe etwas dafür," sagt Jerome, der immer Englisches Pflaster von zu Hause geschickt bekommt, „komm dann nachher zu mir." Aber es ist, als hätte Gruber nicht gehört; er schaut geradeaus in den Saal hinein, aber so, als sähe er etwas Unbestimmtes, vielleicht nicht im Saal, draußen vielleicht vor den Fenstern, obwohl es dunkel ist, spät und Herbst.

In diesem Augenblick schreit der Unteroffizier in seiner hochfahrenden Art: „Gruber!" Gruber bleibt unverändert, nur seine Füße, die vor ihm ausgestreckt sind, gleiten, steif und ungeschickt, ein wenig auf dem glatten Parkett vorwärts. „Gruber!" brüllt der Unteroffizier und die Stimme schlägt ihm über. Dann wartet er eine Weile und sagt rasch und heiser, ohne den Gerufenen anzusehen: „Sie melden sich nach der Stunde. Ich werde Ihnen schon ..." Und die Stunde geht weiter. „Gruber," sagt Jerome und neigt sich zu dem Kameraden, der sich immer tiefer in die Nische zurücklehnt, „es war schon wieder an dir, zu klettern, auf dem Strick, geh mal, versuch's, sonst macht dir der Jastersky irgendeine Geschichte, weißt du ..." Gruber nickt. Aber statt aufzustehen, schließt er plötzlich die Augen und gleitet unter den Worten Jeromes durch, als ob eine Welle ihn trüge, fort, gleitet langsam und lautlos tiefer, tiefer, gleitet vom Sitz, und Jerome weiß erst, was geschieht, als er hört, wie der Kopf Grubers hart an das Holz des Sitzes prallt und dann vornüberfällt ... „Gruber!" ruft er heiser. Erst merkt es niemand. Und Jerome steht ratlos mit hängenden Händen und

Digitized by Google

ruft! „Gruber, Gruber!“ Es fällt ihm nicht ein, den anderen aufzurichten. Da erhält er einen Stoß, jemand sagt ihm: „Schaf“, ein anderer schiebt ihn fort, und er sieht, wie sie den Reglosen aufheben. Sie tragen ihn vorbei, irgendwohin, wahrscheinlich in die Kammer nebenan. Der Oberleutnant springt herzu. Er gibt mit harter, lauter Stimme sehr kurze Befehle. Sein Kommando schneidet das Summen der vielen schwatzenden Knaben scharf ab. Stille. Man sieht nur da und dort noch Bewegungen, ein Ausschwingen am Gerät, einen leisen Absprung, ein verspätetes Lachen von einem, der nicht weiß, um was es sich handelt. Dann hastige Fragen: „Was? Was? Wer? Der Gruber? Wo?“ Und immer mehr Fragen. Dann sagt jemand laut: „Ohnmächtig.“ Und der Zugführer Jastersky läuft mit rotem Kopf hinter dem Oberleutnant her und schreit mit seiner boshaften Stimme, zitternd vor Wut: „Ein Simulant, Herr Oberleutnant, ein Simulant!“ Der Oberleutnant beachtet ihn gar nicht. Er sieht geradeaus, nagt an seinem Schnurrbart, wodurch das harte Kinn noch eckiger und energischer vortritt, und gibt von Zeit zu Zeit eine knappe Weisung. Vier Zöglinge, die Gruber tragen, und der Oberleutnant verschwinden in der Kammer. Gleich darauf kommen die vier Zöglinge zurück. Ein Diener läuft durch den Saal. Die vier werden groß angeschaut und mit Fragen bedrängt: „Wie sieht er aus? Was ist mit ihm? Ist er schon zu sich gekommen?“ Keiner von ihnen weiß eigentlich was. Und da ruft auch schon der Oberleutnant herein, das Turnen möge weitergehen, und übergibt dem Feldwebel Goldstein das Kommando. Also wird wieder geturnt, beim Barren, beim Reck, und die kleinen dicken Leute der dritten Riege kriechen mit weitgekretschten Beinen über den hohen Bock. Aber doch sind alle Bewegungen anders als vorher; als hätte ein Horchen sich über sie gelegt. Die Schwingungen am Reck brechen so plötzlich ab, und am Barren werden nur lauter kleine Übungen gemacht. Die Stimmen sind weniger verworren,

Digitized by Google

und ihre Summe summt feiner, als ob alle immer nur ein Wort sagten: „Ess, Ess, Ess ...“ Der kleine schlaue Krix horcht inzwischen an der Kammertür. Der Unteroffizier der zweiten Riege jagt ihn davon, indem er zu einem Schlage auf seinen Hintern ausholt. Krix springt zurück, katzenhaft, mit hinterlistig blinzelnden Augen. Er weiß schon genug. Und nach einer Weile, als ihn niemand betrachtet, gibt er dem Pawlowitsch weiter: „Der Regimentsarzt ist gekommen.“ Nun, man kennt ja den Pawlowitsch; mit seiner ganzen Frechheit geht er, als hätte ihm irgendwer einen Befehl gegeben, quer durch den Saal von Riege zu Riege und sagt ziemlich laut: „Der Regimentsarzt ist drin.“ Und es scheint, auch die Unteroffiziere interessieren sich für diese Nachricht. Immer häufiger wenden sich die Blicke nach der Tür, immer langsamer werden die Übungen; und ein Kleiner mit schwarzen Augen ist oben auf dem Bock hocken geblieben und starrt mit offenem Mund nach der Kammer. Etwas Lähmendes scheint in der Luft zu liegen. Die Stärksten bei der ersten Riege machen zwar noch einige Anstrengungen, gehen dagegen an, kreisen mit den Beinen; und Pombert, der kräftige Tiroler, biegt seinen Arm und betrachtet seine Muskeln, die sich durch den Zwillich hindurch breit und straff ausprägen. Ja, der kleine, gelenkige Baum schlägt sogar noch einige Armwellen, — und plötzlich ist diese heftige Bewegung die einzige im ganzen Saal, ein großer flimmernder Kreis, der etwas Unheimliches hat inmitten der allgemeinen Ruhe. Und mit einem Ruck bringt sich der kleine Mensch zum Stehen, läßt sich einfach unwillig in die Knie fallen und macht ein Gesicht, als ob er alle verachte. Aber auch seine kleinen stumpfen Augen bleiben schließlich an der Kammertür hängen.

Jetzt hört man das Singen der Gasflammen und das Gehen der Wanduhr. Und dann schnarrt die Glocke, die das Stundenzeichen gibt. Fremd und eigentümlich ist heute ihr Ton; sie hört auch ganz unvermittelt auf, unterbricht sich mitten im

Digitized by Google

Wort. Feldwebel Goldstein aber kennt seine Pflicht. Er ruft: „Antreten!" Kein Mensch hört ihn. Keiner kann sich erinnern, welchen Sinn dieses Wort besaß, — vorher. Wann vorher? „Antreten!" krächzt der Feldwebel böse, und gleich schreien jetzt die anderen Unteroffiziere ihm nach: „Antreten!" Und auch mancher von den Zöglingen sagt wie zu sich selbst, wie im Schlaf: „Antreten! Antreten!" Aber im Grunde wissen alle, daß sie noch etwas abwarten müssen. Und da geht auch schon die Kammertür auf; eine Weile nichts; dann tritt Oberleutnant Wehl heraus, und seine Augen sind groß und zornig und seine Schritte fest. Er marschiert wie beim Defilieren und sagt heiser: „Antreten!" Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit findet sich alles in Reihe und Glied. Keiner rührt sich. Als wenn ein Feldzeugmeister da wäre. Und jetzt das Kommando: „Achtung!" Pause und dann, trocken hart: „Euer Kamerad Gruber ist soeben gestorben. Herzschlag. Abmarsch!" Pause.

Und erst nach einer Weile die Stimme des diensttuenden Zöglings, klein und leise: „Links um! Marschieren: Kompagnie, Marsch!" Ohne Schritt und langsam wendet sich der Jahrgang zur Tür. Jerome als der Letzte. Keiner sieht sich um. Die Luft aus dem Gang kommt, kalt und dumpfig, den Knaben entgegen. Einer meint, es rieche nach Karbol. Pombert macht laut einen gemeinen Witz in bezug auf den Gestank. Niemand lacht. Jerome fühlt sich plötzlich am Arm gefaßt, so angesprungen. Krix hängt daran. Seine Augen glänzen, und seine Zähne schimmern, als ob er beißen wollte. „Ich hab ihn gesehen", flüstert er atemlos und preßt Jeromes Arm, und ein Lachen ist innen in ihm und rüttelt ihn hin und her. Er kann kaum weiter: „Ganz nackt ist er und eingefallen und ganz lang. Und an den Fußsohlen ist er versiegelt..."

Und dann kichert er, spitz und kitzlich, kichert und beißt sich in den Ärmel Jeromes hinein.

Aus der in Kürze erscheinenden Gesamtausgabe.

Digitized by Google

ARTHUR SCHURIG

STENDHALS ERSTER LESER IN DEUTSCHLAND

GOETHES Ausspruch über Stendhals *Rome, Naples et Florence en 1817* (erschienen in Paris am 13. September 1817) in seinem Briefe an Zelter vom 8. März 1818 ist allbekannt.[1] Der Zufall fügt es, daß ich in einem verschollenen Buche: *Aus Karl von Nostitz, weiland Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und späteren Russischen Generalleutnants, Leben und Briefwechsel, Dresden 1848,* auf Stendhal stoße.

Es schreiben sich da zwei vielseitige Weltleute, an denen Henri Beyle seine Freude gehabt hätte, wenn sie ihm im Leben begegnet wären, — die Sorte ist heute so ziemlich ausgestorben, um so erfreulicher jede Begegnung mit einem dieser Kultur-Sonderlinge —, und zwar der damals sechsunddreißigjährige Dragoner-Oberst Karl v. Nostitz[2] (gest. 1838), ein Freund Gneisenaus, und der neun Jahre ältere russische Staatsrat Andreas Merian v. Falkach (1772—1828), ein geborener Schweizer, damals im Stabe des Fürsten Repnin, des General-Gouverneurs von Sachsen.

---

[1] Vgl. unsern Stendhal-Band *Das Leben eines Sonderlings*, S. 27.

[2] Ganz unbekannt ist Karl v. Nostitz in der deutschen Literatur übrigens nicht. Clemens Brentano berichtet an Achim v. Arnim im März 1812: Ich habe den ganzen Winter auf meiner Stube hier in Prag gesessen und keinen andern Schritt gegangen als Mittags zu Tisch und Abends um 7 Uhr zu Nostitz, Major bei den Schwarzenberg-Ulanen, dem [einstigen] Adjutanten vom Prinzen Louis, den Du kennst. Er liegt krank an alten Resten des Soldatenlebens; seine Kameraden trinken Abends den Tee bei ihm. Ich sitze still in der Ecke und höre seinen Erzählungen zu. Er erzählt trefflich und ist voll von Geist, Unbefangenheit, noblem Wesen, und hat aus dem wilden Leben eine Unschuld und Naivetät mitgebracht, die mich ihn sehr lieben und schätzen macht. Sonst ist alles hier ein Haufen der mannichfaltigsten Niederträchtigkeit. Nirgends Liebe zum Vaterland, noch zu der Wissenchaft, noch zu der Kunst; Hunger unter den Armen, höchste Sittenlosigkeit unter den Reichen, kein Sinn für die Geschichte, keine politische Einsicht . . . (Nach R. Steig, A. v. Arnim und Cl. Brentano, 1894, S. 299.) — Siehe auch: Rahel v. Varnhagen, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, 1834, Bd. II, 1.

Digitized by Google

Merian schreibt aus Dresden am 13. November 1817 nach irgendeiner russischen Kavallerie-Garnison: *Ein* Ding kann ich unter manchen andern nicht verstehen: was Du, mein Sohn, eigentlich von meinen Briefen hast. So ein aberwitziges Zickzacksel, was kann das fruchten oder wen ergötzen? Ich bin aus einer andern Welt. Was kann ich mit *dieser* anfangen? Mich zieht nichts an als der Kern; wie soll ich mich mit den Schalen vertragen? Wem ich mich verschließe, der hält mich für weise; wem ich mich öffne, für einen gewaltigen Toren. Deswegen bleibt mein Fensterlein fast immer zu. Ihnen wird es zuweilen geöffnet...

Was lesen Sie? — *Nichts.* — Das ist nicht gut. Der tiefste Brunnen wird erschöpft, wenn nicht Zufluß da ist. Man muß lesen, nicht um Gedanken gemacht zu finden, sondern in sich zu erregen. Uns sei ein Buch nicht ein Stück Rindfleisch, sondern eine Büchse Pfeffer.

Dieser Art ist voraus ein *soi-disant Stendhal* in seinem *Rome, Naples et Florence,* einem wunderbaren Werke des Leichten und Schweren, in dem die Franzosen also gelobt, die Deutschen also beschimpft werden, daß jene tief unten und diese hoch oben stehen, — einem Buche, das einer Brücke gleicht, auf der die welsche Welt zur germanischen hinüberkriechen will, oder das die Raupe darstellt, der übel ist, weil sie anfängt, Flügel zu ahnen.

Was sagen Sie z. B. zu Sätzen wie: *Plus le Français est aimable, moins il sent les beaux arts*... Ist das was andres als was ich unablässig predige von ausgetrocknet, abgeschliffen, mumifiziert sein? Es ist unstreitig, daß [der Gegenwart] das rechte Leben, das warme Blut, Schillers göttliches *Ernst und Liebe* mangelt, daß Schwatzen nicht Schaffen, Bespötteln nicht Begründen ist, und daß schließlich entweder die jetzige Verfassung oder die jetzigen Sitten sonder Zweifel der Teufel holen muß.

Digitized by Google

Noch Eines. Oben steht von Welsch und Germanisch. Das dritte Stück ist Slavisch. Die drei haben Europa inne in Sprache und Sitte. Nun frage ich: Sind nicht ebenso drei *politische* Wirkungen oder Richtungen seit fünfzig Jahren tätig? Also zwar, daß wo zwei zusammenhalten, die dritte immer geschlagen ist?

Item, wie verhält es sich heutzutage damit? Ist nicht vielleicht das Germanische auf dem Sprunge, verhauen zu werden?

*

1817—1927: hundertundzehn Jahre. Alles wie damals: wieder ringen wir um eine neue deutsche Kultur.

* * *

DER SPIEGEL

KARL SCHEFFLER, DER JUNGE TOBIAS

Ich bekenne, daß mich seit Jahren kein Buch so innerlich beglückt hat, wie dies. In ihm lebt die ganze Ideen- und Gefühlswelt des gesunden Deutschen. Wer Ende des vorigen Jahrhunderts aufwuchs, findet hier seine Jugend wieder, sein Irren und Wollen, seine bittersten wie seine heiligsten Stunden, und wenn der junge Tobias einmal verzweifeln will, aber sich tapfer immer wieder aufrichtet, wenn er den platten Lärmmachern seiner Zeit den Rücken kehrt, instinktiv dem Idealismus folgt, der nicht in ihm totzukriegen ist, so fühlt jeder, der auch ein bißchen gekämpft hat: So war es! Das Erstaunliche ist die Fülle an seelischen und verstandesmäßigen Lebenswerten in diesem Buch. Und ohne Scheu spricht Scheffler auch das Heikelste aus, er tut es in einer Weise, daß man erstaunt fragt: warum hat für diese Dinge niemand früher schon den rechten Ton gefunden? Hier haben wir die Bibel des deutschen Idealismus im besten Sinne, geschrieben von einem klaren Kopf, und dazu — in dieser Zeit! Es geschehen noch Zeichen und Wunder! *Velhagen & Klasings Monatshefte*

*

Ein deutscher Erziehungsroman

Als Einleitung ziehen dreiundvierzig Seiten vorüber, von keinem menschlichen Wesen unmittelbar belebt, nichts anderes enthaltend als das weitausladende Bild einer nicht genannten deutschen Hafenstadt nach dem Krieg von 1870. Es ist Hamburg mit seiner dörflichen Umgebung, die bald Vorstadt wird in einer stürmischen Entwicklung voll

Digitized by Google

sozialer Umschichtungen. Dort draußen vor der Stadt wächst in der Familie eines Zimmermalers der Knabe Johannes Schüler auf. Gestalten von Handwerkern stehen vor uns, es ist nichts Besonderes an ihnen, und doch graben sich die Bildnisse tief ins Gedächtnis mit ihrer abgründigen Menschlichkeit; wir sehen das Handwerk selbst, in homerischer Gegenständlichkeit ersteht es als heiliges Werk von Menschenhand, bald schon der Entartung einer neuen Zeit geweiht. Der Knabe wird zum Oheim in die Lehre gegeben. Er soll Zimmermaler werden wie der Vater. Er lehnt sich nicht auf, erlernt das seiner Seele fremde Tun, seine Fremdheit und Sehnsucht revoltiert nur in geheimen Verzückungen. Als Geselle geht er in die Hauptstadt. Immer tüchtiger wird er in seinem Handwerk, und immer größer wird die Sehnsucht. Endlich fällt in die fromme Scheu und Bescheidung der rettende Lichtstrahl: fremd unter Fremden war Johannes bei den Handwerkern; das Reich der bildenden Kunst war seinen Gaben versagt; aber mit der Idee um ihr Wort ringend steigt er auf in das Reich des schauernden Geistes. Treu hat Raphael den jungen Tobias durch Tiefen und über Höhen geführt. Das Buch heißt „Der junge Tobias". Sein Dichter ist Karl Scheffler. Der verehrte Meister der Deutung bildender Kunst von der Gotik bis Liebermann hat mit dem Buch seine Autobiographie geschrieben. Der Insel-Verlag spricht wahr, wenn er von ihr sagt, sie sei ein Buch jenseits aller literarischen Moden. Das Buch ist groß und erschütternd wie nur eines, erfüllt von einer demütigen Gelassenheit und frommen Menschlichkeit. Es geschieht nicht viel auf den fast vierhundert Seiten, nur ein Menschenleben, und doch liest man es gebannt. Wer aus dem herrlichen Gefüge Steine brechen wollte, hätte zu verweisen etwa auf die Nöte des Schulknaben Johannes, die Fremdheit zwischen Eltern und Kindern, den Verrat der Großen an den Heranwachsenden, die hilflos dem dunklen Gott Eros überliefert werden. Aber ein solches Herausgreifen ist schon Sünde an dem Buch, dessen Inhalt nichts und alles ist, eben ein Menschenleben, und dessen Leitspruch heißt: Das Ziel? Der Weg ist das Ziel. — Die erlauchtesten Traditionen des deutschen Romans feiern hier Auferstehung ohne Maske und Kostüm. Es ist ein Buch der Demut und des Werdens in Gott, das ein Buch aller Jugend werden müßte.

Prager Presse

★

Wäre nicht der Begriff einer „neuen Sachlichkeit" schon wieder in berechtigten Mißkredit geraten, Schefflers Buch würde diese Kennzeichnung seines Wesens im höchsten Grade rechtfertigen. Es ist von der ersten bis zur letzten Zeile unverkennbar persönliches Bekenntnis, aber der Bekenner tritt völlig in den Hintergrund; in einem Entäußerungsakt keuscher Bescheidenheit entzieht er sich jedem Ereignis, indem er davon Rechenschaft ablegt. Daß es ein Buch für die große Masse ist, kann bezweifelt werden. Aber dies ist ein Buch, das warten

Digitized by Google

kann. Da es das Gepräge eines Dokumentes (der Zivilisationsstufe im neu entstandenen geeinten Deutschen Reiche) offensichtlich trägt, wird es Bestand haben; seine Zeit wird kommen. Allen Vätern, denen die Erziehung von Söhnen nicht konventionelle Phrase, sondern Lebensaufgabe ist, wird man nicht ernst und nachdrücklich genug raten können: gebt ihnen im rechten Augenblick dieses Buch in die Hand. Es enthält nicht die Spur eines musterhaften Lebenswandels, eines heroischen Schicksals; es ist „nur" die Lebensgeschichte eines jungen Handwerkers. Aber gerade weil es die ewig gestrigen, unablässig wiederholten Erfahrungen, Kämpfe, Sorgen, Schmerzen treu wiedergibt, die jeder männliche Leser – und jeder weiß das, wenn es auch bei weitem nicht alle gestehen – im Kinderzimmer, auf der Schulbank, im Hörsaal wie in der Werkstatt am eigenen Leibe durchgemacht hat; und weil es ohne egoistische Überschätzung der eigenen Gefühle überzeugend den Trost spendet: daß aus aller jugendlichen Wirrnis der Weg zum Ziele führen wird, wenn nur der Wille die Seele weiter geleitet – wie der Engel den jungen Tobias –: darum ist es ein Buch der Erziehung im tiefsten und umfassendsten Sinne. Es braucht, so wenig es einer pädagogischen Tendenz huldigt, den Vergleich mit Rousseau und Pestalozzi nicht zu scheuen.

Deutsche Allgemeine Zeitung

★

FRANÇOIS MAURIAC, DIE EINÖDE DER LIEBE

Glückliches Frankreich! Eine Akademie, die eine ist, hat dieser epischen Dichtung im Jahre 1926 ihren Großen Preis zuerkannt: einer Dichtung, die reif, tief und still ist. Glückliches Land, darin Flaubert nicht bloß gelebt hat, sondern lebt; darin Flaubert nicht unterirdischen Schlummers nur weiterexistiert, sondern umhergeht und die neuen Dichter lehrt. Mit dem Begriff „Tradition" allein vermag ich allerdings etwas so Vollkommenes wie Mauriacs „Einöde der Liebe" nicht zu deuten. Zwar lebt dieses Buch gewiß noch immer in jenem Seelenland, das wir kennen – da ist noch immer der junge Sohn, der in allen klimatischen Schauern des Herzens durch eine Frau erzogen wird – aber ein neuer, frischer, regenglänzender Ausdruck sproßt aus all dem auf. Was für ein reizvoller Okulist und Landschaftsgärtner des heutigen Menschen ist dieser Mauriac, wenn er seine „Education sentimentale" in einer Bar beginnen läßt. „Und an der Decke schwieg der Ventilator wie eine Hummel, die sich niederläßt." Wer die zarte Dichtigkeit einer solchen Bemerkung unterschätzt, wer sie gar fälschlicherweise für einen Lyrismus hält, der weiß wenig von den atmosphärischen Bindungen, ohne die ein Roman seit den großen Impressionisten (und mögen wir hundertmal keine Impressionisten mehr sein!) heute nicht möglich ist.

Die Literarische Welt

★

Digitized by Google

JEAN GIRAUDOUX, BELLA

„Bella" ist eine wundervoll einfache Liebesgeschichte von der zeitlosen Art, die den Autoren von fortschrittlichen Kritikern, die auf sich halten, verboten wird. Solche Kritiker leugnen den Wert des Zeitlosen, und manchmal leugnen sie dieses selbst. Aber sie werden hier milder gestimmt sein und zugeben, daß sie zu obenhin gedacht haben, weil das Buch bis an die Grenze des Zerreißens vollgesogen ist mit der politischen Wirklichkeit des letzten Jahrhunderts. Diese Wirklichkeit erweist sich einem scharfsinnigen Betrachter wie Giraudoux als so grotesk, daß sie von der großartigsten Satire nicht überboten werden könnte. Wenn aber geistreiche Durchdringung und rasche Verknüpfung bei absoluter Wahrheitsliebe, wenn die Fähigkeit, das Unnatürliche an der Natur zu messen, jedoch beides in der Erscheinung anzuerkennen, wenn Fröhlichkeit der Darstellung und unerschöpfliche Jagdlust des Aufmerkens den Satiriker machen, so haben wir hier eine Satire großen Stils. Es werden nicht nur Kleinigkeiten unter ironischem Lächeln angeknabbert, sondern es wird der gewalttätige irrsinnige, seelenträge Weltzustand grell belichtet, wie er sich in das Hirn seiner Repräsentanten und aus ihm her wälzt, und jener andere Weltzustand, der die Menschlichkeit und ihre Schicksale beherbergt, an denen die politische Geschichte vorübergehen muß, auch wenn sie sie zerstört. Frankreich hat in den feindlichen Hauptfiguren des Romans Poincaré und Berthelot wiedererkannt. Es ist schön, daß auch Bella Hauptfigur bleibt und in ihrem Kreise die politische Intrige zum Ereignis des Lebens erhöht.

Berliner Börsen-Courier

★

D. H. LAWRENCE, LIEBENDE FRAUEN

Lawrence schreibt keine Historie, keine Familiengeschichte, keinen Fortsetzungsroman im Schrittchen und Trittchen mit dem Kalenderjahr. Schreibt dieser große englische Europäer in seiner magischen Selbstherrlichkeit ein neues Buch, dann ist es auch ein neues Buch. Wird dieses Buch (in der ausgezeichneten Übersetzung von Th. Mutzenbecher) in Deutschland ein Frauenbuch werden? Oder wird es ein Frauenbuch und ein Männerbuch werden? Es ist geschrieben für jene Engel mit der Seele eines Mannes und einer Frau in eins – aber es wird wohl vorerst ein reines Frauenbuch bleiben. Das ist jetzt bei uns wie in Amerika und England das Schicksal einer großen Dichtung. Und es ist ganz gut so. Die Frauen werden ihre Männer bitten, dieses Buch zu lesen. Sie werden sie inständig bitten, es zu lesen. Sie werden sie zwingen, es zu lesen. Damit die Größe dieses Dichters auch zu den Männern vordringt.

Die Dame

★

„Liebende Frauen" – so hätte der Roman „Der Regenbogen" heißen sollen, der dem Roman „Söhne und Liebhaber" vorausging, und dieses letzte Buch hätte „Der Regenbogen" heißen sollen; denn nun erst hat

Digitized by Google

sich die platonische Idee, die das Werk eines Aufwieglers durchwaltet, deutlich herausgerungen, und in ein diamantenes Joch sollen gezwungen werden Mann und Frau. D. H. Lawrence sucht das Verschrobene in allen Beziehungen aufzudecken. Haß und Liebe – immer wieder mit seinen schaurigen Fugen und quälerischen Varianten springt das Thema wie ein gereiztes Tier auf. Der Geschlechterkampf tobt sich übermenschlich oder untermenschlich aus. Menschlich sind die Oktaven der Mitte nur; aber auch dort zittert eine Erlebenswucht, der wir kaum noch gewachsen sind. Haß und Liebe und immer doch der Reiz der Zerstörung nur! Orgiastische: also keine Befriedigung. Schwarze Zuchtlosigkeit.

Die liebenden Frauen, das sind neben einer durch das Laster verdorbenen, schattenhaften Pussum und einer durch den Intellekt verdorbenen, gleißenden Hermione die beiden Brangwens: Gudrun und Ursula. Mit ihrer Vorgeschichte hört der Roman „Der Regenbogen" auf. Nun abenteuert Gudrun, wie es Ursula getan hat. Gudrun bringt Gerald Crich um, und Ursula, die den Mann in Skrebensky vernichtet hatte, entschließt sich zu einer Heirat mit Rupert Birkin, um mit ihm das Unwiderrufliche zu wagen. Das Unwiderrufliche ist die echte Verbindung, die dort angestrebt werden muß, wo im ausgewogenen Gegensatz zwei Menschen sich berühren, wo Mann und Frau, unbeugsam in sich selbst, in reiner Schwebe sich halten wie die Sterne auf ihrer Bahn.

In alten Zeiten, in uralten Zeiten waren wir Mischwesen. Es schied sich daraus die Individualität. Die Folge war das große Auseinandertreten der Geschlechter. Aber es wird so kommen, daß jeder von uns ein eignes Wesen sein wird, das sich in seiner Besonderheit vollendet. Der Mann wird Mann sein und die Frau Frau, in reiner Gegenüberstellung. Es wird nicht mehr einer in den anderen hineinstürzen wollen. Sie suchen die Begegnung in einer Tiefe, wo im nackten Fürsichsein das unpersönliche Ich wohnt, das sich nicht mehr an ein Du zu klammern sucht. Es behaupten sich die beiden Pole in unvermengter Zweiheit. So ungefähr hat sich D. H. Lawrence durch Rupert Birkin hindurch ausgesprochen. Es ist die Orientierung vom Urwelthaften aus, die auch Ludwig Klages in seinem Buch vom Kosmogonischen Eros versucht hat.

„Liebende Frauen" – wir dürfen des Verfassers reifstes Buch als den Abschluß einer Trilogie auffassen, die uns mehr als ein Romanwerk bedeuten muß. Und nichts könnte ja auch wohl diesem Engländer mehr zum Ruhme gereichen, als daß wir ihn in Beziehung mit einem unserer originalsten Geister zu setzen wagen. Gewaltig reckt sich vor uns der Leib einer Grubenlandschaft auf, und diesem pochenden Leib hat der Sohn des Bergwerks sein noch dunkles Wissen um die Zukunft des Menschengeschlechts abgelauscht. Dieses sein noch dunkles Wissen aber klärt sich uns durch den Eros Kosmogonos auf.

Hannoverscher Kurier

* * *

Digitized by Google

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Was die Werkleute des Insel-Verlages in diesem Sommer des Mißvergnügens in eifriger Arbeit geschaffen haben, soll nun ans Licht treten. Wir berichten in diesem Heft zunächst über die Bücher, die bei Ausgabe dieses Heftes erschienen sind oder bis Mitte Oktober erscheinen werden. Unsere weiteren Neuigkeiten werden wir dann im Weihnachtsheft, das Mitte November in die Hände unserer Freunde gelangen soll, ankündigen.

Vier mit unserem Verlag seit langem verbundene deutsche Dichter treten mit neuen Büchern hervor: Felix Braun, Leonhard Frank, Albrecht Schaeffer und Stefan Zweig.

Felix Braun versucht in seinem großen Roman „Agnes Altkirchner" den Untergang des alten Österreich darzustellen. Daß das Eigentlich-Historische dabei in den Hintergrund gerückt und auch das private und bürgerliche Leben, nicht ohne Hinweis auf symbolischen Verlauf, erzählt wurde, wird man von dem Dichter des „Inneren Lebens", dem Einleiter unserer Stifter-Ausgabe, erwarten dürfen. Nicht der Krieg im Feld, sondern die Zeit im Hinterland war der Gegenstand dieses großen Werkes, und damit vermischt wurde viel einzelnes, persönliches Erleben, das aber immer vom Allgemeinen sich abheben, ja durch das Allgemeine wachsen oder welken mußte.

Leonhard Frank hat in seinem Roman „Das Ochsenfurter Männerquartett" eines der seltenen Werke geschaffen, in denen Tragik und Humor des Lebens zu einer Einheit verbunden sind. Der Schauplatz der Handlung ist Würzburg, die Stadt, worin die „Räuberbande" einst ihr Unwesen getrieben hatte, und es sind vier ihrer ehemaligen, nun zu Männern herangewachsenen Mitglieder, deren Schicksale wunderlich miteinander verflochten werden. Scheinbar mühelos entwickelt der Dichter eine Handlung, die den Leser durch den Wechsel ungewöhnlicher Personen und Ereignisse in größter Spannung erhält. Die ehrsamen Bürger und ihre bittere Not, die sie zwingt, sich zu einem Quartett zusammenzutun, um auf den Dörfern zu singen; der Untersuchungsrichter, der den einen von ihnen zu verhören hat, weil er im Verdacht steht, einen Mord begangen zu haben; der dekadente, zu immer neuen Sensationen gehetzte Gelehrte und Weltreisende und sein glücklicherer Gegenspieler; das sechzehnjährige Mädchen mit seiner erwachenden Erotik: alle diese unvergeßlichen Charaktere sind mit dem gütigen Auge eines echten Dichters gesehen.

Die Kraft der Wandlung, den Teufel in Gott umzuschaffen, ist Albrecht Schaeffers innerstes dichterisches Vermögen. Wohl noch nie bewies diese Kraft der absoluten Furchtlosigkeit ihre Größe so unmittelbar, wie in seinem neuen Roman „Die Geschichte der Brüder Chamade". Der Stoff war es, der den Dichter packte: ein grausiges, die tiefsten Tiefen der Menschennatur aufwühlendes Verbrechen, dessen ein falscher Priester, der niemals eine Weihe erhalten hat, überführt

Digitized by Google

wird. Der Mord dient aber nicht zur Entwicklung einer spannenden Verbrecherjagd oder psychischen Analyse, er ist nur das Mittel zur Gestaltung des Satanischen an sich. Dies Satanische ist aber die Kraft, die wieder in unmittelbarer Antipolarität das Göttliche weckt, der ganze Abgrund des Teuflischen im Menschen tut sich auf, damit die Größe von Gottes Liebeskraft und Hilfe nur um so mächtiger erstrahlen kann. Die furchtbarste Lebensverneinung gebiert die herrlichste Lebensbejahung. Schaeffer schuf hier, menschlich und dichterisch, sein unmittelbarstes Bekenntnis vom Sinn des Lebens in Gott. Der Suggestion und Wahrheit dieses Romans wird sich jeder voll seelischer Erschütterung unterwerfen.

Einer edlen, leidgeprüften Frau, einer echten Dichterin hat Stefan Zweig in seinem Buche „Marceline Desbordes-Valmore" ein Denkmal gesetzt. Marceline Desbordes wurde am 20. Juli 1786 geboren. Wie das Leben sie von Kindheit auf hin und her jagte als Sängerin und Schauspielerin, wie sie, der die Liebe allertiefstes Erlebnis, wahrer Sinn des Daseins war, von einem Manne, dem Liebe nur genußreiches Spiel, betrogen und getäuscht wurde, wie sie trotzdem ihr armes Leben hindurch von diesem kurzen Glückstraum innerlich erhoben bleibt, wie sie schließlich in treuer Kameradschaft dem viel jüngeren Valmore, einem kleinen, mittelmäßigen Schauspieler, rührende Lebensgefährtin wird, das alles erzählt Stefan Zweig in diesem erschütternden Lebensbild einer Dichterin, an deren Grabe die Träger bedeutendster Namen wie Baudelaire, Victor Hugo, Anatole France, Verlaine Bekenntnisse ablegen und künden, wer sie war.

Einen neuen, vielverheißenden Autor hat der Insel-Verlag in Richard Friedenthal gewonnen. Als erstes erscheint von ihm ein Stefan Zweig gewidmetes Novellenbuch, dem er nach der Heldin einer der darin enthaltenen Novellen den Titel „Marie Rebscheider" gegeben hat. Ohne Unsicherheit und Umschweifigkeit, mit festem und sicherm Schritt geht in diesem Buch die meisterliche Prosa eines jungen Dichters ihrem Gegenstand entgegen und hält nicht inne, ehe sie ihn nicht vollkommen umfaßt. Erzählen heißt für Richard Friedenthal nicht, traumhaft herumfabulieren, sondern energisch sehen, plastisch gestalten und mit sinnlicher Sachlichkeit eine zweite Wirklichkeit schaffen, in der auch das Außerordentliche glaubhaft und unbezweifelbar erscheint. Jede dieser vier Novellen erhebt ein Leben zum Schicksal, und jede zwingt uns, dies fremde und erfabelte wie ein eigenes mit erschüttertem Anteil mitzuerleben; selten hat ein junger Erzähler mit gleicher Sicherheit und Weitsicht begonnen.

Die Lebensarbeit eines Dichters, dessen Werke ein Vierteljahrhundert lang Krone und Stolz unseres Verlages gewesen sind, eines Freundes und unbeirrbaren Beraters zugleich, ist abgeschlossen. Rainer Maria Rilke hatte, wie er selbst es ausgesprochen, in den „Duineser Elegien" das Höchste und Letzte seiner Kunst gegeben. Nun erschien ihm die Zeit für eine Gesamtausgabe seiner Werke gekommen, und so wurde

Digitized by Google

bald nach Vollendung der Elegien der Plan einer solchen zwischen ihm und seinem Verleger erwogen und sodann bis in Einzelheiten der inhaltlichen und typographischen Gestaltung festgelegt. Wie eine Vorahnung des nahenden Todes erscheint uns nun diese Sorge des Dichters, selbst die Gestalt zu bestimmen, in der er als künstlerische Persönlichlichkeit vor der Nachwelt zu erscheinen wünschte. Uns blieb nur übrig, Vollstrecker seines Willens zu sein, ihn in Zweifelsfällen zu erkennen, und den Text der Werke so rein als möglich zu überliefern.

Mit besonderer Freude künden wir ein neues Buch von Felix Timmermans an und sind gewiß, daß diese Freude von den vielen Lesern seines „Pallieter", seines „Jesuskindes in Flandern", seinen kleinen Meistererzählungen geteilt werden wird. Alles, was den unwiderstehlichen Reiz des „Pallieter" ausmacht, die enge Verbundenheit mit der Natur, das freudige Miterleben und schwelgerische Genießen der sinnlichen Welt, das alles finden wir im „Pfarrer vom blühenden Weinberg" wieder, nur zarter, tiefer und reifer. Was uns an diesem Buche besonders entzückt, ist die herrliche Gestaltung seiner Menschen. In ihrer rührenden Schlichtheit und frommen Güte sind sie uns unvergeßlich. Gerade die kleine ruhige Welt dieses flämischen Dichters ist in dem rasenden Tempo unseres Lebens eine köstliche Oase des Friedens.

Dem im vorigen Jahr erschienenen und mit großem Beifall aufgenommenen Roman „Eisherz und Edeljaspis" geben wir ein Seitenstück in dem chinesischen Studenten- und Revolutionsroman „Die Rache des jungen Meh oder das Wunder der zweiten Pflaumenblüte", dem Emil Preetorius' Kunst wieder ein entsprechendes Gewand gegeben hat. „Was scheren uns die Bücher, was gilt uns unser Leben!" das ist der Ruf, mit dem junge Akademiker ein verhaßtes Regime stürzen, einem Volke zu Rettern werden. Es ist der gleiche Ruf, der heute durch die Reihen der Tausende von chinesischen Studenten hallt. Zeiten und Zustände haben sich geändert, die Menschen sind die gleichen geblieben. Was wissen wir von der Psyche des modernen Jungchinesen, von den seelischen Triebkräften, die sein Tun bestimmen? In diesem Roman, dessen äußeres Geschehen in das poesiegetränkte Zeitalter eines Li Tai Pe fällt, lernen wir die Denkweise, die Bräuche des chinesischen Akademikers verstehen, erfahren wir, wie in China eine Revolution geistig ins Werk gesetzt wurde. Ein packendes Kulturgemälde wird uns hingezeichnet, aus dem uns das mysteriöse Antlitz des wirklichen China entgegenblickt, wie es ein noch so phantasiebegabtes europäisches Dichterhirn sich nie und nimmer vorstellen kann. Tempel und Pagoden, die Große Mauer, die Goldstufen des Throns, das Mittagstor vor dem Kaiserpalast, der Schauplatz so mancher Umwälzung, erwachen zu warmem Leben und reden ihre deutliche Sprache. Zwischendurch weben sich die Purpurfäden zartromantischer Liebesbeziehungen, um sich am Schlusse zum Knoten einer kleinen Sensation zu schürzen; zwei junge Helden führen jeder zwei Bräute heim, und der Himmelssohn sanktioniert ihren zwiefachen Doppelbund. Hier wird man das

Digitized by Google

wahre, das alte und das heutige, China in seiner ganzen Merkwürdigkeit begreifen!

In die Reihe unserer Geschichts- und Memoirenwerke gehört ein Werk von Dr. Egon Caesar Conte Corti: „Der Aufstieg des Hauses Rothschild, 1780–1830". Fast unglaublich erscheint es, daß die Familie Rothschild, die das ganze 19. Jahrhundert hindurch an der hohen Politik Europas einen so großen Anteil gehabt und so oft entscheidend in die Geschichte der Welt eingegriffen hat, in wichtigsten Geschichtswerken entweder gar nicht oder nur flüchtig erwähnt wird, unglaublicher noch, daß die Geschichte des Hauses Rothschild noch nie umfassend dargestellt worden ist. Diese Lücke sucht Egon Conte Corti, der sich durch andere Werke aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts einen guten Namen erworben hat, durch ein Werk auszufüllen, dessen ersten, selbständigen Teil wir hiermit ankündigen. Er schildert den Aufstieg des Hauses aus bescheidensten Anfängen zu großer, internationaler Bedeutung bis in ein Jahr schwerer Krise. Ein zweiter Teil „Das Haus Rothschild in der Zeit seiner Blüte" soll das Werk im Herbst 1928 abschließen. – In dreijähriger Arbeit hat Conte Corti aus weitverstreuten gedruckten Quellen, vor allem aber durch Sammlung Tausender von Briefen, Akten und Dokumenten aus allen Dezennien des 19. Jahrhunderts – für welche zahlreiche Staats- und Privatarchive sich ihm bereitwillig öffneten – ein gewaltiges Material zusammengetragen. Seine Absicht war, Geschichte zu schreiben. Das aber bedeutet – oder sollte es immer bedeuten – unparteiisch sein. Völlige Unparteilichkeit aber ist vor allem notwendig, wenn es sich darum handelt, die Taten und Charaktere von Menschen zu schildern, deren Bild, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte schwankt.

Die Reihe unserer Klassiker-Ausgaben auf Dünndruck-Papier setzen wir durch eine Kleist-Ausgabe fort, die dem 150jährigen Geburtstag des Dichters, dem 18. Oktober 1927, gewidmet ist. Die sämtlichen Werke Heinrich von Kleists sind hier in einem handlichen und preiswerten Bande von über 1200 Seiten vereinigt. Wir möchten wünschen, daß diesem Buche der gleiche Erfolg beschieden sei, wie er unserer einbändigen Hölderlin-Ausgabe zuteil geworden ist.

Einem anderen großen Deutschen ist eine meisterhafte Biographie gewidmet worden, die wir in Gestalt eines stattlichen, reich mit zeitgenössischen Abbildungen geschmückten Bandes im Format und in der Art unserer großen Gobineau-Ausgabe zu neuem Leben erwecken: „Ulrich von Hutten" von David Friedrich Strauß. In diesem Bande weht der Sturmhauch einer großen Kampfeszeit, einer Zeit, in welcher zum ersten Male die deutsche Sprache geschrieben und Schriften in deutscher Sprache veröffentlicht wurden, einer Zeit, da Männer wie Luther, Sickingen, Zwingli, Erasmus, Melanchthon usw. für ihre Überzeugung gegen die Welt ihrer Feinde eintraten, da Luther die Bibel ins Deutsche übertrug, und da Hutten immer wieder seinen Wahlspruch auszurufen Gelegenheit fand: Ich hab's gewagt!

Digitized by Google

Weiter noch führt in die deutsche Vergangenheit zurück das Buch von Hermann Beenken „Bildhauer des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben". Im Mittelpunkt dieses 150 Abbildungen enthaltenden Bandes stehen die Denkmäler des Freiburger Münsters, des Domchores von Köln, des Kapellenturmes von Rottweil und der Gmünder Heiligkreuzkirche. Daneben sind zahlreiche Werke anderer Orte, die in Stilzusammenhängen mit der Kölner, der Rottweiler oder der Freiburger Plastik stehen, zum Teil nicht minder ausführlich, behandelt. Zeitlich sind es Denkmäler der Hochgotik, jene Jahrzehnte zwischen 1290 und 1350. Bei der Behandlung der Gmünder Plastik wurde noch über das Jahr 1350 hinausgegriffen, und im Schlußkapitel wurde ein allgemeiner Überblick über die Struktur des spätmittelalterlichen Weltbildes und der im 14. Jahrhundert erfolgenden geistigen Wandlung in den Grundlinien zu entwickeln versucht.

Die bisherigen Einzelausgaben der Shakespeareschen Dramen fassen wir zu einer sechsbändigen Shakespeare-Ausgabe zusammen. Während von den meisten unserer deutschen Dichter schon seit langem Ausgaben existieren, die nicht ihr gesamtes Schaffen, sondern eine Auswahl des Besten enthalten, erscheint hier eine Shakespeare-Ausgabe, die nicht alle sechsunddreißig Dramen des Dichters umfaßt. Und doch kommt auf zehntausend Leser des „Hamlet" vielleicht einer, der sich in „Die beiden Veroneser" vertieft. Neben unsere Auswahl des Volks-Goethe stellen wir daher nun die des Volks-Shakespeare in der Überzeugung, daß Shakespeares Verbreitung nur gewinnen kann, wenn die gelesenen Stücke von den nicht mehr gelesenen getrennt werden. Daß bei einer Auswahl nicht alle Wünsche befriedigt werden, läßt sich kaum vermeiden; doch wird man sehen, daß unsere Ausgabe ein überwältigendes Bild von Shakespeares Wesen und Dichten gibt, ein Bild, das durch die fehlenden Stücke nicht eindrucksvoller geworden wäre, sondern in mancher Beziehung trotz der größeren Vollständigkeit eine Abschwächung erfahren hätte. Der Text stellt eine sorgfältige Bearbeitung der Schlegel-Tieckschen Übertragungen durch bedeutende Fachleute dar; Anmerkungen am Schluß jedes Dramas erläutern das dem heutigen Leser nicht mehr geläufige.

Von der herrlichen englischen Shakespeare-Monumental-Ausgabe in sechzehn Bänden, die Christian Heinrich Kleukens auf der Ernst Ludwig-Presse in Darmstadt druckt, ist der zweite Band, enthaltend „Troilus and Cressida" und „Romeo and Juliet", erschienen. Die Ausgabe wird nach Überwindung mannigfacher Schwierigkeiten nunmehr schneller fortschreiten: noch in diesem Jahre soll der dritte Band erscheinen.

Zwölf neue Bände der Insel-Bücherei führen diese Sammlung bis zur Nummer 400. Ihr Inhalt ist: Conrad Ferdinand Meyer: Der Schuß von der Kanzel, Novelle (Nr. 103); Stefan Zweig: Sternstunden der Menschheit, Fünf historische Miniaturen (Nr. 165); Theodor Fontane: Gedichte (Nr. 251); Lao Tse: Die Bahn und der rechte Weg (Nr. 253);

Digitized by Google

Otto Julius Bierbaum: Aus dem Irrgarten der Liebe (Nr. 260); Ernest Hello: Ludovik, Novelle (Nr. 264); Selma Lagerlöf: Das Mädchen vom Moorhof, Erzählung (Nr. 285); Jack London: Feuer auf See, Geschichten aus der Südsee und aus den Wäldern des Nordens (Nr. 297); Hans Sachs: Vier Fastnachtsspiele: Der Teufel mit dem alten Weib – Der gestohlene Fastnachtshahn – Das heiß Eisen – Der Krämerskorb (Nr. 299); Conrad Ferdinand Meyer: Die Richterin, Novelle (Nr. 306); Sherwood Anderson: Aus dem Nirgends ins Nichts, Novelle (Nr. 399); Rainer Maria Rilke: Ausgewählte Gedichte (Nr. 400). Besonders hinweisen möchten wir auf die Erzählung „Ludovik" von Ernest Hello. Wir verdanken es dem Übersetzer, Hans Kauders, daß wir dieses Meisterwerk, das wenige seinesgleichen in der Weltliteratur hat, in die Insel-Bücherei aufnehmen konnten. Hermann Bahr hat die Bedeutung dieses in Deutschland fast unbekannten, in Frankreich kaum noch gekannten französischen Dichters, der von 1828–1885 gelebt hat, in einem ausführlichen Nachwort dargelegt.

Einen Querschnitt durch das gesamte Schaffen unseres Verlages im Verlauf dieses Jahres gibt wiederum der Insel-Almanach auf das Jahr 1928. Er enthält u. a. Erzählungen von Felix Timmermans, Hans Carossa, François Mauriac, Richard Friedenthal, Sherwood Anderson; „Die Weltminute von Waterloo", eine historische Miniatur von Stefan Zweig; eine Rede Hofmannsthals „Das Vermächtnis der Antike"; Baudelaires Gedenkworte an Marceline Desbordes-Valmore; einen Abschnitt aus dem berühmten, von Rilke übertragenen Eupalinos-Dialog von Paul Valéry; eine Predigt Meister Eckharts; Erinnerungen von Karl Scheffler; ungedruckte Gedichte von Rilke; eine Szene zur Totenfeier für Rilke von Alexander Lernet-Holenia; zwei Prosastücke von Felix Braun und Lyrik von Ricarda Huch, Ernst Bertram und Albrecht Schaeffer. Das ist ein stattliches Stück lebendiger Literatur und anregender Lektüre für 80 Pfennig.

Die Rede, die Paul Valéry bei seiner Aufnahme in die „Académie Française" gehalten hat und aus der wir einen Abschnitt in diesem Hefte wiedergeben, wird demnächst vollständig in unserem Verlag erscheinen.

Ein neues Gesamtverzeichnis der Werke des Insel-Verlages ist erschienen und kann unberechnet durch alle guten Buchhandlungen oder unmittelbar vom Insel-Verlag (Leipzig, Kurze Straße 7) bezogen werden.

Die Einbanddecke zu dem mit diesem Hefte abgeschlossenen achten Jahrgang kostet in Leinen M. 2.–, in Halbpergament M. 3.–.

★

Irrtümlich wurde auf S. 263 dieses Heftes bemerkt, der neue Band der „Deutschen Vergangenheit" Ordensritter und Kirchenfürsten sei bereits erschienen; er wird jedoch erst Ende Oktober vorliegen, und wir werden im nächsten Heft darüber berichten.

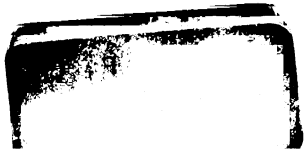
Digitized by Google

Digitized by Google

Date Due

Digitized by Google

AP30
.I63
v. 8



Digitized by Google

3 0000 093 402 265

Digitized by Google